

Unter dem halbmond

Ludwig Salomon

Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES









Unter dem Halbmond.

Unter dem Halbmond.

Heimatliche Novellen

von

Ludwig Salomon.

Mit einem Vorworte von George Hefekiel.



Salle,

G. Emil Barthel.

1870.

§ 34

Hofbuchdruckerei von Julius Krampe in Braunschweig.

V o r w o r t.

Die ehrenvolle Aufforderung ist an mich ergangen, dem Erstlingswerke eines jungen Dichters einen Empfehlungsbrief an die deutsche Lesewelt zu schreiben. Solchen Ehrendienst nun würde der alternde Mann, der vor länger als dreißig Jahren sein erstes Büchlein zu Halle in Druck gab, dem jungen Genossen unter allen Umständen geleistet haben, selbst wenn die Ehre dabei nur gering, der Dienst also schwer gewesen wäre. Hier aber vereinigen sich verschiedene Umstände, welche den Ehrendienst zu einem überaus freudigen und willkommenen machen. Zuerst sind diese drei Geistesblüthen und Erstlinge, welche dem freundlichen Leser hier dargeboten werden, unter'm Halbmond entsprossen, das heißt sie entfalten sich in

der guten alten Stadt Halle an der Saale, der der Verfasser entstammt und der Schreiber dieser Zeilen auch. — Der rothe Halbmond im weißen Felde, von zwei Sternen begleitet, ist nämlich das Stadtwappen von Halle. Der Dichter und ich sind aber nicht nur Hallische Landsleute, sondern wir tragen auch Jeder einen gar schönen Namen aus dem alten Testament und sind doch Beide die Söhne von evangelischen Geistlichen. Das Alles mag Anderen unbedeutend, nichtig erscheinen, mir ist's bedeutungsvoll und meinem jungen Genossen auch; was aber Allen verständlich sein wird und doch der Hauptgrund ist, warum ich diesen Geschichten so freudig einen Empfehlungsbrief schreibe, ist der günstige Umstand, daß dieselben durchaus keiner Empfehlung bedürfen. Die meisten Leser lassen ja die Vorrede unbeachtet, und aus den sauberen, anmuthigen und vollkommen sicher vorgetragenen Erzählungen mit ihrer glücklichen Mischung von tiefem Ernst und neckischem Scherz wird's kaum Einer herauslesen, daß er es mit Erstlingen zu thun

hat. Deshalb kann ich denselben, wie es mein lieber Landsmann gewünscht hat, ohne ihnen zu schaden, meinen Dichtersegen so freudig mit auf den Weg geben!

Berlin, am St. Gallustag 1869.

George Seefiel,

Königl. Preuß. und herzogl. Anhalt.
Hofrath.

Inhalt.

Die andere babylonische Gefangenschaft.

„Clavigo.“

Durch den Fopf des Herrn von Goethe.

Die andere
babylonische Gefangenschaft.

Die andere babylonische Gefangenschaft.

„Wo etwas meine Schrift vermag,
Dein Lob muß sterben keinen Tag.“
Ulrich von Hutten.

„Schicke es ihm, lieb' Väterchen, schick' es ihm!“ rief eine freundliche Stimme im guldnen Schloßlein und Ehrn Doctor Justus Jonas, Superintendent an der Kirche Unserer Lieben Frauen zu Halle im Magdeburgischen, schritt auf und ab in dem behaglichen, mit Tannenholz getäfelten Zimmer, auf dessen braunen Wänden bereits die Abendsonne golden zu glänzen begann.

„Mein liebes Kind“, erwiederte er endlich sanft und sah die so innig Bittende freundlich an, daß sich die Falten der Stirn langsam glätteten, „ein arg Gewitter zieht sich zusammen über der armen Christenheit, seit unser herzlichster Freund, der Doctor Martinus, heimgegangen, Angst und Sorge werden in seinem Gefolge sein! Ein echter Hausvater sehe daher, daß er Alles zusammenhalte, damit die Noth dann bei ihm nicht ihre Geißel schwinge.“

Die Bittende, deren Augen noch so freudig gegläntzt hatten, als sie im Vertrauen auf die Liebe des Vaters sich zu ihm aufwandten, senkte das liebliche Köpfchen, die Sonnenstrahlen stahlen sich durch das dunkelblonde Haar, spielten mit dem Glanze der Augenwimpern und vergoldeten die zitternde Thräne, als seien sie gesandt, einen Lohn des Himmels dem edelen Herzen zu bringen. Ein herber Schmerz ist es, zu fühlen, daß der Verstand ernst und sicher den Sieg über das warme Herz gewinnt, und eine Wehmuth schleicht sich ein, als sei alle Freude, alle Fröhlichkeit zertreten unter dem kalten Blicke der Berechnung.

„Du magst wohl Recht haben, lieber Vater“, gab sie nach einer Pause zur Antwort, daß es trübe aussieht in der Welt und daß wir noch in arge Noth und Kümmerniß gerathen können, aber noch ist es nicht so weit gekommen, auch hoffe ich zu Gott, lutherisch Recht wird wie lutherisch Wort durchdringen durch all pfäffisch Werk; aus dem Felde schlagen wird unser Kurfürst all katholisch Kriegsvolk —“

„Dazu möge der Allmächtige uns seinen Segen geben!“ klang es jetzt plötzlich aus dem Hausflur mit wohl lautender, voller Stimme und ein junger Mann trat in den Rahmen der Thür.

„Amen!“ rief Justus Jonas mit Begeisterung und zugleich staunend auf den eintretenden Fremdling schauend.

„Gar sehr muß ich um Entschuldigung bitten“, ergriff sogleich der Ankömmling das Wort, daß ich so wohlwühlliche Rede unterbreche, doch nicht wollte ich zum Lauscher werden, und da mir gerade eine Zuvorsicht zu Ohren kam, als wäre sie aus meinem eigenen Herzen, ein Wunsch, als sei er mein eigen Gebet, so trat ich herfür und biete Euch an jetzt Gott zum Gruß!“

Leicht verneigte sich der Jüngling und schlug die Augen nieder, als sei er sich bewußt, er habe zu lebhaft gesprochen und zu freudig dabei auf das Mägdlein geschaut.

„Nimmer“, versetzte Ehn Justus Jonas sogleich, „kann solch ein christlicher Wunsch zur Unzeit kommen, denn es ist allewege Zeit für ihn. Seid mir mit diesem Wunsche doppelt willkommen in meinem Hause.“

„Ich bin gesandt“, fuhr jetzt der Fremdling, nachdem er die zum Gruße dargereichte Rechte des Superintendenten ergriffen, mit ernsterer Stimme fort, „ein Brieflein zu übergeben von meinem Herzog Albrecht von Preußen. Ein Reitersmann hatte ihn

anfangs überbringen sollen, doch da ich erfuhr, welch' christliche Bitte er enthielt und ich auch in nächsten Tagen nach Wittenberg zu reisen gedachte, so erbat ich mir die Gunst, daß ich ihn zu Euch brächte, damit auch ich noch einmal von Grund aus erführe aus wahrhaftigem Munde Alles, wie es zugegangen beim gottseligen Ende unseres geliebten Martini Lutheri zu Eisleben; wie dieser hoherleuchtete Mann Gottes sein letztes Stündlein beschicket und wie er eingegangen in das Reich Gottes!"

Die Thränen standen Ehm Justus Jonas in den Augen, zurück strich er sich das ergraute Haar und ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Ein braver Jüngling seid Ihr“, erwiderte er darauf. Dabei wandte er sich zu seiner Tochter und sagte: „Geh', Sophie, schick' es ihm! Setz' Euch“, fuhr er sodann zum Fremdling fort, und beide Männer ließen sich auf hochlehnige Stühle nieder.

„Wohl habt Ihr Euch an einen Nechten gewandt, habe ich doch all die Trübsal von des hochwürdigen Mannes, meines lieben, gottseligen Freundes Besuch allhier in meiner Stube an, bis zu seiner feierlichen Bestattung in der Schloßkirche zu Wittenberg selbst mit durchlebet und durchlitten, daß mir schier manchmal das Herz zu zerspringen drohete!“

Den Brief nahm er nun, entfaltete ihn und las:

„An Doctorem Justum Jonam zu Hall.

Unsern Gruß und gnädigen Willen zuvor.

Achtbarer und hochgelahrter, besonders Lieber, nachdem wir aus allerlei an Uns gelangten Zeitungen leider den tödtlichen Abgang des ehrwürdigen, achtbaren und hochgelahrten, von Uns besonders geliebten Herren Martini Lutheri, der heiligen Schrift Doctoris (des Seelen der Allerhöchste gnädig und barmherzig zu sein geruhe) erfahren und daneben verstanden, daß Ihr bei seinem Abschiede gewesen, auch er egliche schöne Predigten kurz vor seinem Abschiede gethan soll haben, Wir aber, ohne Ruhm, seine christliche Lehre und ihn in seinem Leben ganz höchlich geliebet, auch allewege das, was er geschrieben, gerne gelesen: so sind Wir derhalben seinen Abschied und wie es allenthalben zugegangen zu wissen ganz begierig, demnach auch Unser gnädiges Sinnen und Begehren, Ihr wollet Uns bei gegenwärtigem Boten zuzuschreiben und allenthalben zu verständigen nicht schwer haben.

Das sind wir um Euch in allem Erheblichen zu beschulden gewogen.

Datum Königsberg den letzten Marcy 1546.

Albrecht, Herzog zu Preußen.

Auf die Knieen ließ Ehn Justus Jonas das Papier sinken, auf den Boden starrte das vorhin so glänzende Auge und ein Zug unbeschreiblicher Trauer glitt über die hageren Wangen.

„Ob ich nun gleich noch nicht bestimmt weiß, wann ich nach Hause zurückkehren werde“, hub endlich der Bote des Herzogs Albrecht von Preußen an, „so habe ich doch schon mancherlei Schriften zu Wittenberg erkaufte, die ich auch Freunden daheim, so den gottseligen Mann gleichermaßen geliebet, mitzubringen versprach. Ich legte mir sogar von des Herrn Bugenhagen christlicher Predigt über der Leiche und dem Begräbniß Doctor Martin Luthers, so wie von des hochwürdigen Melanchthon Oratio über der Leiche des Herrn Martini Lutheri (verdeutschet durch Creuziger) doppelte Exemplare bei. Euere herzlichsten Predigten bei dieser traurigen Feier sind noch nicht gedruckt erschienen, ich möchte Euch daher inniglich bitten, sie mir doch auf einige Tage zu borgen, auf daß ich sie abschriebe!“

Bewundert blickte der alte Superintendent auf.

„Hat der Herzog so gelehrt Gesinde, daß es schreiben kann?“ fragte er.

„Nicht immer wohl“, versetzte der Fremde mit einem leichten Lächeln. „Ich bin ein Student und

habe das Brieflein nur besorgt, weil ich nach Wittenberg, allwo ich bereits zwei Jahre studirt, zurückzukehren gedachte. Wilhelm Dornblut heiß ich!"

„Und von Wittenberg kommt Ihr jetzt?“ frug der Superintendent schnell.

„Vor drei Tagen wanderte ich aus von dort“, entgegnete der junge Mann.

„Und meinen Sohn, den Jonas, saht Ihr nicht?“ frug der Superintendent sofort weiter.

„Wohl hätte ich ihn gern gefragt, ob er etwas mitzugeben oder zu bestellen habe, doch ich traf ihn nicht bei sich daheim und als ich ihn dann über den Schloßplatz schreiten sah, war er mit dem hochwürdigen Melanchthon in so eifrigem Gespräche, daß ich nicht dazwischen zu treten wagte. Aber ich freute mich doch, daß ich ihn wenigstens gesehen, um Euch berichten zu können, er sei gar wohl und munter. Lieb und freundlich sprach Ehrn Melanchthon zu ihm, daß man schier denken konnte, da wandeln Vater und Sohn.“

„Was für freundliche Nachricht bringt Ihr mir da!“ rief freudig das hagere Männlein und sprang vom Stuhle empor, „hatte ich doch große Besorgniß, daß er wieder einmal gar zu flott hineingelebt, da er heute abermalen um Geld und allerlei Kleidung gebeten, was ich anfangs gar nicht zu schicken gewillt

war. Doch die Sophie hat so schwesterlich, daß ich die Sendung endlich zugab. Es schaut gar zu traurig aus in den deutschen Landen“, setzte er bedenklich hinzu, „weiß man doch nimmer, wie das Kriegsglück sich stellt.“

„O, laßt nicht von solch traurigen Gedanken Euer Herz bestürmen“, entgegnete der Student, „drüben in Wittenberg ist man voll Zuversicht, daß der Kurfürst die lutherische Sache kräftig hinausführen wird. Habe ich mich doch in dieser Zuversicht aus der Heimat gewagt.“

„Und das nicht umsonst“, fiel ihm Justus Jonas in's Wort. „All meine Scripturen über meines lieben, getreuen Freundes Martini letzte Tage und seliges Ende sollt Ihr zur Abschrift haben!“

Dabei öffnete er einen großen Eichenschrank, in dem sich den erstaunten Blicken des Jünglings ein reicher Schatz von Folianten, Quartanten und Octavbänden zeigte.

„Seht“, rief er und zog einen schönen Pokal von buntem Glase hervor,

„Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus,
Ut fragili vitro similem se noscat uterque.“

„So rief mir der getreue Freund noch am 26. Januarius zu, indem er dies gefüllte Glas mir zutrant

und dann zum Andenken schenkte, als habe er geahnt, daß er selber so bald zerbrechen werde. Seht, an diesem Tische hier saß er, nachdem er so herrlich zu Unserer lieben Frauen über Apostelgesch. 9, 1—19 gepredigt. Auch diese Predigt sollt Ihr haben. Ich besitze das Manuscript, seht hier ist es. Seht, dies ist seine Handschrift, und dies sind die Predigten, so er in Eisleben gehalten, ich habe sie getreulich abgeschrieben!“

Immer mehr und mehr schob der lebendige Mann auf den eichenen Tisch und immer lebhafter schaute der Student in die Papiere.

„Wie herrlich ist es“, rief er endlich aus, „daß ich zu Euch gekommen bin. Reichlicher, als ich je geglaubt, bietet Ihr mir alle die theueren Nachrichten dar! Freilich“, setzte er etwas langsamer hinzu, „werde ich diese Abschriften nicht in einigen Tagen machen können und auf längere Zeit allhier zu verbleiben bin ich nicht eingerichtet, muß mir das mühselige Leben meist durch Informiren erhalten!“

„Nun“, versetzte der Superintendent, „was das Logement betrifft, so wird es sich um des Doctor Martini willen von selbst verstehen, daß Ihr es unter meinem Dache habt und für Speise und Trank

wird schon mein Weib und mein Töchterlein, die Sophie, sorgen.“

„Wie überaus gütig Ihr seid“, rief der Student überrascht, denn er hatte schon zu Wittenberg gehört, daß der Superintendent ein fast zu sparsamer Mann wäre.

„Aber das ist freilich noch nicht Alles, was zu des Leibes und Geistes Nahrung und Nothdurft gehört“, fuhr Justus Jonas nachdenklich fort. Nicht unter Bedrängnissen sollt Ihr das Geschehniß getreulich aufzeichnen, darum werde ich einmal hinübergehen zu Goldstein, meinem lieben Freunde, der viel vermag und mir oftmalen mit verständigem Rathe zur Seite stand!“

„O, wie kann ich mich je dieser Güte würdig machen!“ rief Dornblut auf's Freudigste erregt.

„Wenn Ihr eintretet mit Leib und Leben für die heilige Lehre meines geliebten seligen Freundes“, sagte feierlich Justus Jonas.

Einen Augenblick stockte der Student, doch sofort ergriff er dann die Hand des Superintendenten und rief begeistert und mit glänzenden Augen:

„All mein Denken und Thun sei dem Kampfe gegen das Pfaffenvolk, sei dem Ringen für das ewige

Licht des heiligen Evangelii jetzt und immerdar gewidmet!“

„Und in diesem Zeichen werdet Ihr siegen!“ versetzte Justus Jonas mit Zuversicht. „Doch die Sonne sinkt“, fuhr er sogleich fort, „laßt alle die Scripturen liegen bis morgen, jetzt wollen wir uns das Abendbrot schmecken lassen. Dabei könnt Ihr auch mein Weib und meine Kindlein anschauen.“

Alle die Schätze packte der alte Mann nun wieder sorglich in den mächtigen Schrank und führte sodann den Fremdling in ein anheimelndes Hinterstübchen, in dem bereits ein lustiges Kaminfeuertanzende Schlagschatten an die Wände warf und einen bauchigen Kessel lebhaft broddeln ließ. Schon um den Tisch hatte sich die Kinderſchaar gereiht, die nun mit hochaufgezogenen Augenbrauen den Fremdling anstaunte. Freundlich bewillkomnte die Frau Superintendentin den Abgesandten des Herzogs Albrecht von Preußen. „Leider“, sagte sie, „werde ich Euch nicht so gar ordentlich pflegen können, wie es sich für einen Gast scheidt, denn ich bin eine arme, kranke Frau“, und dabei machte sie eine so betrühte Miene, daß es dem Studenten ängstlich ward und er ihr schnell den hochlehnigen Sorgenstuhl zurechtschob, in den sie sich denn auch setzte und dankbar lächelte. „Aber die

Sophie“, fuhr sie fort, „wird eine aufmerksame Wirthin sein.“ Und dabei sah sie zur ältesten Tochter hinüber, die eben den beiden jüngsten Knaben sorglich ein Lätzschürzchen vorband.

„Das ist meine älteste lebende Tochter“, ergriff Justus Jonas das Wort, „unsere kleine Schaffnerin“, setzte er freundlich hinzu und strich dem erröthenden Mädchen über das reiche Haar.

„O, die Sophie ist schon größer als die alte Barbara und die ist steinalt, sagt der Vetter“, pläzte der kleinste Knabe von kaum drei Jahren heraus und versetzte die Gesellschaft in ein heiteres Gelächter, das aber sogleich durch ein heftiges Gepolter im Hausflur unterbrochen wurde.

„Ach Gott, der Vetter ist wieder böse“, klagte die Frau im Sorgenstuhle, „er sollte doch bedenken, daß eine arme kranke Frau im Hause ist!“

„Teufel- und Türkenblut, Teufel- und Türkenblut, vermaledeites Teufel- und Türkenblut“, rief draußen eine tiefe Bassstimme und dabei ward ein Stoß kräftig auf den hölzernen, dröhnenden Fußboden gestampft. Gleich darauf ward die Thür aufgerissen und herein hinkte ein Stelzbein, warf das vielgeschligte Baret auf die Bank an der Wand und setzte sich mit einem kräftigen „Guten Abend“ an den Tisch.

„Ei, mein lieber Better, was hat Dich so in Garnisch gebracht“, rief ihm Justus Jonas entgegen.

„Eine Schande sei's gewesen“, hat drüben der Schneider gesagt, „daß ich, ein Stelzfuß, mit die Ehrenwache an des seligen Martini Lutheri Leiche gethan. Eine Schande! Himmelkreuzdonnerkeul, fühlen lassen werd' ich dem Böcklein, was eine Schand' ist!“

„Ach du mein Gott, Better“, rief die Frau Superintendentin aus dem Stuhle mit weinerlicher Stimme, „bedenke doch nur, daß eine arme franke Frau im Hause ist. Durch alle Glieder fährt's mir, wenn du so wild umherschreist.“

Und Justus Jonas legte begütigend die Hand auf die Schulter des alten Mannes, der in seinem grauen Barte herumwühlte, dann sprang die Sophie hinzu, schaute ihn lächelnd an und rief:

„Lieb Betterlein, wie kann dich's so verdrießen, weißt du doch, welch' große Ehren du eingeheimst, da du dein Bein verlorst?“

„Freilich, mein Herzkind“, rief der Better sofort ganz verändert, „freilich. Sage dir, 's war ein schrecklicher Tag. Drunten bei Granson standen die Schweizerischen und ich hatte schon zu meinem Rottmeister gesagt, wenn sie—“

„Komm, Betterchen, komm, erst laß uns Abend-

brot essen, das hast du mir ja schon erzählt“, rief das Mädchen fröhlich. „Willst du Harzkäslein oder heimische?“

Die Ruhe war wieder hergestellt. Der alte Hauptmann Christian Hagebusch faltete die Hände, wie die Uebrigen, Jonas sprach ein kurzes Tischgebet und bald war Jeder so ernsthaft mit seinem Abendbrote beschäftigt, daß nur einzelne Worte gewechselt wurden. Erst nachdem sich Alle völlig gesättigt und Sophie geschäftig abgeräumt, bildete sich ein Kreis um den Ankömmling, der nun erzählen mußte, was er gehört über den schmalkaldischen Bund und sein Zerwürfniß mit dem Kaiser; wie sich die beiden Häupter des Bundes am vierten Juli verglichen über die Kriegsvölker, die sie in's Feld stellen wollten, und über manche andere Politica. Dann mußte er berichten von Wittenberg, wo die Familie so lange und so glücklich gelebt, besonders von dem Sohne, dem Justus, wie er jetzt brav studire und darauf arbeite, einmal nach Paris zu gehen, um dort als Rechtsgelehrter sein Glück zu versuchen, ferner von des Herrn Justus Jonas Weinberg vor der Stadt, von Küsters Christinchen, die ihr Söhnlein selbst von Stolberg her auf die hohe Schule gebracht, von der schönen Monica im goldenen Hirsch, die allen jungen Männern die

Köpfe verdrehe, weil sie gar zu reizvoll anzuschauen, die das aber auch wisse und sich danach betrage, und von all den Verwandten und Freunden.

Die Frau Superintendentin entschlummerte freilich bald und auch der Better Christian setzte sich nach einiger Zeit, nachdem er vernommen, wie es draußen im Reiche stand, still in eine Ecke. Desto lebhafter fragte aber der Superintendent, desto aufmerksamer hörte die Sophie zu und schaute mit ihren gewinnenden blauen Augen so treuherzig zu dem Erzähler auf. Sie hatte ja in der lebhaften Residenz Wittenberg ihre ganze glückliche Kindheit verlebt und sich anfangs allhier in dem stillen Halle so einsam gefühlt. Was Wunder, wenn sich der Student verschiedentlich darüber betraf, daß er nur zu der Sophie sprach, die alles so freundlich aufnahm, und daß er Justus Jonas darüber vernachlässigte. Bei dem lebhaften Austausch der Erinnerungen rann der Abend schnell dahin, so daß es schon ziemlich spät war, als man sich endlich erhob.

Die drei Stiegen geleitete der Superintendent nun den Boten des Herzogs Albrecht von Preußen hinauf in das Schlafkammerlein und wünschte ihm dann mit so herzlichen Worten eine gute Ruh, als sei ernstlich eine schlaflose Nacht zu befürchten.

Leise strich der laue Sommerwind um den hochragenden Giebel des güldenen Schloßchens in der Schmeerstraße zu Halle im Magdeburgischen, wehte hinein durch das Fensterlein und streifte kühlend den ermüdeten Wittenberger Studenten.

„Alles sollst du erfahren; alle die herrlichen Predigten sollst du abschreiben können!“ sagte er noch freudig zu sich, bevor er einschlummerte, bald darauf umtanzten ihn alle die Blätter, die ihm der Superintendent gezeigt, in lustigem Reigen und dazwischen schaute bisweilen das liebliche Gesicht der Sophie hervor, wie sie so innig für ihren Bruder gebeten, mit der Thräne im Auge, oder wie sie ihn so freundlich angeschaut, als er von dem heimatlichen Wittenberg erzählt, bis Alles sich mehr und mehr in Nebel hüllte und endlich verschwand, ein tiefer Schlaf sich über den Müden ergoß.

Am andern Morgen ertönte ein altes, lustiges Soldatenlied, wenn auch mit schartiger Stimme, im Hofe des güldenen Schloßleins. Der tiefe Bass, begleitet von dröhnenden Hammerschlägen, drang hoch hinauf bis in das Giebelfensterchen, aus welchem erschrocken über den absonderlichen Lärm, der Student hinabschaute. Drunten aber unter der mächtigen Linde im Hofe saß der Vetter Christian auf einem

Kloke, den Stelzfuß vor sich ausgestreckt und das noch vollständige Bein um einen Brustharnisch geschlungen, den er mit einem mächtigen Hammer lebhaft bearbeitete.

Schauerlich ächzte und stöhnte das alte Gewaffen, denn es war lange her, daß es zum letzten Male geschirmt und geschützt hatte. Aus dem Gefüge war es damals gegangen und sein Besitzer hatte darüber die Lust verloren, es wieder zurecht zu arbeiten, hatte an sich selbst genug zu kuriren gehabt.

In diesem selben Augenblicke schaute jetzt auch Justus Jonas in das Schlafkammerlein des Gastes.

„Guten Morgen, guten Morgen“, rief er erfreut, als er den Studenten erwacht fand, „hatte ich doch schier Angst, es sei Euch etwas zugestoßen. Aber Ihr seid eben gar sehr ermüdet gewesen, das sagte ich der Sophie auch, die besorgt war, Ihr könntet unwohl geworden sein.“

„O weh“, entgegnete Wilhelm Dornblut etwas verlegen, „es thut mir leid, daß ich Euch Besorgniß erregt habe, nur müde war ich von dem weiten Marsche.“

„Nun, so werdet Ihr jetzt reichlich gestärkt sein“, antwortete Justus Jonas lächelnd und dabei stiegen die beiden Männer die steile Treppe hinab.

Vom Hofe sahen die beiden jüngsten Knaben, die nothwendigerweise dem Vetter Christian zuschauten, mit einem Lächeln der Ueberlegenheit auf den durch die Haussflur schreitenden Fremdling, der bis in die hohe Sonne geschlafen.

„Dem Fuhrmann, dem Fischerhannes, wollt Ihr ja wohl auch noch Auftrag geben“, frug der sorgliche Superintendent weiter, „daß er Euch Euere Sachen von Wittenberg mitbringe?“

„Noch weiß ich gar nicht“, versetzte der Student, „ob ich all die Güte annehmen darf.“ Er wollte eben noch mehr sagen, aber beim Eintreten in die untere Stube schritt ihnen ein fein gekleideter Mann entgegen und bot höflich einen guten Morgen.

Justus Jonas schaute einen Augenblick betroffen auf, doch sogleich rief er freudig aus:

„Ei, Gott zum Gruß! Wie freut es mich, Euch einmal wieder zu sehen, ist es doch so lange her, daß wir zu Wittenberg im güldenen Hirsch den Abschiedsfrug leerten!“

Der Fremdling verzog freundlich das Gesicht, streifte die langen, mit Spitzen besetzten hirschledernen Handschuhe ab und drückte mit verbindlichem Lächeln die dargereichte Rechte.

„Gingedenk unserer herzlichsten Freundschaft“, ent-

gegnete er, „habe ich mich auch beeilt, bei Euch vorzusprechen, um auszufchauen, wie es Euch allhier geht und ob Ihr auch noch wohlauf und munter seid!“

„Die Wittenberger freundlichen Tage sind freilich vorüber“, versetzte Justus Jonas mit schmerzlichem Lächeln, „und seit nun vollends mein herzlichster Freund Martinus in diesem Frühjahr heimgegangen, scheint eine wirkliche Freude nicht mehr aufkommen zu können. Doch die Männer kennen einander wohl nicht“, unterbrach er sich. „Dies ist der Studiosus Wilhelm Dornblut aus Königsberg, ein lieber Gast“, sagte er vorstellend auf den Boten Albrechts von Preußen deutend. „Der Herr Doctor Türk, ein Rechtsgelehrter!“ fuhr er fort und beide Männer verneigten sich gegen einander.

„Aus Königsberg“, nahm Doctor Türk das Wort und richtete sich zu einer straffen Haltung auf, daß sich das modische hispanische gelbseidene Wams um den schlanken Körper legte, ganz nach der eleganten Art, die seine katholische kaiserliche Majestät Carolus der Fünfte mit von Madrid gebracht.

„Bringt Ihr auch dergleichen Ansichten mit in's Reich“, fuhr er fort, „wie sie der saubere Albrecht von Preußen da draußen anjeko gezeigt hat?“ und dabei glänzten seine stahlblauen Augen so unheimlich, daß dem Studenten die Zunge wie gelähmt war.

„Mein Gott, was hat der fromme Herr gethan?“ rief Justus Jonas erschrocken.

„Ein eben nicht fein lutherisch Werk“, versetzte der Doctor Türk und um seinen Mund spielte ein Lächeln, das dem angstvoll auf Antwort harrenden Studenten tief in's Herz schnitt. „Mich wundert's schier, daß Ihr's noch nicht wißt“, fuhr er fort. „Abgelehnt hat er jede Hülfe dem Schmalkaldischen Bund, und damit nicht genug, es ist ihm nicht einmal in den Sinn gekommen, den beiden Markgrafen von Brandenburg, dem Johann von Küstrin und Albrecht von Bayreuth, zu verbieten, beim Herzog Moriz, das heißt ja eben so viel wie beim Kaiser selbst, gegen die lutherische Sache Kriegsdienst zu nehmen. Derlei Zwiespalt mußte natürlich dem Kaiser wieder Muth geben und darum erklärte er jetzt mir nichts dir nichts unsern gnädigen Landesherren, den Kurfürsten Johann Friedrich und den Landgrafen von Hessen in die Acht!“

„Gerechter Gott!“ rief der Superintendent außer sich und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Allmächtiger Gott“, murmelte der Student und ward freideweiß vor Schreck.

„Wie kann sich der Kaiser erkühnen“, nahm Justus Jonas, auf's Höchste erregt, wieder das Wort, „ohne Mitwissen der Kurfürsten eine so verfassungs-

widrige Achtung zweier Reichsfürsten vorzunehmen. Schon der mit dem Papste geschlossene Bund war unerlaubt; wie verlautet, zieht er auch fremde Truppen in's Reich, sicher zur Unterdrückung des evangelischen Glaubens: das ist eine dreifache Verletzung der kaiserlichen Wahlkapitulation und trotzdem giebt es da noch deutsche lutherische Reichsfürsten, die sich mit einem solchen Kaiser verbinden?"

„Das ist wohl nicht ganz so, als man Euch berichtet hat“, hub endlich Wilhelm Dornblut an.

„Begriffe es wohl, daß Euch das allhier zu hören nicht lieb ist“, warf der Doktor ein.

„Schon Ehrn Philipp Melancthon“, fuhr der Student fort, „war sehr gegen den Krieg. Gebe Gott, daß er kein unseliges Ende nehme!“

„Das walte Gott!“ sagte der Superintendent feierlich und der Doktor nickte mit dem Kopfe.

Darauf ward das Bereitstehen des Frühtrunkes angemeldet, die Hausfrau und die Sophie kamen herein, begrüßten den alten Bekannten aus der glücklichen Wittenberger Zeit, sprachen über die bevorstehenden Kriegesmühsale und alles, was die Zukunft bringen könnte. Doctor Türk erzählte dann auch der Jungfer Sophie mit liebenswürdigem Lächeln allerlei Schick-Schnack vom Hofe zu Paris, wie der lustige König

Franz so heiter lebe, dann von dem fröhlichen Treiben zu Heidelberg am Neckar in der Pfalz und allerlei muntere Dinge, daß man es gar nicht hätte glauben können, er habe noch kurz zuvor so traurige Nachricht gebracht.

Die Mutter schaute wohlgefällig auf den Gast und überlegte, daß ihre Sophie sich ganz hübsch annehme an der Seite dieses feinen Herren. Es schien ihr auch, als bemerke der Doctor Türk diese Betrachtung, ja als berühre sie ihn sogar ganz angenehm. Gleichwohl war es ihr, als besitze er nicht innere Ruhe genug, sich ungezwungener Fröhlichkeit hingeben zu können; er erhob sich dann auch bald und griff nach seinem spitzen, mit einer hochgeschwungenen Feder geschmückten Hüte.

„Nun, Herr Doctor“, rief Justus Jonas, „sicherlich war dies nicht der einzige Besuch, den Ihr uns zukommen laßt.“

„Ich werde länger allhier verbleiben“, erwiderte der Doctor mit einem freundlichen Lächeln, „und wenn es mir daher verstattet ist, öfter unter dieses gastliche Dach zu treten, so werde ich mit Freuden von dieser Erlaubniß Gebrauch machen!“

„Aber Herr Doctor!“ rief die Frau Superinten-

dentin und machte ein schmollendes Gesicht, und Ehn Justus Jonas setzte lächelnd hinzu:

„Man merkt es schier an allen Seiten, daß Ihr zu Paris am Königshofe waret. Wir sitzen des Abends gar gern in unserm Weingarten vor der Stadt, wenn Ihr daher für diese Zeit Euerer Geschäfte ledig seid, so würde es uns eine Freude sein, Euch heute Abend allda zu erwarten.“

„Ei“, versetzte der Eingeladene, „mit Freuden komme ich dieser Aufforderung nach, wie könnte ich wohl den Abend angenehmer verleben, als in so liebwerther Gesellschaft!“ und dabei verneigte er sich leichtgraziös und schaute mit einem gewinnenden Lächeln zu Sophien hinüber. Hierauf empfahl er sich und schritt mit edelem Anstande die Schmeerstraße hinauf dem Markte zu.

Leicht spielte der Morgenwind mit dem kleinen schwarzseidenen spanischen Mäntelchen.

Die Zeit war während dessen schon weit vorgeschritten. Der Superintendent beeilte sich daher, mit Wilhelm Dornblut zum Wittenberger Fuhrmann zu gehen, um diesem allerlei aufzutragen, ihm besonders zu beschreiben, wo er die Bücher und andere Habseligkeiten abzuholen habe und daß er sie dann baldigst überbringen möchte. Zuletzt bat er ihn noch, wenn

es ginge, seinem Sohne, dem Justus persönlich das Päcklein zu übergeben, damit er ihn schaue, sich nach seinem Wohlbefinden genau erkundigen könne und richtigen Bescheid bringe. Darauf wandten sich beide Männer zum Freunde des Superintendenten, zum Syndicus Doctor Chilian Goldstein, der ein vielvermögender Mann war. Durch diesen machte es sich denn auch gar bald, daß die ersten Familien der Stadt ihre Knaben dem Studenten zum Unterrichte gaben. Erwünscht war Allen die Gelegenheit. Man wollte die Kinder des Krieges wegen nicht aus der Stadt geben und da sonst Niemand vorhanden war, der sich mit diesem Unterrichte befassen konnte, so ward der Student mit Freuden aufgenommen. Ein recht artiger Verdienst war ihm daraus gesichert, es kehrten darum die Männer höchst befriedigt um die Mittagsstunde zurück.

Der Doctor Türk war über den Markt geschritten. Sein noch von der Unterhaltung im Hause des Superintendenten her vergnüglich ausschauendes Gesicht nahm nach und nach ernstere Falten an, und als der schlaue, gewiegte Diplomat die hohe Treppe zum Goldenen Ringe hinauffstieg, war er ganz in Gedanken versunken. Er begab sich in den zweiten Stock, in ein wohlverschlossenes Zimmer, in welchem seine Reise-

säcke lagen. Er fing an zu rechnen, und zu überschlagen; dann zog er mehrere Briefe aus der Brusttasche unter seinem Wamse hervor und überlas sie ernsthaft. Dabei spielte bald ein Lächeln auf seinem pergamentenen Gesichte, bald zogen sich Falten auf seiner Stirn zusammen.

„Sie ist gar lieblich anzuschauen“, murmelte er vor sich hin, „das ist eine angenehme Zugabe. Aber die ganze Familie ist verbissen lutherisch, das trat zweifellos zu Tage, als ich auf den Zahn fühlte. Da werde ich meine Noth haben. Freilich, wenn der Kurfürst in diesem Kriege gewinnt, dann ist keine Hoffnung. Nein, er muß fallen, er soll fallen!“ rief er erregt. „Dreimalhunderttausend Goldgulden“, fuhr er nach einer Pause fort, „das ist ja eine übermenschliche Menge Geld, da kann ich mir einen fürstlichen Marstall halten, da kann ich ein königliches Leben führen und wenn ich den Kaiser jetzt mit allen meinen Kräften unterstütze, wird mir auch die kaiserliche Huld nicht ausbleiben. Ich muß dann ein Mann werden, von dem man in der Welt weit und breit spricht.“

Die Augen des in sich selbst Versunkenen glühten, eine Röthe überzog sein gelbes Gesicht, da plötzlich ging es wie ein leiser Schatten über seine Stirn.

„Sollte mir der Student etwa hinderlich werden? O nein, der arme Tropf“, lachte er, „der ist gescheudter wie der Alte, er sieht bei aller Begeisterung für die lutherische Kirche auch ihre Fehler und darum muß er bald mit dem Graukopf zusammen kommen, der nur schwärmt und Alles, auch das Schlimme, mit der Erinnerung übergoldet. Und wenn das Bürschlein ja so frech sein sollte, nun dann giebt es ja immer noch Mittelchen, sich seine Rechnung nicht verderben zu lassen.“

Mit triumphirendem Lächeln stand Doctor Türk auf. Er war zu Ende mit seinen Betrachtungen und Ueberlegungen, er war im Klaren über sein künftiges Handeln.

Mehrere sorgfältig verpackte Papiere zog er nun aus seinem Reisefack; betrachtete seine Kleidung in einem kleinen metallenen Handspiegel, nickte wohlgefällig und schritt, die Papiere sorgfältig in seine Busentasche gesteckt, mit dem Anstande eines Hofmannes die Ulrichstraße hinauf, der Moritzburg, der Residenz des Erzbischofs von Magdeburg, zu.

Mit Zuorkommenheit wurde er von den Wachen eingelassen, mit großer Eile, als habe man seinen Besuch bereits erwartet, seiner Eminenz gemeldet, höflichst ward er in das innerste Gemach des Erz-

bischofs Johann Albrecht geleitet und schweigend schlossen sich die schweren, eichenen Flügelthüren hinter ihm.

„Auf unserer Seiten Jesus Christ,
Auf's Babes's Seiten der Teufel ist.
Wohl her, mit Freuden gehn wir dran,
Gott wird mit an der Spitze stan!“
Justus Jonas.

Drüben an der Mittagsseite von Halle, wenn man zum engen Moritzthore hinauswanderte, gelangte man, an dem kleinen, sich unmittelbar unter den Mauern der Stadt hinziehenden Dörfchen Glaucha vorüber, auf einige Hügel, die sich sanft in die Saale hinabsenkten. Diese waren von jeher mit vieler Vorliebe von den wohlhabenderen Bürgern der Stadt bepflanzt worden, und bald hatte sich auf dem etwas steinigten Boden der Weinstock eingebürgert. Wer irgend mit seinem Säckel gut bestellt war, suchte sich ein Stücklein dieser Hügel zu erwerben, und so war es gekommen, daß „die Weingärten“ der bevorzugteste vergnügliche Aufenthalt der ehrsamten Bürger geworden.

Auch Ehrn Justus Jonas, der Superintendent zu Unserer Lieben Frauen, von jeher dem Gartenbau in Liebe ergeben, hatte sich, ob es gleich nicht so überaus reichlich in seinem Säckel bestellt war, ein wunderlieblich Stück Land in den Weingärten erkaufte,

schon um das Heimweh nach Wittenberg etwas zu verschmerzen, wo er ebenfalls einen Weinberg besessen, den noch heute sein Sohn, der Jonas (wie ihm erst kürzlich sein geliebter Freund Melanchthon geschrieben) gar sorgfältig pflegte.*)

Etwas früher als sonst war heute der Superintendent hinausgegangen, er wollte seinem Gaste, dem Boten des Herzogs Albrecht von Preußen, in der angenehmsten Nachmittagsstunde all die lauschigen Plätzchen, die er hergestellt, zeigen, wollte auch Alles in der Laube zurechtmachen für das Abendbrot, das Sophie herausbringen werde, damit nichts zu wünschen übrig bliebe, wenn die Mutter mit den beiden jüngsten Knaben Martin und Philipp und vor allem wenn der Doctor Türk käme.

Der Better Christian hinkte während des Sommers den ganzen Tag über im Garten umher, er nagelte und pöchte, und pflanzte und radete ohne Unterlaß. Auch die feste, geräumige Laube hatte er selbst zusammengezimmert, sie war so zuverlässig bedacht und verklebt, daß sie im Nothfalle hätte bewohnt werden können, und das war sein Stolz.

*) Dieser Wittenberger Weinberg ward dann im Schmaldeburgischen Kriege von den Tuzaren verwüthet.

Ehrl Justus Jonas bemühte sich nun auch, dem Studenten beim Rundgange in dem allerdings umfangreichen Garten so viel als möglich zu erzählen von dem und dem Weinstocke, wie er diesen, da er fast ganz erfroren, doch wieder gerettet, wie er die und die Bäumlein, die fast rund herum am Stamm im letzten Winter, trotz der herumgewundenen Dornen, von den Hasen benagt worden, doch noch durch Herumlegen von Lehm und dann Umwinden mit Leinwand vor dem Absterben bewahrt u. s. w. u. s. w., so daß er schließlich die Zeit des Abendessens ganz vergessen. Das alte Männlein konnte sich über den Gefahren seiner Lieblingsbäume ebenso und mit ganz derselben liebevollen Hingebung in den Eifer hineinsprechen, als handele es sich um die lutherische Lehre und um den Streit wider Kaiser und Papst. Die Großthaten dieser Gärtnerei waren denn auch schuld, daß Alle auf die beiden Männer harrten, als diese endlich wieder auf der Höhe des Berges vor der Laube erschienen.

Der reichlich besetzte Tisch stand vor der Laube, so recht im frischen, duftigen Grün, leise umweht von einem würzigen, sanften Abendwinde. Ein kleines Tischgebet sprach darauf Justus Jonas und eifrig machte sich nun Jeder daran, den einladenden Speisen

alle Ehre anzuthun. Der Doctor Türk schien die herrlichste Laune von der Welt zu haben. Man hätte es den festen Falten des Gesichtes gar nicht zugetraut, daß sie auch so gewinnend lächeln könnten.

„Ei, ei, Jungfer Sophiechen“, hob er an, „an wen habt Ihr gedacht, als Ihr uns das treffliche Mahl bereitet?“

„An mein liebes Väterchen!“ rief Sophie sogleich schalkhaft munter aus, doch dabei warf sie einen flüchtigen Blick auf Dornblut hinüber, der bei der Frage unwillkürlich zu dem Mädchen hinübergeschaut hatte und jetzt, da sich die Blicke getroffen, leichter-röthend auf seinen Teller niederschaute.

„Schelm, Schelm!“ lachte Justus Jonas, ohne die Blicke, die Türk nicht entgangen waren, bemerkt zu haben, und sah sein Töchterlein wohlgefällig an. „Ja, ja“, fuhr er fort, „wir sitzen heute so wohl und friedsam hier beisammen, als sei es wer weiß wie lange her, daß ich im vorigen Februar dort unten mit über die Straße zog, daß ich kummerbelasteten Herzens dort hinter dem Sarge meines lieben Freundes daherwankte. Damals glaubte ich, alle Freude sei fortan aus meinem Leben hinweggewischt und ich könnte von nun an nichts weiter thun, als trauern. Aber die Zeit reißt Einem mit fort, und dabei bringt

das Leben neue Sorgen, in denen die alten erstickt werden.“ Ueber die Saale hinweg ließ er seinen Blick gleiten, auf die weite grüne Ebene, durch die sich die breite Eisleber Straße mit ihren mächtigen Eichen hinzog.

„Nun mag der allmächtige Gott die Sorge, die uns jetzt am meisten drückt“, nahm Doctor Türk das Wort, „bald gnädig hinwegnehmen!“

„Deß wollen wir ihn inniglich bitten“, rief Justus Jonas.

„Und fleißig dazu thun, daß sich Alles zum Besten kehre“, fügte Dornblut hinzu.

„Und abfallen vom Schmalkaldischen Bunde“, warf Türk höhnisch hin.

Dornblut verlegten offenbar die Worte Türk's.

„Noch nicht“, fuhr der Student fort, „scheint mir von evangelischer Seite Alles gethan zu sein, bei Weitem scheint man sich nicht vorsichtig genug betragen zu haben, um diesem bevorstehenden Uebel vorzubeugen.“

„Wie schade“, versetzte Türk, „daß Euch Seine Kurfürstliche Gnaden nicht in den Kriegsrath gezogen!“

„O, nicht mich“, entgegnete Dornblut fast wehmüthig, da es ihm leid that, so falsch verstanden zu wer-

den, „aber den weisen und gelehrten Philippus hätte man mehr hinzuziehen können. Er selbst sagte mir einmal, als wir vor's Elsterthor spazieren gingen: Unser Herr ist ein großmüthiger und vortrefflicher Mann, der aber zu oft in seinem Urtheil mißtrauisch, in seinem Tadel unvorsichtig und in seinen Unternehmungen zu rasch ist, der Dinge auf sich wälzt, die er von sich ablehnen könnte. Ich fürchte viel von seiner Selbstzufriedenheit und seiner Neigung zum Kriege, die sich nicht bequemen will, Freundschaft zu erhalten. Oft habe ich unsern Herren freimüthig in's Gesicht getadelt, daß er manches that, was dem Kaiser mißfällig war. Betrachte ich das Temperament unseres Fürsten, die Verwirrung bei Hofe, den übeln Zustand des Landes, so fürchte ich mich. Ich bebe am ganzen Körper, wenn ich mir denke, was wirklich geschehen wird.“

„Das klingt ja sehr preußisch“, unterbrach hier der Doctor Türk.

„D“, versetzte Dornblut, „der liebwerthe Philippus Melancthon sagte auch: es ist auch Pflicht, unseren verbundenen Fürsten alles Glück und Heil bei ihrem Unternehmen zu wünschen!“

„Daran erkenne ich meinen geliebten Freund“, schaltete hier Justus Jonas mit Wärme ein.

„Sie hätten“, fuhr Dornblut fort, „zwar manche voreilige und tadelnswürdige Handlung sich zu Schulden kommen lassen, wie es einmal unter Menschen zu gehen pflege, setzte er begütigend hinzu, aber doch auch der Wahrheit einen Aufenthalt in ihren Ländern verstattet und sie mit vielen Arbeiten und Gefahren vertheidigt. Sein Schmerz über die Kriegsunruhen, sagte er mir mit großer Wehmuth, verzehre ihn. Oft zweifle er, wenn er die Elbe anblicke, ob er den Kummer ausweinen könne, wenn er auch so viel Thränen vergießen wolle, als die Elbe Wellen würfe.“

„Ja, ja, diese Worte kommen aus dem weichen Herzen meines lieben Melancthon“, rief der Superintendent.

„Die Religion wird zum Grunde des Krieges angegeben, allein man hat noch andere Absichten, vielleicht auf beiden Seiten. O, daß man seine bösen Neigungen nicht unter dem Deckmantel der Religion ausbrechen ließe!“ rief der Student mit Wärme.

„O, o“, fiel ihm aber sogleich Justus Jonas ein, „spricht nicht also unbegründeten, harten Verdacht aus. Wohl bin ich für den Frieden, allein, da der Kaiser nun einmal nicht will, so gehet feste d'rauf und d'ran!“

„D'rauf und d'ran gegen das vermaledeite

hispanische Gefindel!“ rief der Better Christian und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Zinnkrüge in die Höhe sprangen und die Kinder erschrocken zusammenfuhren.

„Bravo, bravissimo!“ nickte der Doctor Türk dem Better zu.

„Man hat den Kaiser ohne Noth beleidigt!“ entgegnete aber der Student mit noch größerer Wärme, „am segensreichsten wäre es gewesen, wenn man ihn wieder besänftigt hätte. Dies hätte geschehen können, wenn die verbundenen Fürsten ihrem Bündnisse in diesem Frühlinge entsagt und für die übereilten Schritte um Verzeihung gebeten hätten!“

„Schaut, schaut, da erblicken wir Albrecht von Preußen, den feigen Abtrünnigen“, versetzte Doctor Türk in heißendem Tone.

„Wie könnt Ihr den Handlungen meines Fürsten“, fuhr Dornblut, jetzt auf's Höchste erregt, auf, „so häßliche Beweggründe unterlegen!“

„Friede, Ihr Herren, Friede!“ fiel aber nun Justus Jonas dazwischen und Doctor Türk sagte zum Superintendenten mit einem mitleidigen Lächeln auf den Studenten schauend:

„Das junge Blut spricht zu schnell und kann darum zu wenig überlegen.“

Dann war er wieder der leutseligste Herr.

Dornblut aber wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Wir wollen uns doch noch ein wenig ergehen in der herrlichen Abendkühle“, brach jetzt der Superintendent die kurze, peinliche Stille und erhob sich, die Uebrigen desgleichen, nur die Frau Superintendentin blieb sitzen, sie war eingeschlafen.

Jetzt bekam der Doctor Türk die Erlebnisse und Bepflegungen der verschiedenen Bäume von Justus Jonas zu hören und bald verloren sich die beiden Männer in den oberen Laubgängen. Der Student wandte sich an die Sophie, die sinnend da stand und hinüberschaute auf die letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Ihr wunderliebliches Gesicht umfloss ein leichter Zug von Betrübnis und ihre Wangen schienen noch sanft erröthet von der Erregung, die im Schatten vor der Laube, wo es schon zu dunkel geworden, unbemerkbar geblieben.

„Ihr seid mir gewiß recht böse, Jungfer Sophie“, redete der Student sie beklommen an und schaute ihr forschend in die herrlichen blauen Augen.

„O, wie könnte ich das?“ entgegnete sie rasch, weiß ich doch in meinem dummen Mädchenkopfe viel, wer Recht und wer Unrecht hat. Aber bange wurde

es mir sehr. Der Doctor Türk ist ein weitgereister Mann und weiß für Alles Gründe, am meisten in der Politica. Hätte sich nun noch mein leicht erregbares Väterchen hineingemischt, der große Stücke auf unseren Kurfürsten hält, so hätte es zu einem bösen Streite kommen können, den Gott verhüten möge!“

Dabei waren sie langsam den Berg hinabgeschritten, dem Ufer der Saale zu.

„O, ich bitt' Euch“, fuhr das Mädchen fort und sah Dornblut mit überaus gewinnender Anmuth an, daß es ihn durch und durch erglühen machte, „laßt die leidige Politica beiseite!“

Diese kurz und bündige Bitte überraschte Dornblut offenbar, er schwankte einen Augenblick, doch dann entgegnete er bestimmt:

„Gelt, Ihr habt Recht, das will ich jetzt noch weiseren Köpfen überlassen. Und dieser diplomatische Vergleich sei rechtskräftig abgeschlossen“, setzte er in fast scherzendem Tone hinzu und reichte dem Mädchen die Hand dar.

„Rechtskräftig“, wiederholte dieses, munter einschlagend, nicht ohne einen schalkhaften Blick auf den Verpflichteten.

„Doch umsonst ist der Tod“, entgegnete Dorn-

blut sogleich wieder, während ihm die kleine Hand entzogen wurde, „die Ungunst, die ich auf Euerem Kerbholz habe, müßt Ihr nunmehr auch tilgen!“

Eine leichte Röthe überflog das schmucke Gesicht.

„Habt Ihr auch wirklich sonst Nichts gegen unseren guten Kurfürsten?“ fragte sie mit einem ungläubigen Lächeln.

„Nicht werde ich der Letzte sein, wenn es gegen die pfäffische Macht geht, die sich jetzt auf's Neue mit des Kaisers Gewalt scheint aufschwingen zu wollen; das heißt ja dem Kurfürsten von Sachsen, der als Haupthort des neuen Glaubens nimmer fallen darf, beistehen!“

„Das laß ich gelten!“ versetzte das Mädchen begeistert.

„Sophie!“ ließ sich in demselben Augenblicke die Mutter langgedehnt aus der Laube von oben herab vernehmen, und ehe Dornblut noch etwas erwiedern konnte, war die Gerufene im Dunkel verschwunden.

„Gestrichen!“ rief sie noch munter zurück.

Er hatte etwas auf den Lippen gehabt wie: schon um Euretwillen würde ich alle meine Kräfte dem Kampfe weihen. Jetzt stand er allein, die sonderbarsten Gefühle bemächtigten sich seiner; lange schaute

er hinaus in die dunkle, dufstige Ebene, bis der Superintendent nach ihm ausrief und Alles sich zum Heimgange anschickte.

„Ich weiß ein Quatuor und ein Daus,
 Die Sechse halten übel Haus,
 Pflug, Türck, Sachs und Carlowitz,
 Ponikau und Schönberg sind verschmizt,
 Singen die Sechse an einem Strick,
 Brächt' es Sachsen und Meissen Glück.“
 Lied aus 1546.

„Amo, amas, amat!“ klang es schon am anderen Morgen aus frischen Kehlen in den Hof des güldenen Schließleins hinab. Hell strahlte die Morgen-
 sonne auf die Flachsköpfe der Knaben, die der Student von Wittenberg für die hohe Schule vorbereiten sollte.

Das zwar kleine, aber freundliche Zimmer im zweiten Stock, das die Sophie bisher innegehabt, war bald zu einer Studirstube hergerichtet worden, und so ging es denn frisch in die Wissenschaft hinein.

Während dessen wurden aber die Zustände immer bedrohlicher. Man raunte sich in's Ohr: der Herzog Moritz von Sachsen habe sich gegen den Kurfürsten, ob er gleich ein naher Verwandter desselben sei, mit dem Herzog Johann Albrecht von Magdeburg verbunden, aus welchem Bündniß dann die Erhebung des jungen Herzogs zum Schutzherrn über

die Stifter Magdeburg und Halberstadt beim Kaiser ermöglicht worden sei. Eine drückende Ungewißheit legte sich auf die Gemüther. Man hörte, wie der Kurfürst erfolglos in Bayern herumzöge, wie der Kaiser in Italien viel Kriegsvolk sammle, aber das war auch Alles.

Justus Jonas reiste verschiedene Male nach Nordhausen, wo er noch nahe Verwandte besaß, um mancherlei für den Fall schwerer Kriegsnoth gemeinsam vorzubereiten, wurde auch von vielen Seiten um Rath, besonders in Glaubenssachen, angegangen, so daß der Herbst überraschend schnell verstrichen war. Verwundert zählte sich Dornblut die Wochen an den Fingern ab, die er bereits in dem gastlichen Hause verlebte. Zu einer gelegeneren Zeit, so schien es, hatte er dem Superintendenten auch nicht kommen können. Der viel beschäftigte, viel in Anspruch genommene Mann konnte kaum seinem Predigtamte gehörig obliegen. Durch derlei viele aufregende Geschäfte kam er denn oft in Hitze und Feuer, besonders über Kleinigkeiten, die ihm im Wege lagen, da war es dann recht gut, daß einerseits die sanfte Hand Sophiens den Verdruß hinweglöste und daß anderseits die geschickte, fleißige Hand des Studenten dem Superintendenten freie Bahn machte. Was war da nun na-

türlicher, als daß die Sophie dem Dornblut und wieder Dornblut der Sophie in die Hand arbeiteten. Wenn der Student einen Tauffchein ausstellte, oder wenn er im nahen Diemitz eine Hilfspredigt hielt, dann konnte freilich die Sophie, oder wie sie jetzt in der schweren Zeit genannt wurde, das kleine Hausmütterchen, nichts weiter rathen, sie konnte dem öfters im Regen Heimkehrenden nur ein warmes Süppchen bereit halten und ihm ein altes Rößlein, das er nur noch in der Stube trug, an den Ofen hängen, damit er es hübsch warm finde, was dann freilich eine angenehme Ueberraschung gab. Wenn es sich aber darum handelte, ob ein fahrender Landsknecht, der Herrn Justus Jonas von Wittenberg her kannte und der daraufhin um Quartier auf einige Tage bat, aufgenommen werden sollte, ob er gleich ein wüster Gefelle war, der niemalsen gutgethan, oder wenn es sich darum handelte, Schulden einzutreiben, Trau-, Tauf- und Sterbegelder, da man in diesen trüben Tagen jeden Groschen nothwendig brauchen könne, so saßen das kleine Mütterchen und Dornblut ernsthaft im Rathe zusammen, und es war nicht selten, daß sie verschiedener Meinung waren und lebhaft stritten. Die Sophie that gern Thür und Beutel auf vor armen Bittenden, aber Dornblut wollte das öfters nicht.

In solch unruhigen Zeiten müsse man sich verschließen, so viel man könne, meinte er. Bei dem Schuldeneincassiren war nun vollends schwer mit dem Mütterchen auszukommen, es hätte am liebsten alle Außenstände geschenkt.

Die Kriegsnachrichten wurden nun aber immer verworrenere. Man hörte von der unentschiedenen Kriegsführung des Kurfürsten in Bayern immer beängstigendere Nachrichten, erfuhr mit bangem Herzen von der wachsenden Heeresmacht des Kaisers, der sogar noch eine bedeutende Menge Fußvolk aus den Niederlanden zu sich gezogen, ohne daß es der Bund gehindert: da plötzlich ertönte der Kriegslärm in der nächsten Nähe der Stadt. Siegreich hatte der Herzog Moritz die ihm vom Kaiser aufgetragene Ausführung der über den Kurfürsten verhängten Acht an einem großen Theile der Meißnischen Lande vollzogen, und stand jetzt, nur einige Stunden von Halle, im Begriff, einen Durchzug durch die Stadt zu veranstalten. Am 22. November in der Morgenfrühe erschien der Hauptmann von Delitzsch, Valentin Kirchhof, von Brehna aus mit diesem Begehre vor dem Erzbischof. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Schreckensnachricht in der Stadt, wie ein Donnerschlag fiel sie in die zitternde Familie des Superintendenten.

„Da ist nur ein Mittel“, rief Dornblut endlich nach einigem Nachsinnen, „eilige Flucht! Auf Euch, als den Kern der hiesigen lutherischen Partei wird es zuerst abgesehen sein. Packt eiligst das Nothwendigste zusammen und fahrt hinüber nach Nordhausen.“

Ueber Hals und Kopf ward zusammengepackt, was am Unentbehrlichsten schien, ein schneller, herzlicher aber wehmüthiger Abschied ward genommen und dahin fuhr der schwerfällige Wagen in den nebligen Tag hinein, nach dem fernen Harzerlande.

Mit thränendem Auge sah der Student der armen fliehenden Familie nach, noch einmal winkte der Superintendent, dessen graues Haar im Morgenwinde wehte, bewegt Abschied zu, noch einmal grüßte das holde Gesicht der Sophie hinüber, dann bog der Wagen um die Ecke und Dornblut kehrte in das Haus zurück. Es war ihm zur Verwaltung übergeben worden. Er wollte es schützen so gut er konnte vor dem rauhen Kriegsvolke; war das doch nur ein kleiner Beweis der Dankbarkeit, zu der er sich der Familie verpflichtet fühlte. Er begab sich in die leere Stube, in die er zuerst getreten, als er im Sommer hier angekommen. Der alte Justus Jonas trat ihm vor die Seele, wie er sich mit innigster Verehrung und Liebe der Erinnerung seines dahingeshiedenen Freundes hingegeben, das

liebliche Bild der herrlichen Sophie tauchte vor ihm auf, er sah ihre sanften Augen auf ihm ruhen, von Sorge beschattet, aber immer wieder bereit zu helfen, zu ermuntern, zu trösten und zu beglücken. Es fröstelte ihn zusammen, als er sich überlegte, daß er auf unbestimmte Zeit die freundliche Stimme nun nicht mehr hören würde, daß er ihren guten, so gern gesuchten Rath nun nicht mehr einholen könne, daß er kein so trauliches Plauderstündchen mehr in der Dämmerung habe. Noch einmal so öde kamen ihm jetzt die Räume vor, da das Alles an ihm vorübergezogen. Plötzlich schoß ihm auch ein Gedanke an den Doctor Türk durch den Kopf! Wo war der ihm so unheimliche Mensch hingekommen, er hatte ihn seit mehreren Tagen nicht gesehen. Doch konnte er sich nicht länger Zeit gönnen, dem Gedanken nachzuzinnen, denn ein großer Lärm drang vom Markte her. Schnell sprang er auf, verschloß die Hausthür und eilte auf den Markt. Es war eben zwei Uhr vorüber. Die Sonne brach durch den Nebel und schien auf eine ungeheure Menge bewaffneten Kriegsvolkes, das unter gewaltigen Trommelschlägen in geordneten Reihen immer und immer mehr den Marktplatz füllte. Voran ritt der Herzog Moriz, ihm zur Seite sein Bruder, der Herzog August. Der Stahlharnisch des Herzogs Moriz warf glänzende

Strahlen im Sonnenschein und hob die ritterliche schöne Gestalt des so reich begabten Mannes vortheilhaft hervor. Der lange, dunkelblonde Bart legte sich leicht auf die breite Brust. Ueber den herrlichen, großen blauen Augen, die selbst einen Karl V. bezauberten, lag eine trübe Melancholie. Es mochten dem jungen Gelden wohl allerlei Gedanken durch den Kopf gehen, daß er das Schwert gegen seinen nächsten Vetter, seinen Schwiegervater, gegen die lutherische Sache zog. Sechszehntausend Mann waren in die Stadt eingezogen und mußten bei den Bürgern untergebracht werden. Der Herzog selbst begab sich auf die Moritzburg und erließ von da den Befehl an den Rath der Stadt, daß alles Geschütz an ihn abgeliefert werde.

Als der Student sich wieder zum Heimwege wandte, trat er verwundert zurück. Auf schaumbedecktem Pferde kam der Doctor Türk die Schmeerstraße heraufgesprengt. Mit schlauem Lächeln blickte der Reiter auf den Markt, wo das Kriegsvolk bereits auseinander ging. Seine Kleidung war von Staub bedeckt und seine Zügel trugen trotz der freundlichen Mienen die Zeichen großer Abspannung. Er trabte vor den Gasthof zum Goldenen Ring, warf einem Knechte die Zügel zu und schritt, man sah, es machte ihm Mühe, schnell die hohe Treppe zum Hause hinauf.

Er begab sich sofort auf sein Zimmer, das für ihn, sorgfältig verschlossen, aufbewahrt worden war, warf sich erschöpft auf das Faubett, nestelte sein Wams auf und zog aus einer unter demselben verborgenen Tasche ein dickes Packet Papiere hervor.

„Prächtig, daß sich die Sache so hübsch anläßt!“ rief er und warf das Packet auf den Tisch. „Nun soll mir Nichts mißglücken“, setzte er mit einer gewissen Sicherheit hinzu.

Freilich hatte dieser Mann auch die größten Anstrengungen gemacht, seine Pläne zu einem erfolgreichen Ende zu bringen. Gelang alles, was er so fein, so schlau angelegt, und warum sollte es nicht, die besten Aussichten dazu waren da, so mußte er sich auf eine fast schwindlige Höhe schwingen.

Als schlauer, verschlagener Politiker hatte er sich, da er die Lauheit und das verkehrte Benehmen des Schmalkaldischen Bundes sah (ob er gleich in der lutherischen Lehre erzogen worden und sich zu derselben bekannte), auf die katholische kaiserliche Partei gestellt. Der anfangs zwar zweifelhafte Erfolg des Kaisers war es allerdings nicht gewesen, der ihn bewogen hatte, auf dessen Seite zu treten, sondern noch ein weit anderer, tief geheimnißvoller und der war folgender:

Der Vater der Gattin des Superintendenten Justus Jonas zu Halle im Magdeburgischen war ein Herr von Falk, der frühe verstarb und keine Angehörigen weiter hinterließ, als diese Tochter und einen Bruder, der als Soldat im Heere des mächtigen, prachtliebenden Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen, Kriegsdienste genommen. Diesem damaligen Rottmeister hatte sich als Landsmann, weit entfernt aber von dem Glauben, daß sie später einmal verwandt werden sollten, ein Vetter des Superintendenten, Christian Hagebusch angeschlossen, doch nur kurze Zeit, er hatte ihn nimmer recht vertragen können. In der schrecklichen Schlacht bei Granson nun, wo alle die strahlende Herrlichkeit des heldenmüthigen Herzogs zu Grunde ging, da zeigte sich's, wer das rechte treue Herz für diesen hatte. Die Schweizer stürmten die Wagenburg des Herzogs, in der die reichsten, prächtigsten Schätze, das Tafelgeschirr und die herrlichsten Kleider aufgespeichert lagen. Vergebens kämpfte Christian Hagebusch gegen die andringenden Feinde, da plötzlich bemerkte er, wie der Rottmeister Falk sich unter die Feinde mischte und auf die Seinen losschlug, um die Wagen, deren kostbaren Inhalt er kannte, bloß zu legen. Bewundert, das Böse sofort ahnend, auf's Höchste erzürnt, stürzte Christian Hagebusch auf

den Abscheulichen, doch der hatte ihn schon im Auge behalten und zerschmetterte ihm mit einem wuchtigen Hiebe das Bein, daß der Verwundete schreiend zu Boden fiel. Jetzt sprang der Rottmeister in den Wagen des Herzogs, raffte dort den überaus werthvollen Gut, mehrere Pokale und andere Kostbarkeiten zusammen und wollte eben davon eilen, als ihn noch ein burgundisches Schwert erreichte und ihn in die Schulter hieb. Verschiedene Theile seines Raubes entfielen ihm dabei wieder, jedoch das Werthvollste, den Hut und einige kleinere Trinkgefäße umklammerte er mit der anderen Hand und entwich.

Der Better Christian ließ sich in einem freundlichen Kloster Bayerns heilen so gut es ging und hinkte dann arm und zerlumpt in seine Heimat ein. Die Geschichte von dem schurkischen Rottmeister erzählte er darauf wohl hundert Mal, aber er erfuhr nie etwas wieder von ihm. Dieser diebische Gesell aber war keineswegs gleich umgekommen. Er war mit seiner Wunde und seinem Raube in ein württembergisches Kloster geschlichen, auch dort hatte man ihn willig verbunden, aber die Wunde wollte nicht recht heilen. Der Mann habe böses Blut, meinten die Mönche. Den kostbaren Hut des Herzogs trug nun der Dieb, sobald es seine Wunde erlaubte, nach Augs-

burg. Er mußte wohl, daß dieses Kleidungsstück das prächtigste war, das wohl je existirt hatte. Die Form des Hutes zeigte nichts Auffallendes, ein runder, ziemlich hoher, oben abgestumpfter Deckel mit mäßig breitem Rande. Der Stoff war von gelbem Sammet. Wo der Rand an den Deckel stieß, umgab ihn, anstatt eines Bandes, ein Kronenreif aus einer Reihe gleich großer Saphire und Rubine, die je von einander durch drei große orientalische Perlen getrennt waren. Bis oben hinauf umzog ihn eine sechsfache Reihe der kostbarsten Perlen. Vorn befand sich ein Schmuck von Diamanten, Rubinen und Perlen, in welchem zwei krause Federn steckten, die eine weiß, die andere roth.

Diesen Hut verkaufte er mit einem berühmten Diamanten bei Jacob Fugger um viertausendsiebenhundert Gulden*), die anderen Gefäße gleichfalls für bedeutende Preise.

Die Wunde war jedoch auf der Reise wieder aufgebrochen, er kehrte darum nach Abwicklung seiner Geschäfte wieder in das Kloster zurück und lebte noch viele Jahre unter den entsetzlichsten Qualen, ohne seinen Raub genießen zu können. Sodann stellte sich

*) Jacob Fugger zerschchnitt den Hut und die berühmtesten Edelsteine kamen in den Besitz des Kaisers Maximilian.

auch die Neue bei ihm ein und als es an's Sterben ging, vermachte er ein Viertel seines Besizes dem Kloster und die anderen Dreiviertel seinen ihm nun unbekanntem, aber doch genau angegebenen Verwandten in Kurpfalz, doch nur dann (dies hatten die Mönche doch von ihm erzwungen), wenn diese der alten Kirche angehörten und nicht der neuen Lehre, oder wenn sie auch nur in die alte Kirche wieder zurückträten.

Fünzig Jahre nach seinem Tode sollen dann auch diese anderen Dreiviertel seines Nachlasses, falls unter genannten Bedingungen sich kein Erbe gefunden, an das Kloster fallen. Die frommen Klosterbrüder hatten denn auch nur das Wenigste zur Verbreitung des Testaments gethan, es war nur an das Ulmer Rathhaus geschlagen worden. Der Superintendent in Halle hatte gar nichts davon erfahren, wohl aber war bei seinem Aufenthalte in Ulm der Doctor Türk in Wissenschaft desselben gekommen. Durch die jährlich zum Kapitale geschlagenen Zinsen war der Schatz immer bedeutender geworden, so daß er des Doctors volles Interesse auf sich zog, um so mehr, da er die etwaigen Erben genau kannte. Sobald er daher nach Halle gekommen war, hatte er bei Justus Jonas auf das Freundlichste vorgesprochen. Er hatte sofort gesehen,

daß diese Familie den lutherischen Glauben nie verleugnen werde, es schloß ihm daher ein Plan durch den Kopf, an dessen Ausführung er nun bereits mit allen seinen Kräften arbeitete, um so glücklicher, als der in seine anderen Unternehmungen trefflich paßte. Der Superintendent besaß eine liebliche Tochter, die mußte seine Frau werden. Die Kinder dieser Ehe ließe er katholisch taufen, er selbst träte in die katholische Kirche über. Die Frau, die das gewiß nicht thun würde, er befürchtete das von Sophien, konnte dann ruhig wieder nach Hause gehen, hier konnten nur katholische Erben, respective der Vater derselben auftreten, den Schatz zu heben. Und dieser Plan mußte ihm glücken, wenn er sich jetzt an die katholische Seite, den Kaiser anschloß und darum mußte er auch mit aller Macht am Falle des Kurfürsten von Sachsen arbeiten. Er trug auch Sorge, daß das Mädchen nicht auf eine Ehe mit ihm eingehen möchte, mit ihm, der schon in den Dreißigen, darum war es nothwendig, daß die Familie erst mürbe gemacht würde und das konnte wieder nur am besten geschehen, wenn er die lutherische Sache zu Schanden machen half, da mußten ihre Träger in's Elend gerathen. Dann wollte er dort in die Noth als rettender Engel treten und um die Tochter freien, man würde sie ihm mit Freuden reichen. Der Anfang war herrlich

gemacht. Der Kaiser drang siegreich vor, Türk hatte das Bündniß des Erzbischofs mit dem Kaiser, von dem Niemand etwas ahnte, zustande gebracht, der Erzbischof hatte ihn dafür königlich belohnt.

Jetzt kehrte er eben von einer Sendung an Karl V. zurück, die der Erzbischof ihm anvertraut, damit das Bisthum von der Vollstreckung der Acht ausgeschlossen sei. Aber das war nicht auch der Wille des Doctor Türk, der den Wohnort des Justus Jonas nicht schonen lassen durfte, wie er denn auch bereits das Seinige dazu beigetragen hatte, den Herzog Moritz gegen die Stadt aufzuheizen.

Der Bittsteller kam denn auch, wie er es wollte, vom Kaiser unverrichteter Sache wieder zurück und, wiederum wie er es wünschte, gerade zur Zeit der Besiznahme der Stadt, wo er beim Rath über das Wohl und Wehe nicht fehlen wollte.

Herzog Moritz, der Vollstrecker der Acht, wünschte natürlich den Krieg nicht als Religionskrieg betrachtet zu sehen, zählte er doch selbst zu den Protestanten. Bei diesen Glaubensansichten war er aber doch noch Diplomat genug. Er war daher, solche Bitten an den Kaiser ahnend, schnell zur Besiznahme von Halle, wo sich sogar der Erzbischof eben selbst aufhielt, geschritten, zum größten Aergernisse des geist-

lichen Herren, der seine Pfünde doch lieber selber ausfaugte, als daß er es von Fremden thun ließe.

Schwere Tage zogen nun über das bedrängte Halle hin. Kaum gelang es den Rathsherren mit den inständigsten Bitten, eine Plünderung der Stadt, zu der bereits die Erlaubniß ertheilt worden, abzuwenden. Den Syndicus Goldstein und den Superintendenten Justus Jonas aber befahl der Herzog sofort aus städtischen Diensten zu entlassen. Alles auch noch so bewegliche Angehen blieb erfolglos. Niemand von den zagenden Räthen ahnte wohl, daß hier die Einflüsterungen des Doctor Türk bittere Früchte trugen.

Nach einigen Tagen erfolglosen Hin- und Herverhandelns erhielt der Rath schließlich den bestimmten, harten Bescheid, den Erzbischof als rechtmäßige Obrigkeit anzuerkennen, die Kriegskosten ruhig zu tragen, Justum Jonam und Chilianum Goldstein abzuschaffen und aus der Stadt zu verweisen. Für die sichere Ausführung dieser Befehle wurden noch von den angesehensten Männern der Stadt Geißeln verlangt.

Das war allerdings ein entsetzliches Verlangen. Das hieß alle die schönen Hoffnungen auf ein freies Bekennen lutherischer Glaubenslehre und all das

neue Leben, das man von der Erlösung vom erzbischöflichen Regimente erwarten konnte, vernichten, kalt zertreten. Aber ein Sträuben wäre vorläufig unbesonnen gewesen, man beugte sich daher.

Am sechsundzwanzigsten November zog der Herzog Moritz ab nach Dresden und nahm die Geißeln dorthin mit.

Dornblut war die Tage über mit angstvollem Bangen den Verhandlungen gefolgt. Jetzt trafen ihn die Beschlüsse wie ein Donnerschlag. Nimmer sollte die Familie zurückkehren; mit dem lutherischen Glauben sollte es aus sein; alles Ringen und Kämpfen gegen die Fesseln eines freien Geistes sollte vergebens gewesen sein?

Durch das ganze Haus wehte noch der Zauber Sophiens, er konnte sich nicht denken, daß sie nimmer hier zurückkehren würde. Die Trennung macht die wahre Liebe stärker und inniger, sie beweist da ihren Unterschied von der einfachen Neigung, die nach dem Scheiden verfliegt. Schlummerte bisher nur die Liebe zu Sophien in dem Studenten beim süßen Gefühle des Beisammenseins, so brannte sie jetzt zur lebhaften Flamme auf. Jedes Plätzchen, auf dem sie einmal gegessen, erinnerte ihn an sie, ihre freundlichen Plaudereien fielen ihm alle wieder so

genau ein, ihre Liedchen, die sie gesungen, unsammten ihn Tag und Nacht, Alles in ihm rief: sie erfüllt dich ganz, sie wird dich beglücken und dir stets eine sichere, treue Ruhstatt bereiten, wenn du heimkehrst aus dem Wirrsal der Welt an den stillen häuslichen Heerd, sie ist dein Glück und wird es immerdar sein, für sie mußt du einstehen mit Leib und Leben!

Mit Schrecken hatte der Kurfürst Johann Friedrich vernommen, daß sein Land von seinem Vetter Moriz erobert worden. Als ein ängstlicher Mann, dem leicht unerwartete Verhältnisse die Gedanken und Pläne verwirren konnten, eilte er daher, so schnell es ging, alle seine begonnenen Unternehmungen in Süddeutschland mitsammt den übrigen kleinen, nun hilflosen Verbündeten im Stich lassend, ohne sich vorher einen Blick über die allgemeinen, gesammten Verhältnisse der Schmalkaldischen, der ihm sein nothwendiges Verbleiben in Süddeutschland gezeigt haben würde, verschafft zu haben, zur Wiedereroberung seines Kurfürstenthumes herbei.

„ΤΟΥΤΟ ΕΣΤΙΝ.“

Evangelist Matthäus.

Nach den unruhigen, angstvollen Tagen in Halle folgten dort nun um so stillere. Eine peinliche Einsamkeit trat ein. Man hörte, der Kurfürst käme von Bayern zurück, doch erfuhr man nichts Gewisses. Deder noch als allen anderen Hallensern kam dem Studenten das Haus des Superintendenten vor. An ein weiteres Unterrichtsgeben war jetzt nicht mehr zu denken, er zog sich daher in das kleine, ihn besonders anheimelnde Stübchen Sophiens zurück, das sie so bereitwillig ihm eingeräumt. In seine Bücher, die er aus Wittenberg erhalten, vertiefte er sich und Bogen auf Bogen füllten sich mit einer Arbeit, die er bereits auf der Universität begonnen.

Der Herbst verstrich, schon stand der Winter vor der Thür, noch immer hörte man von dem Kurfürsten nichts Bestimmtes.

Mit dem Gedanken an den Landesherrn, der das Wohl und Wehe des neuen Glaubens in der Hand hielt, beschäftigt, saß Dornblut eines Abends bei sei-

nem Lämpchen, als an die Hausthür geklopft wurde. Er öffnete und, o, welche Freude! Justus Jonas stand vor ihm und hinter diesem, einen lauten Freudenruf stieß er aus! zwei glücklich blickende Augen, die Sophiens.

Doch: „Bst, bst!“ machte sofort der Superintendent, trat mit seiner Tochter schnell in's Haus und schloß die Thür wieder sorgfältig.

„Die südlichen Theile seines Landes“, rief er nun fröhlich, „hat der Kurfürst bereits wieder erobert, bald wird auch Halle wieder in seinen Händen sein. In der Hoffnung dessen haben wir uns aufgemacht, es ist uns gelungen, unbemerkt in die Stadt zu kommen und: da sind wir!“

Der Student, in übergroßer Freude, fiel dem alten Manne um den Hals und küßte ihn herzlich, dann schaute er das rosige Mädchen an, er besann sich nicht lange, umschlang auch sofort ihren Hals und drückte einen heißen Kuß auf die frischen Lippen. Sie wollte sich anfangs abwenden, doch es war zu spät; eine dunkle Röthe überfloss das liebliche Gesicht.

„Aber, Dornblut!“ sagte sie, doch es gelang ihr kaum, einen schmollenden Ton in die Worte zu legen.

„O, wie prächtig, o, wie prächtig!“ rief der Student einmal über das Andere. „Es ist gar nicht zu

beschreiben, wie entsetzlich einsam mir die Zeit gewesen, da Ihr fort waret!“

Mittlerweile war die Sophie in die Küche gesprungen und hatte für die kalte Wohnstube ein prasselndes Feuer in den mächtigen Kachelofen gemacht. Bald dampfte denn auch ein einfaches Abendbrot auf dem Tische und die drei Menschen saßen um ihn herum im Glücke des fröhlichen Wiedersehens.

Alle die Mühseligkeiten der Flucht wurden erzählt, die Angst bei der Nachricht von der Einnahme der Stadt durch Herzog Moritz geschildert und als man dann auf die Sorge um den getreuen Haushalter, den Dornblut, zu sprechen kam, da blickte dieser unwillkürlich zu Sophien hinüber und diese schlug betroffen, daß sich ihre Gedanken mit den seinen berührt, die Augen nieder. Der Superintendent berichtete ferner, daß er sich einstweilen noch verborgen halten wolle, bis eine größere Nähe des Kurfürsten ihn mehr vor dem Erzbischof sichere, dann wolle er auch seine übrige Familie kommen lassen. —

Es folgten nun Tage des freundlichsten Beisammenlebens. Die größte Noth schien überstanden, jeder Tag meldete neue, wenn auch kleine Siege des Kurfürsten, bald hoffte man wieder die Rückkehr der alten Verhältnisse freudig begrüßen zu können.

In den Dämmerstunden ging dann der Superintendent meist zu guten Freunden und Vertrauensmännern, um über die Lage des Krieges zu sprechen und zu berathen. Dann setzte sich Dornblut in das trauliche Hinterstübchen, Sophie ließ sich neben ihm auf die Fußbank der Mutter nieder und dann gab es abermalen zu erzählen und zu berichten, einerseits wie man sich so verlassen hier im leeren Hause gefühlt und immer und immer an die Dahingezogenen gedacht habe und anderseits wie man so besorgt um den Beschützer des Hauses gewesen, wie man von ihm täglich gesprochen bis spät in den Abend, wie man mit dem Gedanken an ihn eingeschlafen und dann selbst, doch das gestand man nur erröthend, Nachts von ihm lieblich geträumt. Dann kam man aber auf die schlimme Lage der Gegenwart und auf die trübe Aussicht auf freundliche Zeiten, aber dann ergriff auch der Student lebhaft die Hand des Mädchens und versicherte feurig, daß er nimmer erlahmen werde, mit Leib und Leben dem theueren Hause beizustehen in allen Fährlichkeiten. Und wenn dann das Mädchen plötzlich auffah in die glänzenden Augen des Jünglings, dann überkam sie ein süßer Schauer und sie erwiederte leise den Händedruck, den Dornblut kühn gemagt. —

Am Tage saß der Student eifrig auf seinem Stübchen. An einem Nachmittage war die Nachricht von einer neuen Waffenthat des Kurfürsten eingelaufen, und der Superintendent stieg hinauf, sie dem Studenten zu berichten. Da erblickte er das Manuscript. „Von der anderen babylonischen Gefangenschaft“, las er aufmerksam.

„Ja“, versetzte der Student. „Jetzt, wo die theueren Helden des neuen Glaubens, Einer nach dem Anderen, von uns scheiden, jetzt müssen die, so die herrliche Erbschaft antreten, nicht etwa den köstlichsten Schatz vergraben, wie der Knecht im Evangelio, sondern arbeiten und schaffen, daß das begonnene Werk ausgeführt und ausgebaut werde, damit es nicht etwa erstarre bei engherzigem Festhalten an dem, was der theuere Meister hinterlassen!“

„Wohl mögt Ihr Recht haben“, entgegnete der Superintendent, „aber — —“

„Aber, ganz recht, wir müssen ernsthaft damit und sorglich zu Werke gehen und nicht etwa in dem Nachahmen der Fehler des großen Mannes das Weiterwirken in seinem Geiste sehen, wie der Flacius, der Selnecker und Andere zu thun sich gräulich bemühen!“

Der Superintendent schaute den Jüngling verwundert an, und dieser fuhr fort:

„Besonders müssen wir uns fürchten, nicht in den katholischen Fehler zu verfallen, anzunehmen, daß der Doctor Martinus unfehlbar war, wie der Papst zu Rom, sonst wäre unser Volk Gottes abermals in eine babylonische Gefangenschaft getrieben und ein neues Papstthum wäre da!“

„Ob Ihr nicht dabei zu weit geht“, meinte Justus Jonas und schüttelte den Kopf. Es ist Alles gar weise bedacht, was mein lieber, seliger Freund that. Er war erleuchtet, wie wenige Menschen es je wieder sein werden.“

„Aber er blieb dennoch nur ein Mensch, und weil er so Hohes und so Schweres erstrebt, so hätte er ein Gott sein müssen, hätte auch er nicht hie und da geirrt. Leicht läßt sich der Mensch verleiten, bei großen Geistern auch die Fehler noch nachahmungswürdig zu finden. Es ist daher nöthig, daß wir bei dieser heiligen Sache doppelt aufmerksam sind. Sagt doch der treffliche Reformator selber in seinem Buche *de captivitate Babylonica*, daß er erst nach und nach zur Erkenntniß gekommen und darum am liebsten sähe, wenn seine ersten Bücher von den Ablassbriefen gar verbrannt worden wären. Es ist auch im Papst-

thum gewißlich solcher Wust der Irrthümer gewesen, daß es nicht wundern darf, wenn ein Mensch nicht Alles auf einmal gemerkt und ersehen. Und wo Doctor Martinus diese Zeit würde erlebt haben: wer würde zweifeln, daß er nicht noch viele Schäden gemerkt und viel gelernt hätte, besonders wenn er sähe, wie uns jetzt ein Bündniß mit den Schweizerischen so nützlich wäre. Wir, die wir nun das ganze mächtige Gebäude, das er aufrichtete, vor uns sehen, wir, wenn wir auch beiweitem nicht den großen Geist des Doctor Martini besitzen, wenn wir nur in seinem Geiste sein Werk anschauen: wir müssen nun zusehen, wo noch eine Lücke, wir müssen wohl auch wegnehmen, wo er etwas zu weit gegangen!“

„Wegnehmen“, fiel hier der Superintendent ein, „weiß ich doch nimmer, daß er zu weit gegangen!“

„O, doch wohl mit den Schweizerischen“, fuhr der junge Mann eifrig fort, „und da besonders mit dem heiligen Abendmahl. Mit dem Muth, mit dem der selige Doctor Martinus zuerst fremde Tyrannei angriff, stellte er dann seine eigene Ansicht als die allein wahre auf, und wie man ihn verkehrert hatte, so begann er später, finsterner und schwermüthiger geworden, Andere zu verkehrern. Er vergaß, daß die Freiheit, für welche er den Kampf begonnen, auf die-

sem Wege von ihm selbst untergraben werde. Darf es uns darum überraschen, wenn die Katholischen erklären: beide Theile, die Lutherischen und die Calvinischen bezögen sich auf die Schrift und beschuldigten sich doch der größten Irrthümer? So ist das Abendmahl, statt ein Liebesmahl und ein Vereinigungspunkt aller Jünger Christi zu sein, ein Gegenstand widerwärtigen Streites geworden. Wie segensbringend wäre es gewesen, wäre er den Calvinischen freundlich entgegen gekommen und hätte eine Vereinigung mit ihnen herbeigeführt, die diese so sehr gewünscht. Wie anders würde man dann jetzt dem Kaiser gegenüberstehen!

„Doch die reine Lehre muß höher gehalten werden, denn alle irdische Glückseligkeit“, erwiederte Justus Jonas warm.

„Ja, wenn er nur dann Recht gehabt hätte in diesem streitigen Punkte“, fuhr der Jüngling erregt fort.

Erstaunt schaute der Superintendent den kühnen Sprecher an. Dergleichen sichere Behauptung überraschte ihn bei einem Lutherischen ganz absonderlich.

„Vertheidigt er nicht auch“, fuhr der Jüngling eifrig fort, „in dem Sendbriebe an den Fechtmeister von Ulm das Anbeten des Brotes, so man beim heiligen Abendmahl isset? Dieses Anbeten sei keine

Sünde, wie die Weisen aus dem Morgenlande auch keiner Sünde zu zeihen seien, daß sie zu Bethlehem angebetet haben: als ob Christus localiter und räumlich im Brote wäre, eben so wie er zu Bethlehem war? Dies sind noch der babylonischen Gefängniß Bande!“

„Selbsten“, unterbrach hier der Superintendent, „hat mir mein lieber Freund geschrieben, „man solle nicht verstehen, daß das Brot der natürliche Leib sei, weder persönlich, noch förmlich, eben so wie die Taube als der heilige Geist gemalt wird, sondern es sei eine Rede, da man verstehen soll: in oder unter oder mit dem Brote sei der Leib!“

„Und das liegt nimmer in den Worten des Evangeliums“, fiel der Student sofort ein. „Ebenso wie sich Christus mit dem Lamme oder mit dem Weinstock vergleicht, ebenso vergleicht er sich mit einem Brote. Das Brot, der Leib Christi ist nichts Anderes, als die Christen, die Gemeinde Christi, sagt doch der Apostel Paulus selbst: Wir Alle sind ein Brot. Keiner der Kirchenväter hat diese Stelle anders verstanden, nur der Doctor Martinus, und daß er sie falsch aufgefaßt, ersieht man denn auch deutlich in seinem Streite wider Carlstadt und gegen die Calvinischen, in welchem er sich so verfahren, daß er das Anbeten des Sacramentes dennoch vertheidigt und so-

gar den Papst Nicolaus in seinem großen Bekenntniß rühmt, weil dieser gesagt hat, daß der natürliche Leib Christi im Abendmähle sensualiter empfindlich gegessen und mit den Zähnen zerbissen werde.“

„Wie könnt Ihr Euch unterwinden“, entgegnete hier der Superintendent aufgebracht, „zu meinen, der weise Doctor Martinus habe hin und her gewendet und zuletzt nicht gewußt, was er behaupte?“

Das Blut drang dem alten Manne in den Kopf, er sah die Ehre seines geliebten Freundes in Gefahr, er glaubte eine Bekrittelung der Lehre zugeben zu sollen, für die er seine ganze Lebensarbeit freudig geopfert! Aber auch Dornblut war ein Mann, der in der heiligsten Absicht seine Kräfte dem neuen freien Glauben geweiht, der nun aber auch für diesen alles Andere hinzugeben bereit war.

„Mein Leib, spricht Christus“, rief der Student, fortgerissen von der Hestigkeit des Gegners, „wird gegeben zur Vergebung der Sünden: da liegt der Schatz. Laßt das Narrenwerk fahren, wie der Leib Christi da sei, trachtet vorerst nach der Frucht!“

„O, welche Lästerei!“ brach da der Superintendent hervor. Er zitterte am ganzen Leibe vor Erregung. „Mit frecher Hand wollt Ihr die Ehre des

theueren Mannes herabreißen, ein Narrenwerk schimpft Ihr seine heilige Lehre!“

„Und wenn auch Ihr diesen Irrthum theilt, diese gräuliche Lehre, so wisset, daß auch Ihr, der Ihr rein und erleuchtet sein wollt, noch tief in Babylon steckt!“ rief Dornblut mit der ganzen Hitze eines jugendlichen Gemüthes.

„O Elend über Elend!“ klagte der Superintendent außer sich. „Schmachvoll habt Ihr mit mir gehandelt! Hebet Euch hinweg, ich kann hinfort keine Gemeinschaft und keinen Frieden mit Euch haben!“

Erschrocken fuhr der Student zurück. Die weittragenden Folgen seines hitzigen Streites traten ihm plötzlich vor die Seele. Er hatte sich gegen einen alten Mann, dem er Ehrerbietung schuldig, in den Eifer hineingesprochen, ohne jedweden Nebenumstand zu beachten.

Die Röthe wich jetzt aus dem Gesichte des Superintendenten und eine Leichenblässe trat an ihre Stelle.

„Haltet Ihr darum mit Euerer sündhaften Gesinnung so lange zurück, damit Ihr ein freies Unterkommen genöset, schwieget Ihr darum so viele Wochen, damit Ihr zu Euerem Frevelbuche alle Meinungen aus mir herauslocken könntet?“

Die schwächliche Gestalt konnte sich nicht mehr halten, Stütze suchend sank sie in einen Stuhl.

„Mein Gott, giebt es denn keinen redlichen Menschen mehr?“ sagte der gebrochene Mann wehmüthig vor sich hin.

„Nicht daß ich —“ stammelte Dornblut tief erschüttert hervor.

„Seid Ihr immer noch hier?“ rief aber da fast erschreckt der Superintendent und fuhr empor. „Klammert Ihr Euch wie das Unglück an mein Haus, wollt Ihr mir das letzte Mark aus meinen alten Knochen ziehen?“ und dabei zitterte die Stimme vor heftigster Erregung.

„Lebt wohl“, sagte der Student mit tiefster Wehmuth, und die Thränen traten ihm in die Augen, „Euch kränken habe ich wahrlich nicht gewollt. Aber die freie Ueberzeugung soll man höher achten, denn alle irdische Glückseligkeit. Habt Dank für Euere Wohlthaten, nehmt die Versicherung, daß Ihr sie an keinen Unwürdigen vergeudet, seid deß gewiß, daß sie eben so lauter und ohne Falsch empfangen, wie gegeben wurden. Ich gehe mit schwerem Herzeleid, aber ich kann nicht anders, Gott helfe mir weiter, Amen!“

Die letzten Worte waren mit großer Erregung gesprochen, doch der Superintendent schien sie nicht

vernommen zu haben. Wie zusammengeknickt lag er in dem Stuhle, leichenblaß mit geschlossenen Augen.

Hastig nahm Dornblut seine beschriebenen Blätter unter den Arm, schaute noch einmal kummervoll auf den alten Mann und flog schnell die Treppe hinab.

Sophie, die im Hofe gewesen, hatte den lauten Wortwechsel der Männer gehört. Es war ihr zwar Alles unverständlich geblieben, aber eine unbeschreibliche Angst hatte sich ihrer bemächtigt. Jetzt, da Jemand schnell die Treppe herabkam, sprang sie in den Hausflur und erblickte entsetzt den Studenten, wie er in höchster Aufregung der Hausthür zuschreiten wollte. Doch sie eilte ihm zitternd entgegen.

„Um Gottes Willen!“ rief sie bebend, „was ist geschehen?“

Erschrocken fuhr Dornblut zurück.

„O mein Gott“, murmelte er, „was hab' ich gethan!“

Jetzt traf ihn der schwerste Schlag. Doch sofort richtete er sich wieder auf.

„Nehmt Abschied von mir, Jungfer Sophie“, sagte er mit anscheinender Festigkeit, „ich darf Euer Haus nimmer wieder betreten!“

„Nimmer wieder!“ wiederholte das Mädchen und die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

„Glaubenssachen haben uns für immer entzweit“, setzte er mit kaum erkämpfter sicherer Stimme hinzu. „Lebt darum wohl und vergeßt mich!“

„Und so kalt wollt Ihr für immer gehen!“ schluchzte das Mädchen unter den heftigsten Thränen.

Da überwältigte den jungen Mann die Macht des Gefühls. „Schützender Himmel“, rief er feurig und breitete die Arme aus, „nur diese Gnade, daß du, holdes Mädchen, mich nie vergißt!“

Weinend warf sich Sophie an seine Brust, er umschlang sie und drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen.

Mehrere Minuten verstrichen, dann sagte Dornblut leise: „Was sich auch Schlimmes zwischen uns legen mag, ich fühle es, dein treues Herz wird mir immer bleiben und sei versichert und hoffe, die Zeit, da ich wiederkehren werde, wird keine entsetzlich ferne sein. Laß den traurigen Krieg erst vorüberziehen, dann wird Manches anders sein, dann werde ich wiederkommen, und wenn du dann auch wieder deine Arme mir ausbreitest, o, dann werden wir ein herrliches, ein beseligendes Friedensfest feiern!“

Das erregte Mädchen schlug die thränenvollen Augen auf.

„Ich warte dein!“ sagte sie kaum hörbar, löste leise seinen Arm von ihrer Schulter, ergriff seine Hand und sprach, indem ihr von Neuem die Thränen über die Wangen perlten: „Behüte dich Gott!“

Da schien der Schmerz den Studenten zu überwältigen, aber mit der letzten Kraft rief er: „Bleibe die Meine!“ Dabei hatte er schon die Klinke der Hausthür erfaßt und trat auf die Straße.

Bald stand er auf dem lebendigen Markte, nichts als die losen Blätter seines Buches unter dem Arme und seine heiße Liebe im Herzen.

Geschäftig und unbekümmert trieben sich die Menschen an ihm vorüber.

Im goldenen Schloßchen aber, im Hinterstübchen, da sank ein weinendes Mädchen auf die Fußbank der Mutter nieder und ihre Thränen flossen reicher und immer reicher auf dieselbe Armlehne, wo einst so oft die Hand des Geliebten geruht, und das kummerbelastete Herz ward schmerzvoll zusammengeschnürt von dem unseligen Streite über die trüben Worte „das ist“.

„Wer Gott, Ehr, Tugend, Vaterland
Treu meint, der reg' nun seine Hand,
Es gilt izt deutscher Nation
Und heil'gem Evangelion!“

In Ruß Zonath.

Mittlerweile war der Kurfürst von Sachsen zur Wiedereroberung seiner Erblande herbeigeeilt. Vergebens hatte der Herzog Moriz dem Erzbischofe den Doctor Lürk von Leipzig nach Halle herübergesandt, damit dieser die Einberufung der Ritterschaft eiligst betreibe, die Beschiedten hatten bereits vernommen, daß es wider ihren verehrten Kurfürsten gehen solle, daß dieser bereits im Anzuge wäre, und so kam es, daß zum Entsetzen des geistlichen Herren nicht ein Einziger erschien.

Mit banger Sorge sahen die Bürger der dunkelen Zeit entgegen. Das heilige Christfest kam, die herrlichen Geläute klangen den sorgenvollen Menschen aber alle so dumpf. Wohl sangen die Kinder das schöne Lied des seligen Doctor Martin Luther:

„Vom Himmel hoch da komm ich her,
Ich bring auch gute, neue Mähr,
Der guten Mähr bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will!“

Aber die Alten stimmten nicht fröhlich mit ein. Wie ein Stich ging es manchem braven Manne durch's Herz, wenn er den Doctor Türk durch die Straßen wandeln sah. Man wußte nicht, warum er sich noch immer, nachdem er bisweilen auf einige Tage verschwunden, hier herumtreibe. Es war zwar bekannt, daß er vor Zeiten in Wittenberg gelebt und sogar die Gunst des Kurfürsten genossen, aber er hatte sich seitdem so zweideutig mit dem Erzbischof abgegeben, schien auch mit Moritz zu verkehren, daß man ihn mit mißtrauischen Blicken ansah.

Am Freitag nach dem Christfeste, am frühen Morgen, erhielt der Erzbischof einen kurfürstlichen Brief, in welchem bittere Klage über sein und des Herzogs Moritz Verhalten geführt wurde, mit dem Bemerkten, daß man jetzt im Begriff sei, unverzüglich in seine früheren Rechte wieder einzutreten.

Der Erzbischof verblieb denn auch nicht lange in zaghaftem Schrecken, schon am Abend desselbigen Tages trafen mehrere Gesandte des Kurfürsten mit einem stattlichen Zuge von Reitern vor dem Klausthore ein und forderten den Rath auf, die Stadt dem Kurfürsten zu öffnen und demselben als ihrem Lehnsherrn zu huldigen. Der Rath versprach dies mit Freuden und noch in derselben Nacht ward die Stadt

von kurfürstlichen Truppen besetzt. Tags darauf, am 1. Januar 1547, an einem Sonnabende um 4 Uhr Nachmittags hielt der Kurfürst mit seinem Bruder und Sohne, einem ansehnlichen Gefolge von Fürsten, Grafen und Herren und einem großen reisigen Zeug seinen Einzug und nahm auf dem Rathhause seine Herberge.

Als der Student von Wittenberg nach jenem unglücklichen Streite rathlos auf dem Markte von Halle stand, schlug ihn plötzlich eine Hand auf die Schulter und eine ihm wohlbekannte Stimme rief:

„Sieht man dich auch endlich, Wilhelm!“

Ueberrascht schaute sich Dornblut um und erblickte einen jungen Mann mit einer Fiedel auf dem Rücken, in ziemlich phantastischer Tracht, mit nachlässig gehaltenem Haar, das lockig und weich in den Nacken fiel.

„Matthäus! Grüß Gott, grüß Gott, Matthäus“, rief der Student freudig überrascht, „wie herrlich dich hier zu sehen!“

„D“, versetzte der Fremdling, „ich bin schon mehrere Wochen in der Stadt, wußte auch, daß du hier warest, man hatte es mir wenigstens in Wittenberg gesagt. Nun habe ich die Augen aufgesperrt und umgeschaut und gefragt in allen Wirthshäusern und

Schenken nach dem Studenten Dornblut, aber nimmer wußte man mir Auskunft zu geben. Fast glaubte ich schon, du seiest nicht mehr hier!"

„Ja freilich“, versetzte der Student, „ich lebte hier sehr eingezogen, in den Schenken konntest du am wenigsten Nachricht von mir bekommen. Nun wird's allerdings anders werden!“

Und dabei athmete er schwer auf. „Aber wie kommt es“, fuhr er schnell fort, „daß du dein liebes Wittenberg verlassen?“

„Ach, mein liebes Wittenberg“, entgegnete der Andere, „das ist jetzt erbärmlich herabgekommen. Die Fröhlichkeit und der muntere Sang scheint alle mit dem Doctor Martinus in die Grube gefahren zu sein. Seit der Kurfürst in den Krieg gezogen, ist Alles öde. Kein Mensch glaubt sich freuen zu dürfen, Jeder spricht nur von Schlachten und Reifigen und von dem Hader im Reich. Da sind denn Spielleute überflüssig und ich zog hinweg. Es wurde mir schwer, das Wegziehen. Ich verhoffte in der Hauptstadt des geistlichen Herren hier ein lustiges Leben zu finden, aber auch hier ist nicht viel. Ich treibe mich auf den Straßen den ganzen Tag herum und verwünsche das elende Leben. — Auch dich scheint ein Leid zu drücken!“ fuhr der Spiel-

mann nach einer kleinen Pause fort und schaute dem alten Bekannten prüfend in's Auge.

„O, warum meinst du das, Matthäus?“ fragte Dornblut überrascht.

„Ich habe so einen eigenen Blick für das Weh im Herzen. Aber, nein, nein, ich will dir nicht fester auf deine Wunde fassen“, fuhr er fort und stieg mit dem Freunde die hohe Rathhaustreppe, an der sie eben angelangt waren, hinauf.

Auf die oberste Stufe setzten sie sich nieder. Sie schwiegen einen Augenblick. Es mochte eben jeder seine eigenen Gedanken haben. Der Spielmann schaute gelassen auf das vor ihm vorübergehende Volk hinab.

Es war ein schönes, edeles Gesicht, das Antlitz des Spielmanns. Eine mächtige Stirn umrahmte reiches, lockiges, dunkelblondes Haar, eine etwas große, leicht gebogene Nase gab dem Gesichte etwas Geistvoll-Eigenartiges und um den vielleicht zu weich gebildeten Mund ging ein Zug, man konnte sich nicht recht entscheiden der Wehmuth oder der Fronie oder beides zugleich. Etwas mager war das Gesicht, man sah, daß bereits der Mangel seine tiefen, unauslöschlichen Furchen hineingezogen. Er war, das sah man offenbar, einer jener genialen, echt deutschen Naturen, mit einem Herzen voll tiefen Gefühls und einem Kopfe

voll romantischer Gedanken, an denen auch das Zeitalter der Reformation keinen Mangel litt, eine jener Naturen, die in allen Jahrhunderten um die Freuden und Leiden des deutschen Volkes die verklärenden Strahlen der Poesie flochten und die zu allen Zeiten das deutsche Volk unbeachtet verkümmern ließ. Das noch so rauhe sechzehnte Jahrhundert wußte so gar nicht, was es mit diesen Köpfen anfangen sollte, die, für das praktische Leben unbrauchbar, im Reiche der Gedanken und Melodien schwelgten, die herrlichsten Lieder machten und die innigsten Weisen auf ihrer Fiedel hervorzauberten, aber sonst zu nichts zu gebrauchen waren. Diese herrlich Begabten, denen der Allmächtige ein weit größeres Theil göttlichen Funkenes geschenkt, als Tausenden, sie konnten sich kaum das Leben erhalten, die Zeit hatte kaum ein mitleidiges Lächeln für sie, schob sie unwillig beiseite und ließ sie unbeachtet hinter Bäumen verkommen.

Auch Matthäus trug einen reichen Schatz göttlicher Melodien in seiner Brust. Er war früher Student gewesen und aus dieser Zeit kannte er auch Dornblut noch. Aber er hatte keine Ruhe bei der Genesis und den Psalmen gehabt, immer wieder hatte es ihn zu der bezaubernden Fiedel getrieben; dann mußte noch eine sonderbare Seelenstimmung sich seiner bemächtigt ha-

ben, über die Dornblut nichts bekannt geworden. Und so war er herabgesunken in's Elend mit seinen herrlichen Gottesgaben, immer tiefer und tiefer. Jetzt, wo er neben dem ehemaligen Studiengenossen saß, jetzt, wo die Lebenswege nun schon merklich weiter auseinandergegangen, jetzt mochte sein unglückliches, nutzloses und haltloses Leben wieder im Geiste an ihm vorüber ziehen, er griff daher plötzlich eilig zu seiner Fiedel, die ihm ja immer die bösen Gedanken bannte und strich eine wilde Melodie. Doch allmählig legten sich die Stürme, die fieberhafte Hitze ging in eine sanftere Weise über und leise fing der Musikant an zu singen:

„Blümlein am Wege, ihr schönen ihr,
Sehet euch für, sehet euch für!
Denn es kommen von Nah und Fern
Franke Bursche gezogen,
Haben die duftigen Blümlein gern,
Sind den Blümlein gewogen.

Blümlein am Wege, ihr schönen ihr,
Sehet euch für, sehet euch für!

Holde Blümlein am Wegesrand,
Die da duften und prangen,
Sind zum Brechen gar recht zur Hand,
Frisch am Hute zu hangen.

Blümlein am Wege, ihr schönen ihr,
Sehet euch für, sehet euch für!

Denn euch pflichtet des Burschen Hand,
Nur um kurz zu beglücken,
Morgen schon liegt ihr am Wegesrand,
And're geht er zu pflichten.

Blümlein am Wege, ihr schönen ihr,
Sehet euch für, sehet euch für!

Und ihr Blümlein am Wegesrain
Welkt im herrlichsten Frangen,
Weil ihr, allzu bezaubernd fein,
Leicht in's Leben gegangen.

Blümlein am Wege, ihr schönen ihr,
Sehet euch für, sehet euch für!

Die verborgen euch heiß und treu
Und herzlich geliebet,
Denken immer voll Weh' auf's Neu,
Daß ihr so hold nicht verbliebet!

Blümlein am Wege, ihr schönen ihr,
Sehet euch für, sehet euch für!"

Immer melancholischer, immer klagender war die Musik geworden. Da plötzlich am Ende des Liedes fuhr der Bogen kreischend über die Saiten; laut, wie höhnisch fing er hohl zu lachen an, daß die Zuhörer an der Treppe scheu zurückwichen.

Er schob die Fiedel auf den Rücken und schlug seinem in sich versunkenen Freund auf die Schulter.

„Gräme dich nicht, Dornblut, das ist so die Art des Schicksals, den Menschen Possen zu spielen. Was ist das irdische Leben, es ist ein in allerlei Farben

schillernder leichter Seifenschaum, der unsere Seele umgiebt. Die Begebnisse des Tages spiegeln sich in ihm und drücken ihn dabei so oder so zusammen, je nachdem es sich macht, bis dann entweder ein einziger Windstoß das ganze Schaumwerk in ein Nichts auseinanderbläst — oder nach und nach eine Blase nach der anderen zerplatzt, bis zuletzt ein häßlicher grauer Tropfen zusammenrinnt, der zögernd auf die Erde fällt. Wer hübsch eifrig darüber nachdenkt, ist auf dem besten Wege, verrückt zu werden. Und die Liebe im Menschenleben“, sagte er leiser, „das ist eben die schönste Farbe, die da schillert, das Rosenroth. Hat eine Schaumflocke das wonnige Rosenroth verloren, o so mag sie in allen anderen Farben spielen, so viel sie will, sie wird doch nimmer schön sein; denn das Grün verträgt sich nicht mit dem Gelb, oder das Gelb mit dem Blau: das Rosenroth muß erst kommen und vermitteln, überstrahlen und lieblich machen. Darum Sorge für Rosenroth in deinem Leben, mein lieber Freund, das ist die bezaubernde, keusche Farbe des Glücks!“

„Solltest du Recht haben, Matthäus?“ frug der Student mehr sich selbst, als den Musikanten. Doch dieser hatte die Fiedel schon wieder hervorgezogen und spielte einen lustigen Tanz, daß die vorüber-

gehenden schmucken Dirnen freundlich stehen blieben und hinauffchauten.

„Nein“, sagte nun Dornblut ernst und stand auf, „bei Gott, Matthäus, du hast Unrecht. Das ist eine leichtfertige Denkart. Das Leben ist heiliger und ernster, es muß besonders von innen heraus gestaltet werden, es darf sich nicht von außen willkürlich formen lassen, es hat höhere, erhabenerer Zwecke, als nur dem vorübergehenden Tage zu genügen, es gehört auch nicht uns allein, es gehört auch der Nachwelt!“

Verwundert schaute der Fiedler den Freund an und brach mitten in seiner lustigen Weise ab, daß es die Mädchen verdross und sie schmollend weiter gingen.

Auch Matthäus erhob sich jetzt von der Treppe und beide schritten in den Eingang des Rathhauses, einen viereckigen Thurm, in welchem an der dem Portale gegenüberstehenden Wand eine Steinbank mit dem Wappen der Stadt angebracht ist. Hier konnte man nicht so von den Vorübergehenden begafft werden, darum ließen sich die beiden jungen Männer da nieder.

„Des Menschen Thun und Lassen, das ist sein Schicksal“, fuhr Dornblut fort. „Nicht planlos nach den äußeren Verhältnissen, so wie es sich treibt, soll

der Mensch es sich wohl sein lassen, sondern er muß, indem er die Gedanken, die Ideen seiner Zeit ernstlich und sorgsam erwägt, von innen heraus sich das Leben bilden und die Verhältnisse seinem Willen und Streben unterordnen; wie ja denn auch viele große Männer ihre ersten Lebensverhältnisse gewaltsam durchbrachen. — Und die Liebe: das ist die göttliche Weihe unserer Handlungen, mag sie nun glühen für den Glauben, für das Vaterland, für die Wissenschaft, für das Weib oder für uns selbst. Auch uns selbst müssen wir lieben, Matthäus, damit wir uns nicht wegwerfen. Die richtige, aber auch maßvolle Liebe zu sich selbst ist schwerer, als man wohl denkt. — Ueberall, wo die Liebe, dieser Strahl des Himmels, unsere Handlungen nicht beseelt und adelt: da überall werden diese gemein. Geht der Mensch mit diesen Grundansichten für sein Denken und Streben durch's Leben, so handelt er besonnen und erfüllt dadurch, sofern er edel denkt und strebt, ebenso seine heiligen Pflichten gegen sich selbst, wie gegen die Menschheit im Allgemeinen; er hilft somit besonders den drei Hauptgrundfesten der Kultur: der Wahrheit, der Wissenschaft und der Gesittung die Bahnen zu weiterer und weiterer Ausbreitung mit bereiten, damit die elendesten Fesseln der Menschheit: Über-

glaube, Unwissenheit und Rohheit mehr und mehr schwinden!“

„Du bist von jeher ein Philosoph gewesen“, warf der Spielmann ein, ob er gleich eifrig zugehört. Die Unterhaltung schien ihm beengend zu werden, er hätte sie gern in's Weitere gezogen.

„Keine Zeit“, fuhr aber der Student, ohne sich stören zu lassen, fort, „verlangt die Betheiligung am allgemeinen Leben angelegentlicher, als die jetzige, keine Zeit dringt mit ihrer, alle Schichten der Gesellschaft erschütternden riesenhaften Gedankenfluth eingehender und tiefer bis in die kleinsten Verhältnisse des einzelnen Lebens, als die gegenwärtige, keine Zeit gebietet darum auch dringender jedem denkenden Menschen, seinen Verstand und seine Kräfte dem großen Weltinteresse, dem Kampfe gegen das verfinsterte, egoistische Papstthum zum Nutz und Frommen nicht nur unserer, sondern auch aller kommenden Jahrhunderte zu widmen, als die, in der wir leben. Würdest daher du, dem Gott ein großes Pfund zum Wuchern gab, nicht eine schwere Sünde an dir und der Nachwelt begehen, wenn du deine Zeit und deine Kräfte leichtsinnig verändeltest, statt mit in den heiligen Krieg geistig oder körperlich zu ziehen, je nachdem es am wirksamsten ist?“

Dornblut schwieg und schaute seinen Begleiter an, der aber war bleich geworden, erfaßte zitternd die Hand des Studenten und rief erregt:

„Bruder, du rettetest mich! Aus dem umnebelnden Taumel meines jetzigen jämmerlichen Lebens reißt du mich heraus und giebst meinem Dasein höhere Zwecke, du zeigst mir erst, was das Leben ist. Da nimm meine Rechte, weihe sie für den heiligen Kampf. Ich habe mir oft den Tod gewünscht, denn ich hatte seit lange keinen Zweck zum Leben mehr, weil mir mein Liebstes dahingegangen. Jetzt fühle ich, daß mein Herz wieder mächtig schlägt. Wohlan, ich will mein Herzblut verspritzen für das deutsche Volk gegen die welsche Praktik; mitten hinein will ich mein Schwert schwingen, wo die hispanischen Schwarzköpfe sich am dichtesten aneinander drängen — und wenn ich dann zerfchlagen im Staube liege und die siegenden Fahnen vorwärts über mich weg gehen, dann widme mir eine Thräne im Vorüberschreiten, und wenn du dann wieder nach Wittenberg kommst in den goldenen Hirsch — — doch halt, nein, was sag' ich!“

Die Begeisterung hatte aus den großen glänzenden Augen gesprüht, fast besorgt hatte Dornblut auf den mächtig Erregten geschaut, jetzt blickte der

Spielmann betroffen über sich selbst zur Erde und aus den Augen quollen ihm die Thränen, ohne daß er es wehren konnte.

Dornblut errieth die tiefe Bewegung bei der Erinnerung an Wittenberg, aber er gab sich den Anschein, als merke er nichts.

„Du bist wieder so stürmisch“, sagte er mit freundlichem, mildem Tone und leitete die Gedanken sofort wieder auf die Weltbegebenheiten.

„Aber wir haben mächtige Feinde“, fuhr er fort, „denen man besonnen und mit Ueberlegung gegenüber treten muß, und wir haben auch nicht in Allem durchweg, wie viele gute und ehrliche lutherische Leute meinen, vollständig Recht.“

Matthäus schaute verwundert auf.

„Schon der Krieg an und für sich war nicht recht, gar viele weise Männer, wie Melanchthon, Bugenhagen und Andere, riethen dagegen. Aber der Kurfürst hat auch viele schlimme Rätthe und diese haben den Sieg davongetragen, außerdem noch den Kaiser arg aufgehetzt wider die meißnischen Lande — doch wozu jetzt noch darüber reden. Der böse Krieg ist da, die lutherische Sache steht auf dem Spiel, sie kann vorläufig auf eine klügere Weise nicht verfochten werden, nun so müssen denn Alle für sie aufstehen,

die es ehrlich mit ihr meinen. Wir meinen es ehrlich, Amen!“

Mit feierlichem Ernste und inniger Gewißheit hatte Dornblut die Hand seines Begleiters erfaßt.

„Amen“, sagte dieser mit fester Stimme nach.

Nun erzählte Dornblut auch dem alten Studien-
genossen, wie es ihm die Zeit her und besonders heute
ergangen. Dann schritt er mit in das kleine Wirths-
haus, in dem Matthäus wohnte, und verabredete
gleichfalls ein Unterkommen für wenige Tage mit
dem Wirth. Er hatte von dem Gelde, das er für sei-
nen ertheilten Unterricht eingenommen, sehr wenig
ausgegeben, er konnte daher vorläufig nach dieser
Seite hin ohne Sorgen in die Zukunft blicken.

Einige aufgeregte Tage, in denen das Heran-
rücken des Kurfürsten alle Köpfe beschäftigte, vergingen
schnell und als dann im Abendsonnenschein des Neu-
jahrstages der glänzende Zug Johann Friedrich's in
die Stadt wogte, da hoben sich alle Herzen auf's
Neue hoffnungsvoll und zujauchzte das Volk dem
Manne, der es wagte, gegen Kaiser und Papst das
Schwert zu ziehen, freilich wohl ohne zu überlegen,
was zu thun besser gewesen wäre. Danach fragt aber
der Volksgeist meistens nicht, er ruft dem Beifall zu,
der für eine gerechte Sache die offenbare Gewalt an-

wendet; es sagt ihm dieses Verfahren mehr zu, als der oft weit klügere diplomatische Weg, gegen den er von Alters her einen tiefen Widerwillen hat, weil er auf diesem so oft schon betrogen worden.

Das Volk kannte auch den gültig von seinem mächtigen friesischen Hengste herabblickenden Herrn, es wußte auch, daß er es ehrlich meinte.

Folgenden Tages, an einem Sonntage, versprach er dann auch dem versammelten Rathe nach dem Gottesdienste, den sein Hofprediger, Magister Christoph Hoffmann, feierlich abgehalten, daß er die Stadt bei allen ihren Privilegien, Freiheiten und Gerechtigkeiten schützen und handhaben werde und daß er den Superintendenten Jonas und den Stadtsyndikus Goldstein in ihre Aemter wieder einsetzen wolle. Sodann gab er der Stadt ihre Geschütze zurück, die Moriz auf die Moritzburg hatte führen lassen.

Gleich beim Einzuge hatte sich dem Kurfürsten als alter Wittenberger der Doctor Türk vorgestellt, den das Mißgeschick des Krieges in diese Stadt geworfen habe. Auf das Anerbieten seiner Dienste bei den Unterhandlungen mit dem Erzbischof ging der Kurfürst ein, so daß bald die Abtretung beider Stifter Magdeburg und Halberstadt an den Kurfürsten gegen eine lebenslängliche Rente von jährlich 10000 Gulden

zu Stande kam. Der Doctor Türk mußte recht wohl, daß er sich erst durch eine einschmeichelnde Handlung das Vertrauen des Kurfürsten erwerben mußte, um dann für weitere Operationen Fuß zu fassen. Es war ihm natürlich gleichgiltig, wen er dabei über's Ohr hieb.

Während so eben im Rathhause das Schicksal der Stadt bestimmt wurde, harrte unten auf dem geräumigen Markte eine dichtgedrängte Masse des Volkes. Als dann die glücklichen Ergebnisse vom Altan herab bekannt gemacht wurden, erhob sich ein endloser Jubel.

Hoherregt schwang sich Dornblut auf das Postament der Rolandstatue, die an der „Wage“, einem großen städtischen Gebäude, das Schwert der Gerechtigkeit in der Rechten hielt, und forderte in begeisterter Rede, in sprühenden Worten Männer und Jünglinge auf, für die heilige Sache des Vaterlandes das Schwert mit zu ergreifen, mitzuziehen in den ernstesten Kampf um Freiheit und Glauben. Und die glühenden Worte schlugen zündend in die Herzen der Hörer. Immer mehr und mehr scharten sich Jünglinge um den Redner und als dieser herabsprang von dem Steine, da drückte man ihm die Hände von rechts und links: eine große Anzahl frischer Kräfte mit Dornblut an der Spitze traten dem kurfürstlichen Heere bei.

Auch der Superintendent stand, etwas weiter entfernt, unter dem Volke. Er hörte staunend die feurigen Worte, er fühlte, wie sie auch ihm die Brust hoben und wie die Begeisterung, die ihm aus dieser aus vollem, edelen Herzen kommenden Aufforderung entgegenwehte, durch alle Nerven fuhr. Laut rief es in dem alten Kämpfer für evangelische Wahrheit: so kann nur ein edler Geist, ein ernster Gegner des Papstthums reden. So wie Dornblut vom Postamente sprang, wollte sich Justus Jonas zu ihm hindurchwinden und den Jüngling um Verzeihung bitten, daß er ihm so hart und so heftig lutherischen Sinn abgesprochen, aber das Volk stand zu eng zusammengebrängt, sodann zogen Reisige auf, er konnte nicht mehr vorwärts, er verlor Dornblut aus den Augen und so unterblieb eine Ausöhnung, die beide glücklich gemacht haben würde durch einen kleinen Nebenumstand, wie so oft im Leben.

Der Kurfürst brach nun am 4. Januar nach Leipzig auf. Am 9. trafen die Familien Jonas und Goldstein wieder in Halle ein und am 11. früh um 7 Uhr zog der Erzbischof mit 20 schwer beladenen Wagen hinten zum Schlosse hinaus nach Würzburg.

So war wieder eine glückliche Ruhe über die Stadt gebreitet, ein hoffnungsheller Blick in die Zu-

kunft eröffnet, und jedes Herz schlug mit Freuden dem neuen Jahre und der neuen Zeit entgegen, bis auf das eine schmerzlich bekümmerte im guldnen Schloß.

„Spes mea in Deo est.“

Johann Friedrich der Beständige.

Der Kurfürst von Sachsen bezog nach kurzer erfolgloser Belagerung von Leipzig die Winterquartiere in und um Altenburg, überfiel jedoch dann plötzlich den Verbündeten des Herzogs Moriz, den unvorsichtigen Markgrafen Albrecht von Brandenburg, nahm ihn gefangen, wandte sich dann nach Dresden, das er kurze Zeit vergeblich einzunehmen suchte und hielt sich dann in Meissen auf, ohne daß eine Kunde von den Operationen des Kaisers zu ihm drang. Dieser erließ aber zu Eger den 7. April eine verschärfte Achtserklärung gegen Johann Friedrich und rückte gegen ihn in Eilmärschen heran. Aber noch immer gelang es dem Doctor Türck, dem Kurfürsten die Sachlage zu verheimlichen, so daß dieser unthätig auf den Feind wartete. Da plötzlich erschien das kaiserliche Heer in unmittelbarer Nähe und der Kurfürst konnte kaum Zeit finden bei Meissen über die Elbe zu fliehen und die Elbbrücke hinter sich abzubrennen.

Eine unglückselige Gast bemächtigte sich des Kurfürsten, man eilte die Elbe hinab, unter die festen

Mauern Wittenbergs zu kommen. Auf dem andern Ufer folgten, ohne den Fluß durchschreiten zu können, die Kaiserlichen schnell nach. So war man am Sonnabend den 23. April Abends bis zum Städtchen Mühlberg gelangt, wo der Kurfürst zu übernachten beschloß. Auf dem andern Ufer lagerte das kaiserliche Heer.

Eine milde Frühlingsluft strich über die feindlichen Völker.

Tiefe Stille war auf das kaiserliche Lager herabgesunken.

Ernst saß der Kaiser Karl V. in seinem Zelte, schweigend schritten die Wachen vor dem Ausgange desselben auf und ab und schauten nur selten über den breiten Strom nach den verglimmenden Wachtfeuern des sächsischen Lagers hinüber.

Im kurfürstlichen Lager war man noch im Unklaren, was zu thun sei. In einem Rathe, den Johann Friedrich noch mit Heinrich Reuß von Blauen, Julius von Pflug, Doctor Türk, dem Grafen von Schönberg und einigen Andern abhielt, meinte besonders der Doctor Türk, es könne nur eine unbedeutende Heeresabtheilung sein, die drüben läge, man sollte darum den morgenden Sonntag nicht entheiligen durch Weitermarsch, sondern einen Gottes-

dienst halten, der werde die Hilfe Gottes sicherer machen, als alle menschliche Hant, die ohne den Beistand des Höchsten doch nur eitel Stückwerk schaffe. Diesem stimmte der Kurfürst bei, obgleich einige ältere Generale meinten, man solle doch erst die sicheren Mauern Wittenbergs zu erreichen suchen, wo man dann um so ungestörter beten könne. —

Ein unheimliches Lächeln überglitt die Züge des Doctor Türck, als er durch die schon stillen Straßen des Städtchens seinem Quartiere zuschritt.

Wie häßlich machen doch die bösen Leidenschaften das Antlitz.

An seiner Hausthür angekommen, traf er seinen Diener, der ihm meldete, ein junger Mensch warte auf ihn, er sage, er sei herbestellt worden.

„Gut“, versetzte der Doctor. Dann fuhr er etwas leiser fort: „Nun geh noch zum Hauptmann von den Karlowitzer Landsknechten und frage, unter welchem Rottmeister der Landsknecht Dornblut steht, welche Fahne dessen Rottmeister führt!“

Darauf begab er sich hinauf in sein niedriges Zimmer. Dort wartete ein junger Mann mit rothem, struppigem Haar.

„Ihr seid der Müllerburische Strauch?“ redete ihn Türck nach kurzem Gruße an.

Der Fremde bejahte.

„Ihr kennt die Fuhr durch die Elbe“, fuhr Türk mit fester, doch etwas leiser Stimme fort.

Der Fremde bejahte wieder.

„Gut. Es soll Euer Schade nicht sein“, nahm Türk wieder das Wort. „Wenn Ihr Seiner Majestät, unserm allergnädigsten Kaiser und Herrn diese zeigen werdet, so habt Ihr Euer Glück gemacht. Hier ist ein Empfehlungsbrieflein an den Herzog Alba. Stehlt Euch sicher durch die Vorposten (denn wenn Ihr erwischt werdet, seid Ihr des Todes) und nehmt dann beim Hinüberschwimmen den Brief zwischen die Zähne, damit er nicht naß wird. Zur einstweiligen Aufmunterung nehmt hier —“ und dabei gab er ihm einen schweren Beutel mit Geld.

Der Rothhaarige dankte grinsend und entfernte sich geräuschlos.

Bald darauf trat der Diener ein.

„Unter dem Rottmeister Borkenfeld steht der Landsknecht Dornblut“, berichtete er.

„Gut“, versetzte der Doctor Türk kurz und griff wie unwillkürlich nach seinem Schwerte zur Linken. —

Der Morgen des 24. April 1547, des Sonntages Misericordias Domini fand einen dichten Nebel

über dem mächtigen Elbstrom lagern! Doch je mehr die Sonne emporstieg, desto mehr zertheilte er sich und deutlicher, immer deutlicher sahen die erstaunten Sachsen am anderen Rande der Elbe ein mächtiges Heer. Der Kaiser ritt schon geschäftig mit dem Herzog Alba und Moriz an seiner Seite umher und ließ, so bald der Nebel nur einigermaßen etwas Aussicht gestattete, einige schwere Geschütze am Ufer aufpflanzen, zugleich beorderte er 1000 Hafenschützen dazu, daß der Feind von jenseits hierbei nicht durch Schießen hindere.

Während dessen läuteten die Glocken vom Kirchturme zu Mühlberg zur Kirche und der Kurfürst begab sich in den Gottesdienst.

Bald bemerkten die Kaiserlichen, daß drüben am Ufer verschiedene Rähne hingen. Es war ein großer Vortheil, sie zu besitzen und durch sie den Uebergang über den Strom zu erleichtern. Es wurden darum sofort noch tausend lombardische Hafenschützen vorgeführt, zehn spanische Schützen, überwältigt von Kampfbegier, warfen die Kleider von sich, nahmen die blanken Degen in den Mund und stürzten sich in die Fluthen. Die Sachsen überrascht von dieser Tollkühnheit, wichen erschrocken zurück. In demselben Augenblicke setzten noch drei spanische Reiter in den Strom, den Schwim-

mern zu Hülfe, der eine versank in der Fluth, die beiden anderen führten triumphirend die Rähne unter heftigem Feuer der Sachsen, mit Jubel von den Spaniern empfangen, an die kaiserliche Seite.

Der Kaiser zitterte vor freudiger Erregung. Das war ein köstlicher Fang, der die Herstellung einer Schiffbrücke möglich machte, die sogleich in Angriff genommen wurde.

Mittlerweile hatte der Müllerbursche Strauch die Fuhr durch den Strom gezeigt. Mit Freudenschrei sprengten nun die ungarischen Reiter voran, der Kaiser folgte sogleich. Er ritt einen stolzen spanischen Braunen, von dem eine prächtige carmoisinsammetne Decke wehte. Das Haupt des Kaisers zierte eine deutsche Sturmhaube und die Brust ein blank vergoldeter Harnisch, über den eine rothe, mit Gold gestickte Binde flatterte.

Jeder Reiter trug noch einen Hafenschützen hinter sich mit hinüber und so sahen die Sachsen plötzlich, fast wie aus der Erde gewachsen, ein glänzendes Heer auf ihrer Seite.

Während dieser kurzen Zeit waren auch bereits zwei Schiffbrücken nothdürftig über den Strom geschlagen und stürmisch rückte das Fußvolk auf das andere Ufer.

Erschrocken hatte der Kurfürst die beängstigende Nachricht von dem Uebergange in der Kirche vernommen, er hatte sofort zum schnellsten Ausbruch nach Torgau blasen lassen, aber schon verwickelten sich die ersten kaiserlichen Reiter mit dem Nachtrabe des Kurfürsten in's Gefecht und eine Schlacht war somit unabwendbar. Schon sprengte der Herzog Alba mit seiner kühnen Avantgarde, in eine entseßliche Staubwolke gehüllt, über die Ebene: da galt es sofort Front in geregelter Schlachtordnung zu machen, sollte nicht das ganze Heer auseinandergerissen werden.

Mit einem entseßlichen Donner brüllten die eilig gewendeten sächsischen Kanonen den Spaniern entgegen.

An der weiten Lothauer Haide formirte der sächsische Feldmarschall Wolf von Kreuz die Völker.

Der Kurfürst hatte sogleich bei der herannahenden Gefahr seinen Wagen, in dem er seines schweren, umfangreichen Körpers wegen meist fuhr, verlassen und seinen friesischen Hengst bestiegen. Jetzt ritt er, zur tapfersten Gegenwehr ermunternd, an den Fronten vorüber und ertheilte die Losung: Gottes Wort bleibt in Ewigkeit. Glühend vor Erregung schauten Dornblut und Matthäus auf den vorübersprengenden Herrn.

Der Kaiser, durch den Staub der Alba'schen Garde am Ueberblick behindert, mußte sich zur Rechten wenden.

Unterdessen drangen die Sachsen tapfer vor, erschrocken prallten beim Borkenfeld'schen Fähnlein die Feinde zurück, mit Riesenkräften, mit aller jugendlichen Hitze schwangen Dornblut und Matthäus ihre Schwerter in die Reihen der Spanier.

Mittlerweile waren die Moriz'schen Schützen und die Neapolitanischen Reiter auf dem Platze angelangt. Die ganze kaiserliche Macht stand nun in diesem Augenblicke der sächsischen gegenüber, aber nur einen Augenblick, denn plötzlich fingen unerklärlicher Weise die sächsischen Reiter zu weichen an.

„Spania, Spania!“ schallte es jetzt tausendtönig über die Haide.

„Vorwärts, vorwärts für Glauben und Vaterland!“ schrie Dornblut in verzweifelter Gegenwehr.

Im tausenden Galopp stürzt die kaiserliche Reiterei in die schwankenden sächsischen Linien, ein kaum minutenlanges Kampf, und die Reihen brechen auseinander.

Wie ein Rasender schlägt Dornblut um sich. Da, er beugt sich eben einmal seitwärts, wird ein Pistol neben ihm abgebrannt, so dicht am Kopfe, daß es ihm

das Haar versengt, aber die Kugel pfeift an ihm vorüber, doch sogleich stürzt sein Freund schreiend zu Boden. Entsetzt blickt Dornblut um sich, aus der schwindenden Rauchwolke sieht er Türk's Kopf auftauchen.

Ein wirres Getöse dringt von der rechten Seite herüber.

„Die Reiterei hat gewendet!“ fliegt es durch die erschrockenen sächsischen Reihen.

Bestürzt beugt sich Dornblut zu dem Freunde nieder, dem bereits stromweise das Blut aus Mund und Nase quillt. Er läd ihn auf seinen Rücken und trägt ihn aus dem Getümmel seitwärts in's Gebüsch. Nur einen wehmüthigen Blick — dann springt er hastig in das Gewühl der Kämpfenden zurück. Er sieht, wie der Kurfürst vergeblich durch persönliche Tapferkeit die Soldaten zu halten sucht, schon stürzt in wilder Hast Alles dem nahen, schützenden Walde, dem Schweinert zu, eine blutige Wahlstatt hinter sich lassend. Auch Johann Friedrich mit seinen Generalen und wenigen Getreuen wird fortgerissen.

Athemlos hält sich Dornblut zu dem davonjagenden kurfürstlichen Trupp, er will auf keinen Fall den Kern des Heeres verlassen. Der Wald aber ist sumpfig, durchwühlt von den vielen wilden Schweinen,

die sich sonst hier aufhalten, die Pferde der Fliehenden, wie die Mannschaften zu Fuß, bleiben stecken im Morast, abermals fallen die Kaiserlichen über die Kurfürstlichen her, abermals beginnt ein entsetzliches Gemehel. Immer enger drängen sich in blinder Flucht die Sachsen zusammen, daß die Harnische aneinanderreiben, ja die den Kurfürsten bisher schützenden Reiter stürzen kopfüber voraus. Mit Entsetzen gewahrt es Dornblut und springt hinzu, aber schon galoppiren ungarische Reiter heran, ein kurzes Gefecht entspinnt sich zwischen ihnen und Johann Friedrich, mit allen Kräften wirft sich Dornblut dazwischen, doch schon haut ein Husar dem Kurfürsten über die linke Wacke, daß dem Studenten das Blut in das Gesicht spritzt. Wüthend stürzt dieser sich auf jenen, der schon wieder, jetzt zum unfehlbar tödtlichen Hiebe, das Schwert gezückt hat, und durchbohrt ihn, aber auch indem er selbst betäubt zurücksinkt und das Blut ihm aus weitklaffender Schulterwunde strömt. Ohnmächtig bricht er zusammen.

In demselben Augenblicke sprengt ein deutscher Edelmann, Thilo von Trotha, hinzu, der erkennt den Kurfürsten und fordert ihn auf, sich zu ergeben. Der Kurfürst fragt, wer er sei, und da er hört, daß er ein Deutscher ist, so spricht er mit herzzerstreichender

Behmuth: „Ich will dein Gefangener sein!“ Damit zieht er seinen Siegelring vom Finger und sagt, indem er ihm diesen giebt: „So führe mich denn hin!“

Gleich darauf kommt Alba zu der Gruppe gesprengt, der den blutenden Fürsten in Empfang nimmt und sofort vor den Kaiser führt.

Der Lärm der Gefangennahme hatte Dornblut wieder zu sich gebracht. Der arme Verwundete suchte, zitternd vor Schmerz, das quellende Blut zu stopfen und mühte sich dann aus dem Sumpfe heraus wieder nach der Ebene zu. Er mußte jetzt seinen Freund wiedersehen; er kroch daher nach jenem Gebüsch, in das er ihn getragen, hinüber.

„Es ist vorbei, Dornblut“, röchelte ihm der Spielmann, der ihn erwartet zu haben schien und ihn nun mit einem unendlich schmerzvollen Blicke anschaute, entgegen. Und es war höchste Zeit, daß der Freund kam, schon begann den Augen des armen Matthäus die Sehkraft zu schwinden, er bemerkte schon nicht mehr, daß sein Genosse gleichfalls schwer verwundet war.

„Bringe“, fuhr er mit matter Stimme fort, und dabei nestelte er zitternd ein kleines goldenes Ringlein aus seiner Busentasche hervor, „bringe das der Monika im goldenen Hirsch zu Wittenberg. Sag' ihr,

ich hätte sie heiß geliebt bis in den Tod, ob sie mich gleich verlassen, ob ich gleich durch ihren Treubruch ein nutzloser, ruheloser Mensch geworden!"

In demselben Augenblicke donnerten die Siegeschüsse von der kaiserlichen Seite herüber, erschrocken fuhr der Verwundete zusammen, von neuem quoll das Blut hervor. Er streckte sich noch einmal und war verschieden.

Weinend brach der Student über dem Freunde zusammen. Doch er durfte sich an diesem Orte keine Rast gönnen, er kroch, seinen todten Gefährten fast beneidend, tiefer in das Gehölz, wo er ohnmächtig in's Haidekraut sank.

Der große, mächtige Sturm war vorüber. Das weite Schlachtfeld ward öder und öder. Tausende von Leichen deckten den zerstampften Boden und hie und da richteten sich geisterbleiche Gesichter auf und blickten, von Schmerz entstellt, trostlos über die weite Ebene.

Das kaiserliche Heer hatte sich, um die Hauptstadt Wittenberg bald zu erreichen, schnell wieder gesammelt und zog nun nach der Stadt Herzberg an der schwarzen Elster, um dort Nachtruhe zu halten.

Bis spät in die zwölfte Stunde hinein brannten die Kerzen im Zelte des Herzogs von Alba. Mit dem so seltenen Lächeln schritt die hagere Gestalt mit dem langen Barte zwischen den mannichfachen kostbaren kurfürstlichen Beutestücken auf und ab und betrachtete öfters den besonders glänzenden Siegelring Johann Friedrich's.

Im Hintergrunde standen und saßen die übrigen kaiserlichen Generale und einige Staatsmänner nebst Moriz von Sachsen, der ernst vor sich nieder blickte. Doctor Türk lehnte an der Seite des Herzogs Moriz.

Es galt den errungenen Sieg richtig zu benutzen, es wurde darum jetzt ernsthaft berathen.

Erst um Mitternacht trennte man sich.

Bewundert vermißte Alba, als er sich zum Schlafen niederlegte, den Ring des Kurfürsten und befahl sogleich, daß noch zur Stunde doppelte Wachen vor seinem Zelte aufziehen sollten.

Mit verschmühtem Lächeln schritt Doctor Türk in die Stadt mit dem Wahrzeichen des springenden Hirsches. In seinem Quartier am Marktplatz setzte er sich noch, ob ihn gleich die Müdigkeit schon bedeutend drückte, und schrieb an den Superintendenten Justus Jonas zu Halle folgenden Brief:

„Mit blutendem Herzen beeile ich mich, Euch, viel-

lieber Mann Gottes, eine Nachricht zu senden, die mir fast die Brust zersprengen will.

Troß unserer Aller eifrigstem Bestreben ist dennoch die Hand des Allmächtigen schwer auf unseren geliebten Kurfürsten und uns lutherische Christenheit gefallen: der Kaiser hat uns auf's Haupt geschlagen. Unser theurer Kurfürst ist verwundet und gefangen.

Die Thränen rinnen mir über die Wangen. O, daß dieser Jammer über uns kommen mußte!

Als ich die große Gefahr merkte, in der unser guter Herr schwebte, eilte ich hinzu, doch ich konnte ihn nicht mehr retten, so wüthend ich auch d'reinschlug. Er sah meinen verzweifelten Kampf, mußte sich aber auch zugleich einem Herrn von Trotha gefangen geben. Da winkte er mich zu sich und sprach wehmüthig: Ihr seid einer meiner wenigen Getreuen! Nehmt diesen Ring zum Lohn für Euere Aufopferung als ein Zeugniß meiner Gunst! Und dabei zog er seinen Siegelring vom Finger und schenkte ihn mir.

Es wird nun wieder eine schwere Zeit für das arme lutherische Häuflein hereinbrechen, da der Kaiser sehr aufgebracht ist; auch Ihr, liebwerther Mann, werdet zu meinem großen Schmerze die

Folgen des Sieges fühlen müssen. Angesichts dieser schweren Noth erkühne ich mich, eine Bitte auszusprechen, die seit langer Zeit mein Herz erfüllt, wage ich mit einem Verlangen vor Euch zu treten, das meine Seele seit Monden durchbebt: ich unterwinde mich, um Euer holdes Töchterlein Sophie zu freien. Trübsal über Trübsal wird in dieser traurigen Zeit uns ängsten und martern, da kann Euch eine Stütze mehr im Hause sicher nur gut sein. Ich würde mit allen meinen Kräften, auch mit allen meinen Geldmitteln Euch getreulich helfend zur Seite stehen. Und wie könnte ich Euch einen besseren Beweis meiner aufrichtigen und herzlichen Bitte, mir diese Seligkeit der Erde zu bereiten, geben, als wenn ich Euch den mir so theuern Ring unseres unglücklichen Fürsten sende, um damit unser heiliges Verlöbniß zu bekräftigen?

Ich werde Tag und Nacht beten, daß mir der Allmächtige durch Euch eine beglückende Nachricht sendet. Bis dahin mit den herzlichsten Grüßen an Euch und Euer werthe Frau, an das herzliche Mägdlein Sophie, sowie an Euer liebe übrige Familie

in inniger Ergebenheit

Euer

Dr. Türk.

P. s. Den aus Guerem Hause geworfenen Studiosen Dornblut sah ich in der Schlacht, wie er eben Leichen plündern wollte. Ein Husar sprengte hinzu und spaltete ihm den Kopf.

Herzberg an der schwarzen Elster,
den 25. April 1547."

Am anderen Morgen, wo noch Alles im Schlafe lag, stahl sich vorsichtig ein Bote mit einer Ledertasche durch die müden Vorposten und trabte dann eilig in der Richtung nach Halle davon.

„Und wär' ich gestorben im grünen Gras,
Wo blutig gefärbt manch Blümlein was,
Und wär' ich gestiegen zum Himmel hoch,
Ich hätte dich immer geliebet doch!“

Altes Lied.

Dem trüben, mörderischen Tage der Schlacht war ein linder, lieblicher Frühlingstag gefolgt und jetzt am zweiten Tage blickte die Sonne noch holder und freundlicher auf die blutige Haide, auf die zweitausend erschlagenen Sachsen.

Mitten aus einer ergrünenden Wiese stieg eben eine Lerche mit schmetterndem Gesange zum Himmel empor. Ihre Töne kamen so aus frischer, fröhlicher Brust hervor, daß sie erweckend an ein Ohr schlugen, das längst nicht mehr zu hören schien. Es rauschte und knackte in dem Haidekraute und eine bleiche, eine entsetzlich bleiche Jünglingsgestalt richtete sich mühsam auf, strich sich über die kalte Stirn und blickte sich um. Es war schwer, in diesen geisterhaften, bis zum Tode erschöpften Zügen die Dornblut's wiederzuerkennen.

Das Auge genoß aber keine Aussicht, rings um den kleinen Platz, auf dem der Verwundete lag, standen Bäume.

Schaudernd blickte Dornblut auf die dickgeronnene Blutlache neben sich. Er mußte sich lange besinnen, was mit ihm vorgegangen. Dann zog er einige Tücher heraus, verband sich, so gut er es vermochte und versuchte zu gehen.

Ein kleiner Bach, der nicht weit von ihm murmelnd floß, erquickte ihn mit seinem erfrischenden Wasser, er wollte einer Lichtung des Waldes zu, doch bei seinen Bewegungen brach die Wunde von neuem auf und begann abermals zu bluten.

Es wurde ihm schwarz vor den Augen und wiederum sank er ohnmächtig in das ergrünende Gras.

Abermals schied ein lieblicher Frühlingstag und wiederum blickte am anderen Morgen die Sonne freundlich in die herrliche, erwachende Gottesnatur. Und die Augen, die sich gestern ohnmächtig schlossen, die schauten heute verwundert an dunkelgebräunte Tannenholzwände, auf ein verhängtes Fenster, durch das die Sonnenstrahlen nicht dringen konnten, und die noch vom Haidekraute blutrünstigen Hände tasteten auf weichem Pfühl.

„Wo bin ich“, fragte Dornblut mit matter Stimme und versuchte sich aufzurichten.

„Gnädiger Herr, er ist aufgewacht!“ ließ sich in demselben Augenblicke eine rostige Stimme hören.

„Es wird Zeit!“ drang es zur Antwort tief aus dem Hintergrunde hervor und mit schweren Schritten bewegte sich eine mächtige Mannesgestalt nach dem Bette zu.

„Na, na“, fuhr die tiefe Stimme fort, deren Inhaber mit seinem ergrauten Haupte dem Kranken zunickte, „es ist noch nicht ausgemacht, daß Ihr d'ran müßt. Ich habe manches Scharmüzel und manche Schlacht in und außer dem Reiche mitgemacht und mein alter Leib hat manche Narbe, maßen ich weiß, daß der menschliche Körper ein gut Theil aushalten kann. Sie haben Euch aber hübsch aufgefressen, alle Hagelkreuzdonnerwetter, das giebt fürnehme Narben! Lorenz!“

„Gnädiger Herr!“ schnarrte die rostige Stimme wieder.

„Sag's in der Küche!“ brummte die Hünenge-
stalt wieder und der Beauftragte schob sich zur Thür
hinaus.

Dornblut schaute noch immer bis auf's Höchste
verwundert auf seine Umgebung.

Jetzt stellte sich der Hüne an das Fußende des
mitten im Zimmer stehenden Bettes, blickte den bleichen
jungen Mann, dem er die Verwunderung von den mat-
ten Zügen lesen mochte, mit einem leichten, freund-

lichen Lächeln an, strich sich den weißen Schnurrbart aus dem verwetterten Gesicht und sagte dann:

„Na na, es braucht euch nicht zu gruseln, Ihr seid weder unter die Kaiserlichen, noch unter die Menschenfresser in der neuen Welt gerathen. Ich bin der alte Trebra auf Schloß Wiederau, allwo Ihr igo seid. Ich bin auch ein alter Soldat. Viele Jahre, besonders weil mein liebes Eheweib so frühe heimgelangen, bin ich des heiligen römischen Reiches Hauptmann gewesen und habe darum noch jegund Andacht für's Kriegshandwerk. Aber meine alten Knochen sind allbereits zu mürbe, darum haben wir uns, als nun derzeit der unselige Krieg gewesen, hier anfangs ganz still gehalten und wie wir hofften ist denn auch die ganze wilde Schlacht jenseit des Waldes vorbeigetost, ohne Schloß*) und Dörflein zu berühren. Gestern plagte uns aber die Neugier denn doch zu

*) Hundert Jahre später aber wurde der Rittersitz doch mit in den Strudel des Krieges gerissen. Am Michaelistage 1631 brannten ihn die Croaten des Grafen Söy bis auf den Grund nieder; auch Kirche und Pfarre wurden dabei ein Raub der Flammen. „Göttliche Allmacht behüte“, schließt der damalige Prediger von Wiederau, noch tief erregt, den Bericht über diese schreckliche That, „vor dergleichen Calamität dieses Dorf und ganzes Kurfürstenthumb in allen gnaden und beschütze uns mit seinen heiligen Engeln in gesambt.“

arg, da gingen wir über Bomsdorf hinaus, ich und der Lorenz, mein treuester Kottmeister aus meinen Kriegeszeiten, und da sahen wir Euch liegen. Der Lorenz wollte an Euch vorübergehen, aber ich, besonders weil ich noch ein lutherisch Gebetbüchlein neben Euch liegen sah, das Euch aus der Wamstasche geglitten, ich habe Euch lassen nach Hause tragen, weiß ich doch selber am besten, was es heißt, arge Wunden haben. Und auf den Doctor Martinus seligen halte ich große Stücke, ob ich gleich nicht recht für Neuerungen bin; aber den habe ich dazumalen Anno 21 zu Worms gehört, wo er den feisten Pfaffen so kräftiglich auf die Glaze spuckte, Hagelkreuzdonnerwetter! Ja, und da ist der gewaltige Mann eigentlich doch immer noch schüchtern gewesen. Als ich ihn später in Wittenberg, in der Schloßkirche, hörte, da hat er noch ganz anders mit Keulen drein geschlagen. Einige Jahre nach dem Wormser Reichstage wurde dann mein einziger Sohn Christoph in einem Aufstande gegen die Päpstischen zu Augsburg erschlagen: seit dem habe ich die ganze Zeit über immer auf der lutherischen Seite gestanden und darum —“

In demselben Augenblicke ging die Thür auf und ein rösiges Mädchen trat mit einem dampfenden

Töpfchen in die Stube, gefolgt von Lorenz, der, ungeschickt genug, eine Tasse trug.

Durch die Thür drang während des kurzen Geöffnetseins eine volle Woge warmer Sonnenstrahlen in das düstere Gemach.

„Das ist mein Kind, meine Grethe, die Heirathsgedanken im Kopfe hat“, rief jetzt ziemlich unzart der redselige Alte und schaute wohlgefällig auf das schmucke Mädchen, die dabei roth bis über die Ohren wurde.

„Gott zum Gruß“, sagte es leise zum Fremden und reichte ihm eine kräftige Fleischbrühe.

Es stellte sich nun auch bald heraus, daß die Wunde Dornblut's, wenn auch immerhin bedeutend genug, doch nicht lebensgefährlich war. Am nachtheiligsten machte sich der große Blutverlust geltend, der nur sehr langsam ersetzt werden konnte. Die herrliche Frühlingsluft in dem grünen, duftigen Walde wirkte sichtbarlich auf den Verwundeten, aber je mehr der Körper sich kräftigte, desto mehr drückten den Geist die Folgen des unheilvollen Krieges nieder.

Die Nachrichten lauteten höchst bekümmernnd. Man hörte, daß sich der Zug des Kaisers nach Wittenberg wandte, man erfuhr, daß sich die Hauptstadt ergab und daß das Todesurtheil über den armen Kurfürsten verhängt worden sei. Zwar wurde auch erzählt, der

Kaiser habe verschiedentlich gesagt, daß er Vieles anders gefunden in den meißnischen Landen, als wie man ihm gesagt, daß Manches anders geworden sein würde, hätte er den Sachbestand so gekannt: aber das änderte ja wenig. Auch erregte die Nachricht große Freude, der Kaiser habe mit Unwillen vernommen, daß die evangelischen Kirchen in Wittenberg bereits acht Tage geschlossen seien und befohlen, man solle den Gottesdienst nicht weiter hindern. Selbst die denkwürdigen Worte Karls: „er führe nur Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Todten“, die er am Grabe Luther's gegen die Aufforderung des Bischofs von Arras, die Gebeine des Ketzers ausgraben und verbrennen zu lassen, erwiedert, auch diese drangen bis zu dem einsamen Ritterstze von Wiederau. Aber diese Nachrichten glänzten doch nur wie Johanneswürmchen in dunkler Nacht; sie waren zwar Lichtpunkte in der trüben Zeit, aber sie vermochten doch keine Seligkeit über die Lage der Dinge zu werfen, und so sah man mit Bangen der Klärung des Verhältnisses entgegen, das in Halle, wohin sich der Kaiser nun gewendet, zu Stande gebracht werden sollte.

Während dessen schritt die Genesung in Wiederau rüstig vorwärts. Das gesunde Blut des Verwundeten, die treffliche Pflege, die erfrischende Waldblust thaten

bald ihre gute Wirkung. Der Verwundete nahm sichtlich an Kräften zu, bald war er im Stande, während der schönen Nachmittagsstunden hinten im Schloßgarten mit dem alten Herrn unter der schattigen Linde zu sitzen, wo dann die Ereignisse der jüngstvergangenen Tage eifrig besprochen wurden.

In seinen jungen Jahren war der alte Herr viel herum gekommen und hatte eifrig mit Theil genommen an dem bunten Wechsel der Weltbegebenheiten. Als er dann alt geworden war und sich auf sein Schloß zurückgezogen hatte, empfand er den Mangel an Verbindungen mit der Außenwelt gar sehr. Wie angenehm war es ihm daher, nun die Berichte eines Mannes zu vernehmen, der mit kräftig durchgebildetem Geiste und gesundem Urtheil mitten in der hoch aufschäumenden Gährung dieser Tage gestanden. Mit immer mehr sich steigendem Interesse hörte der alte Trebra von den Reichswirren und bösen Händeln, von dem Ringen und Kämpfen der neuen Lehre, von den Sorgen des jungen Mannes über das Erstarren des lutherischen Geistes, statt des weiteren Emporwachsens desselben und von all den Mühsalen der Zeit. Immer wohlgefälliger schaute der alte Herr auf seinen Pflegling, so daß es nicht Wunder nehmen kann, daß er eines Tages anhub:

„Dornblut, Ihr gefällt mir, Ihr tragt das Herz für Gottes Wort auf dem rechten Fleck. Ich habe es mir rechtschaffen überlegt; wenn Ihr wollt, so sollt Ihr Pfarrer von Wiederau werden.“

Die Augen des Jünglings blitzten freudig auf.

„Seit zehn Jahren“, fuhr der alte Herr fort, „besitzen wir keinen Pfarrer mehr; der vom Städtchen Uebigau besorgt die Kirchengeschäfte nothdürftig mit. Wir hatten ehemals einen katholischen Priester, der wollte aber nicht daran, an die lutherische Lehre, und als er sich denn nicht mehr halten konnte, da ist er abgezogen, unser Pfarrhaus steht seitdem leer.“

„Das wäre“, rief jetzt Dornblut freudig, „allerdings die Erfüllung meiner sehnlichsten Wünsche!“

„Nun, nun, so etwas Ausgezeichnetes ist die Stelle nicht, aber für den Anfang —. Ich habe ja nicht mehr viele Jahre zu leben; wenn Ihr mir dann den letzten Segen gegeben, dann könnt Ihr Euch ja nach einer besseren umsehen. Aber als lutherischer Pfarrer“, fuhr er schalkhaft lächelnd fort, „müßt Ihr auch eine brave Frau Pfarrerin mitbringen!“

Dornblut ward über und über roth.

„Ha, ha, ha!“ lachte der Alte herzlich, „na dann ist's gut, wenn die nicht fehlt, sie soll eine tüchtige Aussteuer vom Schlosse haben!“

„Ach wie ist's möglich denn,
Daß ich dich lassen kann!“

Volkslied.

Die Nachricht von dem Unglücke bei Mühlberg erfüllte die Stadt Halle mit Angst und Schrecken, das bitterste Weh aber, welches sie hervorbrachte, traf das Herz Sophiens.

Der Vater war anfangs tief gerührt von dem Antrage des Doctor Türk, er zweifelte gar nicht, daß Sophie sofort in die Verbindung willigen würde, stand ihr doch dann eine glänzende Zukunft bevor. Er trat daher mit dem Briefe eilends unter die Familie und las ihn mit bebender Stimme vor.

Ueber Sophiens Gesicht zog sich eine dunkle Röthe, doch als der Vorleser an die Todesnachricht von Dornblut gelangte, die kalte, unumstößlich hoffnungslose, da wich plötzlich alles Blut aus ihren Wangen, sie ward bleich, todtenbleich, ein leiser Schrei entrang sich ihrer Brust und ohnmächtig sank sie dem Better Christian in die Arme. Erschrocken schaute dieser auf seinen Liebling, entsetzt sprang der Superintendent hinzu.

„Aber mein Gott, Sophiechen, Sophiechen“,

knurrte der Alte, „kannst du nicht einmal etwas von Blut hören!“ und dabei merkte man es ihm an, wie bange ihm war.

„Jesus, sie stirbt“, schrie die Frau Superintendentin, „was soll ich arme kranke Frau anfangen!“

„Donnerwetter, sei still!“ rief der Vetter Christian mit unterdrückter Stimme unwillig der Frau zu und trug das bleiche Mädchen trotz Stelzfuß in die angrenzende Kammer auf's Bett.

Die Dhnmächtige erholte sich denn auch bald wieder und ein Strom von Thränen brach darauf aus ihren Augen hervor. So auf einmal alle die süßen Hoffnungen vernichtet zu sehen, den Tod des Geliebten beweinen zu müssen, den Jammer des Vaterlandes, der Eltern bis in das Tiefinnerste zu fühlen und, das Entsetzlichste, was sie sich nur denken konnte, gezwungen zu werden, einem Manne ihre Hand zu reichen, der, das fühlte sie, Dornblut's bitterer Feind gewesen, gegen den sie von jeher mit Widerwillen, der sich jetzt bis zum Abscheu gesteigert, erfüllt gewesen. Aber dennoch sagte ihr der Verstand, daß durch diese Verbindung die jetzt so schwankenden Lebensverhältnisse der Eltern wieder befestigt werden würden, ob sich ihr Herz gleich krampfhaft und schmerzvoll bei diesem Gedanken zusammenzog. Es schauderte sie schon dar-

über, daß sie die Arme eines Mannes umschlingen würden, dessen Blick sie nicht einmal zu ertragen vermöchte. — Aber da Dornblut hinübergewandert, warum dachte sie nun noch an sich; das Leben schien ihr ja doch nun nur öde und leer, es besaß keinen Werth mehr für sie. Mußte es darum nicht billig und recht sein, daß sie es zum Nutzen der Andern verwendete. Wie würde sie doch dadurch den Vater beglücken, und Dornblut, wenn er vom Himmel herabsähe, in ihr Herz, würde ihm nicht immer die heißeste Liebe entgegenstrahlen?

So redete sich das edele Mädchen in einsamen Stunden Muth ein, um mit Verstand das Gemüth zu betäuben, aber es ist ein eigenes Ding um das Gemüth. Das Herzweh, das sie bei der Nachricht von dem Tode Dornblut's empfunden, zitterte noch mehrere Tage bei ihr nach, ja fast wollte es sie bedürken, als kehre der krampfhafte Schmerz zeitweise wieder. Abends dann in ihrer Schlafstube, wo Dornblut so viele Wochen gewohnt, wo sie jedes Geräth an den Geliebten erinnerte, da weinte sie sich dann so recht von Herzen aus, aber die Ruhe wollte doch nicht wieder in sie einkehren. Die schrecklichsten, beängstigendsten Träume schreckten sie aus dem Schlafe, sie sah Dornblut's bleiches, blutendes Haupt, sie wurde in

Schlachtgetümmel hineingerissen, sie hörte die jammernde Stimme des Sterbenden und fiebernd erwachte sie dann. Sie fühlte sich darauf den Tag über meist matt und abgespannt, bei jedem Oeffnen der Hausthür fuhr sie erschrocken zusammen. Sie hatte sich einige Zeit für die Entscheidung zur Einwilligung in die Verbindung mit Doctor Türk erbeten. Nach schweren Kämpfen brachte sie dem Vater die bejahende Antwort. Der alte Mann schien das Opfer zu fühlen, er herzte und küßte seine Tochter; nur der Better Christian knurrte, er konnte seinen Liebling nicht begreifen.

Sogleich ward der Zusagebrief an Doctor Türk abgesandt, und zwar nach Wittenberg, wo das kaiserliche Lager, mithin Doctor Türk zur Zeit sich befand, er kam der armen Sophie wie ein Absagebrief an das Glück vor.

Das bisher so frische Mädchen schwand jetzt sichtlich dahin, das Roth der Wangen wich einer gelben Blässe, das sonst so klare blaue Auge umschleierte sich, der Gang ward langsam und matt. Eine leichte Reizbarkeit, die bei den kleinsten Anlässen die größte Heftigkeit hervorrief, trat an die Stelle der früheren Milde und Sanftmuth. Der Vater bemerkte diesen gefährlichen Zustand leider nicht, er war zu sehr beschäftigt.

Beim Anrücken des Kaisers mußte nothwendig die Stadt verlassen werden. Er wollte nach Nordhausen fliehen, aber doch auch nicht das Haus gänzlich leer den Feinden überlassen, so war er im höchsten Grade aufgeregert über seine Noth.

Aber der Zustand des Mädchens nahm bedenklich zu, eines Morgens brachte der kleine Bruder Philipp die Nachricht, die Sophie könne nicht aufstehen, sie sei krank.

Als Justus Jonas erschrocken hinauseilte, lag die Kranke bereits im heftigsten Fieber. Dunkelroth glühte das Gesicht, ängstlich irrten die Augen im Zimmer umher und erkannten schon den eintretenden Vater nicht mehr. Die wildesten Phantasieen tobten dem armen Mädchen durch den heißen Kopf, Schlachtgetümmel erschreckte sie, hülfesrufend schilderte sie, zitternd vor Aufregung, das Ende Dornbluts und wehmüthig rief sie dann zuletzt, zum Tode ermattet in die Kissen zurückfallend, seinen Namen.

Wie vernichtet sank der unglückliche Vater am Bette nieder, eine schreckliche Ahnung durchfuhr ihn. Um das Leben des geliebten Kindes zu retten, was hätte er da nicht alles gethan, aber mußte er sich nicht rathlos fragen, ob nicht vielleicht Alles schon zu spät sei!

Das Kaiserliche Heer wandte sich, nachdem der unglückliche Kurfürst gezwungen worden, seinem Lande und seiner Kurwürde zu entsagen, nun nach Halle, um dort die sämtlichen Verhältnisse in's Klare zu bringen.

Am 10. Juni 1547, Freitags nach Trinitatis, Mittags um 12 Uhr, erschien der kaiserliche Zug vor den Thoren der Stadt. Alle Glocken begannen feierlich zu läuten. Ernst saß der alternde Kaiser auf seinem Rosse. Auf seinem bleichen, mageren Gesichte glänzte nicht die Freude des Siegers, kaum umspielte seinen geschlossenen Mund ein freundliches Lächeln für die ihm entgegenkommenden Rathsherren von Halle, die sich beeilten, ihn nach alter Sitte unter einem Himmel von grünem Sammet*) in die Stadt zu geleiten. Neben ihm zur Rechten und Linken ritten alle die Großen seiner Reiche. Ungarische, italienische, spanische und deutsche Gesichter blickten auf das staunende Volk. Auch der Herzog Moriz von Sachsen und Doctor Türk ritten in der Umgebung des Kaisers.

Blendend bligten die Harnische in der Mittags-

*) Die Bedienten des Kaisers betrachteten den Himmel dann als ihr Eigenthum und der Rath mußte ihn für die damals hohe Summe von 10 Thlr. einköfen.

sonne und hoch wehten die prächtigen fremden Federn von den Helmen. Und die leichtfertigen welschen Herren machten sich lustig über das gaffende Volk, hieben bisweilen unerwartet mit den Reitpeitschen unter die Neugierigsten und lachten dann über das erschrockene Zurückweichen.

Und immer mehr und immer mehr der Heeresmacht drängte sich durch das Thor. Die Pikenire mit ihren blendenden Blechschurzen, die niederländischen Fußknechte mit ihren schimmernden Sturmhauben und den schweren Handbüchsen, an denen bereits das neu-erfundene Radschloß angebracht worden, zogen vorüber, eine Abtheilung Spanier mit den gefürchteten langrohri-gen Musketen, die panzerdurchdringende Kugeln schossen, schritten vorbei. Trotz der verschiedenartigsten, abenteuerlichsten Trachten, die allen Soldaten frei zu wählen standen, bekam doch das Heer ein einheitliches Ansehen durch die rothe kaiserliche Feldbinde, die Jedem am Arme flatterte.

Da plötzlich entrang sich ein beklommener Weh- ruf der Menge, der Kurfürst ward in einem verschlosse- nen Wagen vorübergebracht. Der unglückliche Fürst schaute zu Boden, er weinte.

Darauf sprengten die ungarischen Reiter in ihren Schnürentüden herbei, niederländische Hafenschützen,

italienisches Volk und zuletzt kam das Heer deutscher Landsknechte mit den mächtigen Pluderhosen. Die Ueberbleibsel des kurfürstlichen Heeres machten den Schluß. Auch der Rottmeister Borkensfeld war darunter und an die kräftige bärtige Gestalt hing sich eine ermattete, bleiche, die Dornbluts.

Eine tiefe Trauer lag in den Zügen des Jünglings, mußte es ihm nicht das Herz zerschneiden, daß er so wieder in die geliebte Stadt einzog. Er hatte es für seine Pflicht gehalten so bald als möglich wieder zum kurfürstlichen Heere zu stoßen; auf dem Wege nach Halle hatte er den Zug des Kaisers erreicht, jetzt brachte ihn sein sorglicher Rottmeister in ein treffliches Quartier zu einer ihm befreundeten Familie und bezog selber dann mit den kurfürstlichen Soldaten der Moritzburg gegenüber am Ufer der Saale, auf der linken Seite einer Wiese, ein Lager. Die rechte Seite der Wiese füllte bereits eine Abtheilung Spanier und zwar ein Theil vom Leibregimente des Kaisers.

Der Better Christian hatte sich natürlich als Zuschauer, beim Einzuge des Kaisers als höchst wichtig erachtet und denn auch zu seiner großen Freude den Rottmeister Borkensfeld gewahrt, den ermüdeten, gebückten Dornblut hatte er jedoch bei dem schnellen Vorbeimarschiren und in dem Staube nicht erkannt.

Schon am anderen Tage, einem Sonnabend, wo die Heeresmassen bereits vertheilt lagen, fragte er sich durch und hinkte schon gegen Mittag in das Zelt des Rottmeisters. Doch fand er diesen nicht anwesend. Es gab Futter- und Nahrungslieferungen in Empfang zu nehmen, Löhnungsrechnungen abzulegen und dergleichen mehr, es sollte Alles geordnet sein, wenn der morgende Tag, ein Sonntag, erschiene, an welchem man einen großen Feldgottesdienst des ganzen Heeres abzuhalten beabsichtigte. Aber den Wetter verdroß ein Weg nicht. Am Sonntag Morgen, mit seinem besten Wamse angethan, erschien er abermals im Lager und da traf er den Rottmeister im Morgensonnenschein vor dem Zelte, wie er sich die schrammige Sturmhaube pußte.

Da gab es denn allerdings viel Trauriges zu berichten!

Im ganzen sächsischen Lager wußte man, daß der Doctor Türk den Müllerburschen Strauch gedungen und somit den Kaiserlichen den Weg durch die Elbe gezeigt. Allgemein war es bekannt, daß er den Kurfürsten mit falschen Nachrichten getäuscht und in der gefahrvollsten Stunde in der Kirche gehalten. Mit heftigster Entrüstung erzählte man sich, daß er in der Schlacht gegen die eigenen Landsleute geschossen und

gehauen. Als aber der Better Christian nun erst erfuhr, daß die Todesnachricht Dornbluts eine Lüge Türks war, daß Türk selber auf Dornblut eingehauen, da war der alte Mann ganz außer sich. Er tobte wild umher und konnte sich gar nicht fassen. Besorgt rückte der Rottmeister die Trommel weg, daß er sie nicht einschlage.

„Und dieser Schuft konnte sich unterstehen um mein Herzblatt, meine Sophie, anzuhalten“, rief er laut. „Diesem jämmerlichen Menschen sollte das arme Kind angehören! Um einer Lüge dieses Galgenstrickes wegen kam also mein Herzblatt an den Rand des Grabes, so daß wir die übrige Familie allein nach Nordhausen fliehen lassen und uns mit dem todtfranken Kinde vor den Kaiserlichen in dem einsamen Gartenhause in den Weingärten verbergen mußten!“

Die Freude darüber aber, daß Dornblut noch lebe, gewann bei dem grundehrlichen Better bald die Oberhand. Er setzte sich neben den Rottmeister, schlug sich einmal über das andere auf die Kniee, rieb sich dann wieder die Hände und wußte sich nicht zu lassen.

„Der Blijjunge der, der Prachtferl der, so trefflich hat er sich geschlagen, der Tausendsakermenter! Ja, die Sophie, mein Herzblatt, wem die gut ist, der

ist auch ein braver Kerl! Ach Gott, mir hat sie Alles gestanden und anvertraut in ihrer Krankheit, daß sie sich zu Tode grämt um den Dornblut, daß — —. Himmelsferment, sie sollen mir kommen mit dem Türck, dem Teufelstürk, kurz und klein schlag' ich ihm seine Knochen, wenn er sich blicken läßt. Aber ich muß den Dornblut sehen!" rief er zuletzt und sprang auf.

„Es ist vielleicht am zweckmäßigsten“, fiel hier der Rottmeister ein, „ihr geht erst nach Hause und meldet dort den ganzen Sachverhalt, währenddessen kann ein Troßbub von mir zum Dornblut laufen und ihm die Nachricht bringen, daß die Sophie ihm noch immer gut sei, das wird einstweilen ein Balsam für den armen Jungen sein und bei Euch wird dann derweilen die Sache in's Klare gebracht!“

„Ja, ja, Ihr mögt Recht haben“, entgegnete der Better nachdenklich, „es kann manchen Lärm geben.“

Er wollte eben dem Rottmeister die Hand zum Abschiede reichen, als er verwundert einen prächtigen Zug über die Saalbrücke nach dem Lager her gewahrte.

Ein kaiserlicher Edelknaube trug voran ein seidenes Kissen, auf dem, wie es schien, eine goldene Kette lag nebst einer Papierrolle. Dann kam ein Reichsritter in vollem Schmucke, umgeben von einigen

Räthen des Kaisers, die gleichfalls im Festornate glänzten.

Der Zug bewegte sich durch das sächsische Lager hindurch nach dem spanischen hinüber.

„Was giebt's, was giebt's!“ flogen die Fragen.

„Der Doctor Türk, der drüben im spanischen Lager liegt, weil es ihm unter seinen Landsleuten nicht geheuer ist, soll eine güldene Gnadenkette und einen Rittersitz vom Kaiser geschenkt erhalten!“ gab es zur Antwort.

„Was?“ schrie Better Christian, „was der Verräther, der Schuft!“

„Ja, der Schuft, der Verräther!“ riefen verschiedene Stimmen und Alles drängte sich dem festlichen Zuge nach.

Vor dem spanischen Lager machte der Abgesandte des Kaisers Halt und die kaiserlichen Rätthe traten in das Zelt Türk's, aus dem sie bald wieder mit seinem Bewohner herausschritten.

Das Gesicht des Doctor Türk zeigte eine ungemein bleich-gelbe Farbe. In den Zügen lag etwas Finsteres, Abstoßendes und doch schien sich in ihnen ein Lächeln Bahn brechen zu sollen.

Er verbeugte sich tief.

„Seine Kaiserliche Römische Majestät, unser

allergnädigster Herr“, hub der Abgesandte an und lüftete sein Varet, „hat für Euere getreuen Dienste — —“

Doch hier wurde er von den unwilligen Ausrufen der sich in großer Menge hinzudrängenden kurfürstlichen Soldaten, unter denen sich auch der Better Christian befand, unterbrochen.

„Was, der Schuft!“ rief der Better da plötzlich laut.

Wie ein Zündstoff flogen die Worte um.

„Der Schuft!“ rief es augenblicklich von allen Seiten.

Der Gesandte wendete sich vornehm um.

„Ruhe!“ sagte er mit schneidender Stimme.

Der Doctor Türk aber ward leichenblaf.

In demselben Augenblicke begannen die volltönenden Glocken des nahen Domes zum zweiten Male in die Kirche zu läuten. Diese Töne schienen Muth in die gährende Masse zu gießen.

„Ist das auch so ein welscher Schuft!“ riefen mehrere Stimmen.

„Schlagt ihn zu Boden!“ schallte es sofort von anderer Seite.

„Nieder mit dem verrätherischen Böfewichte, nieder mit dem Schurken!“ schrieen jetzt Stimmen von allen Seiten.

Immer näher drängten die Kurfürstlichen zusammen.

„Hispanische Mannschaften her!“ rief jetzt der Abgesandte auffahrend. Der Doctor Türk wollte zurückweichen, doch schon war ihm der Weg abgeschnitten.

„Vermaledaites Volk“, rief jetzt der Abgesandte wüthend und zog seinen Degen. Doch das war das Verderblichste.

In demselben Augenblicke bligten auch gleich mehrere Duzend sächsische Schwerter im Morgensonnenscheine und sausten mit dem Geschrei:

„Nieder mit dem Spanier, nieder mit Türk!“ durch die Luft.

Im Augenblick war das kurz vorher noch so friedliche Lager in den wildesten Kampfplatz verwandelt.

Die übrigen Spanier eilten ihren Landsleuten zu Hülfe und schossen auf die Sachsen.

Der Doctor Türk schlug wie ein Wahnsinniger um sich, aber es war unmöglich, sich aus dem immer dichter werdenden blutigen Knäuel herauszuwinden.

Mit Schrecken sah der Kaiser aus seinem Zimmer jenseit der Saale den Aufruhr und schickte einen Hauptmann zu Rosse ab, um zu schlichten. Doch dieser

ward schon auf der Brücke mit dem Geschrei: „Schießt in den hispanischen Bösewicht; nieder mit dem Spanier!“ empfangen.

Kugeln sausen durch die Luft, er wie sein Pferd werden getroffen, er stürzt über die Brücke in's Wasser und ertrinkt.

In großer Aufregung sendet der Kaiser den Sohn seines Bruders, des Königs Ferdinand, den Erzherzog Maximilian, doch auch dieser vermag keine Ruhe zu stiften, man empfängt ihn mit wildem Geschrei, ja er erhält sogar einen schweren Schlag auf den rechten Arm*), da sprengt, auf's Höchste erregt, der Kaiser selber hinab und ruft:

„Liebe Deutsche, durch blinde Wuth ist nichts zu schaffen! Laßt ab von dem blutigen, mörderischen Lärmen und bringt mir morgen Alles für, ich werde euch, bei meinem kaiserlichen Worte, kein Unrecht thun!“

Das imponirende unerwartete Erscheinen, das begütigende Einlenken des Kaisers wirkte.

Man wich zurück, die Massen zertheilten sich, selbst die rohen Soldaten schauderten jetzt zusammen:

*) Der Erzherzog mußte den Arm darauf mehrere Wochen in der Binde tragen.

ein entsetzlicher Anblick, ein blutgetränkter Platz, bedeckt mit Todten und wimmernden Verwundeten, wurde frei. Mitten zwischen den spanischen Leichen lag Doctor Türk, mit bis auf den Wirbel gespaltenem Kopfe. Es mußte ein gewuchtiger, von glühendem Hasse geführter Hieb gewesen sein, der hier niedergesaut war.

„Ich danke Euch“, sagte der Better Christian mit noch vor Aufregung zitternder Stimme und reichte dem Rottmeister dessen blutiges Schwert zurück.

Dem Wamsse Türk's war beim Falle eine schwere lederne Briestafche entfallen, die hob der Better Christian eilig auf, er glaubte mit Recht den Brief des Superintendenten darin zu finden, den aber brauchte Niemand weiter zu lesen.

Dann wurden die Leichen noch von dem roheren Kriegsvolke ausgeplündert und zuletzt in die Saale geworfen.

Die Ruhe kehrte nach und nach wieder zurück. Der Better Christian setzte sich, unbekümmert um das Weitere, in das Zelt des Rottmeisters, um die Papiere Türk's durchzusehen. Wie erstaunte der gute Better, als er da eine Abschrift des Testaments des ihm noch wohl bekannten Gauners Falk erblickte, und

seine Verwunderung wuchs noch mehr, als er Briefe fand, in denen die Rede war, Türk möge sich dazuhalten mit der Heirath der Jungfer Jonas, das Kloster werde vielleicht aufgelöst; in diesen kriegerischen Zeiten seien solche große Kapitalien überhaupt nicht sicher.

Das war zu viel. Der Vetter war außer sich.

„Also aus so niederträchtigen Gründen wollte er mein Herzblatt!“ schrie er einmal über das Andere.

Doch plötzlich ergriff er die Brieftasche, steckte sie zu sich und eilte ohne Gruß zum Zelte hinaus, durch die Stadt dem Weinberge zu*). Doch kaum lag das enge Morizthor hinter ihm, als er hastige Schritte

*) Auch später blieb dieser Ort von der Weltgeschichte nicht unberührt. „Auf der kleinen Wiese bei Halle“, schreibt Barnhagen von Ense in der Biographie des Fürsten Leopold von Anhalt-Deffau, „wurden alle neuen Handgriffe und Bewegungen, welche später in das ganze Heer übergingen, zuerst versucht und eingeübt. Wohl ein denkwürdiger Boden, der als Schauplatz so vieler barbarischen Mißhandlungen und als Schule so vieler staunenswerthen Kriegserfolge für uns so zwiespaltige Erinnerungen vereint!“ — In den Jahren 1813 und 14 wurden hier viele hunderte, ihren Wunden erlegene Krieger bestattet, die sich nach der Schlacht bei Leipzig nach Halle geflüchtet hatten. Ein bescheidenes Denkmal berichtet über die nun auch schon versunkenen Gräber. Jetzt findet auf dieser Wiese jährlich ein — Kinderfest statt.

hörte. Er schaute sich um: Justus Jonas kam ebenfalls schnell daher; er hatte von dem Aufstande gehört und eilte nun, nachzusehen, daß seinem Kinde nichts Böses geschähe.

Der Bettler blieb stehen, es kochte in ihm, es brannte ihm die Nachricht über Türk wie höllisches Feuer auf dem Herzen.

„Nun“, rief er dem alten Manne bitter entgegen, „besorgst du, daß Türk seine Liebste zu bald besuche?“

Aber schon im nächsten Augenblicke schäumte die Leidenschaft über, mit den heftigsten Ausdrücken schüttete er alle die Nachrichten aus, daß der von den übrigen Begebenheiten der Zeit schon so mürbe gemachte alte Superintendent bis in's Mark erschüttert wurde. Leichenbleich ward er, seine Kniee schlotterten, kraftlos sank er auf einen großen Feldstein am Wege, auf dem an Sonntagen ein Bettler saß. In sich zusammengesunken lehnte er da und blickte starr vor sich hin.

Der Bettler mochte wohl errathen, welche Gedanken das arme Vaterherz zu erdrücken drohten, er schwieg ebenfalls, und die Theilnahme arbeitete sich mehr und mehr über seinen heftigen Groll.

Mit der Windeseile, deren die Gedanken in einem

so ungemein erregten Zustände fähig sind, gingen diese bei Justus Jonas zurück und überflogen mit peinlicher Klarheit alle die Erinnerungen an Türl und Dornblut. Nur scheinbar spurlos, das fühlte er jetzt heftig, war Dornblut damals hinweggegangen. Wenn auch nicht die geringste Nachricht über ihn nachher in das Haus gedrungen, wenn auch Jeder ängstlich vermieden, von ihm zu sprechen — überall hatte man doch gefühlt, wie die Erinnerung an ihn ununterbrochen in allen Färbungen durch die Gedanken der Familie gezogen war. Die ganze dann folgende Zeit über hatte sich auf ihn, den armen Justus Jonas, natürlich die Wucht der Ereignisse in Kirche, Staat und Familie am bedrückendsten und beklemmendsten gewälzt. Mehr und mehr hatte er sich zugestehen müssen, daß Dornblut nicht vereinzelt in seinen Meinungen dastehe, sondern nur die Ansichten vieler Lutherischen theile, daß jetzt selbst Melanchthon derselben sich zuneige, Melanchthon, der doch gewiß mit innigster Freundschaft an Luther hänge. War es darum recht gewesen, daß er einen jungen Mann, der eben noch zu den Füßen Melanchthons gesessen, so hart und bitter angelassen hatte? Konnte diese andere Denkart wirklich nur aus Mangel an Achtung und Liebe gegen den großen Reformator, seinen lieben Freund,

entsprungen sein, durfte er wirklich wegen einer andern Meinung über die ja noch so fragliche Stelle so unerbittlich und schroff auftreten? Daß der Jüngling der gesammten lutherischen Sache mit ganzer Seele anhänge: die Wahrheit hatte sich ihm schon damals aufgedrängt, als er dessen feurige Rede von der Rolandssäule an jenem Neujahrstage vernahm, als er ihn dann mitziehen sah in den heiligen Krieg. Als bald hatten ihn denn auch arge Zweifel über die Nothwendigkeit des Krieges befallen, besonders als es bekannter geworden war, daß der Kaiser den unterworfenen Städten in Süddeutschland keineswegs das Lutherthum abzuschaffen befohlen hatte, als es sich bald bei allen Handlungen Karls zeigte, daß er nur bedacht sei, die Reichsgewalt verfassungsmäßig wieder herzustellen: und es hatte ihn eine bittere Wehmuth beschlichen, daß er wohl schon zu alt geworden sein möchte, um den Händeln des Tages folgen zu können, daß er wohl schon zu lange in dem abseits von dem regen politischen Leben gelegenen Halle gelebt habe, um alle Verhältnisse mit klarem Blicke zu überschauen. Doch das Alles hatte ihn nicht so tief niedergedrückt, als die bittere Zeit, da sein geliebtes Kind todtkrank daniederengesunken war und in den bangen an ihrem Bette verwachten Nächten die tiefsten, bisher so

fest verschlossenen Falten des jugendlichen Herzens erschreckend sich vor ihm erschlossen hatten, als in verzehrender Sehnsucht aus allen den heißen Phantasieen die herzinnige, keusch zurückgehaltene Liebe des Mädchens zu dem Ausgewiesenen mit aller Macht, mit Vernichtung drohender Leidenschaft hervorgebrochen war. Damals war er trostlos in die zitternden Knieen gesunken, hatte sein graues Haupt auf das Bett gelegt, es hatte ihm die Brust zusammengeschnürt über dem Gedanken, ob er die Dualen, ja vielleicht das Leben seines Kindes verantworten könne, peinigende Zweifel waren in ihm aufgestiegen, die Neue hatte ihn in diesem Augenblicke schmerzvoll erfaßt, die Thränen waren ihm unaufhaltsam aus den Augen gestürzt: in lautes Weinen war er ausgebrochen. Da plötzlich hatte die Kranke die kleinen mageren Hände auf sein Haupt gelegt und mit freundlicher, holder Stimme verwundert gefragt: „Was weinst du, liebes Väterchen, ist dir ein Leides geschehen?“ Und er war aufgesprungen, hatte sein Kind angeschaut und dies hatte mit seinen großen Augen so hold und so klar zu ihm hinübergeblickt. In diesem Augenblicke seiner Umkehr war der Wendepunkt des bösen Fiebers eingetreten, das Mädchen war durch das laute Weinen erwacht, die Fieberphantasieen hatten sie nun ver-

lassen, von einem Tage zum andern war sie sicherer, wenn auch mit langsamen Schritten, in das volle Leben wieder zurückgekehrt. Während dessen aber hatte das Weh über Dornblut wie ein Wurm in seinem Innern gefressen. Er hatte die ganze Zeit über alle durchziehenden abgedankten Landsknechte angehalten und bei ihnen nach Dornblut gefragt, lange vergeblich. Endlich eines Tages hatte er einen Trommelschläger getroffen, der hatte ihm (in dem Winkel an der Moritzkirche, in welchen er ihn hineingezogen) mit Begeisterung erzählt, daß er stolz darauf sei, mit Dornblut in demselben Fähnlein gestanden zu haben, hatte ihm mit glühenden Augen berichtet, wie jener im Augenblicke der Noth an den Kurfürsten herangesprungen, wie er mit verzweifelter Gegenwehr dem theueren Herren, dem das Blut bereits stromweise über die Wange und den Harnisch gelaufen, gegen die andrängenden Ungarn geschützt und wie er plötzlich mit klaffender Wunde, doch nicht am Kopfe, niedergefunken. Er hatte bei dieser Erzählung des Trommlers an allen Gliedern gezittert, er hatte sich an die Kirchenmauer halten müssen und der Soldat hatte ihn mitleidig gefragt: „War das euer Sohn?“ Hastig hatte er aber darauf dem Berichter ein Geldstück in die Hand gedrückt und ihm gewinkt, hinweg zu gehen.

Das Alles war dem armen Justus Jonas jetzt wieder vor die Seele getreten. Mehrere Minuten waren über diesem Sinnen verstrichen; die alte Treuherzigkeit hatte beim Better Christian während dessen die Oberhand bekommen, er faßte daher den kraftlosen Superintendenten freundlich beim Arme.

„Komm“, sagte er mit herzlichem Tone, „wir wollen dazu thun, daß sich Alles zum Besten lehre.“

Bald schritten die beiden Männer durch die Gartenthür, blieben jedoch, fast erschrocken, vor dem Eingange der Laube stehen. Ein überaus liebliches Bild bot sich ihnen dar. Auf der Bank vor der Laube da saßen im frischen grünen Weinlaub Dornblut und Sophie.

Das bleiche Gesicht des holden Mädchens überfloss eine zarte Röthe der seligen Freude, und der Jüngling, wenn gleich noch mit den tiefen Spuren seiner schweren Leiden, wenn gleich noch den einen Arm in der Binde, umschlang mit dem gesunden, mit erglühendem Gesichte, auf dem die Wiederkehr einer frischen Gesundheit zu lesen stand, die so innig, aus tiefstem Herzensgrunde geliebte Sophie.

„Donnerwetter!“ schrie der Better aus Leibeskräften, aber schon waren die beiden Glücklichen aufgesprungen. Während jedoch Sophie dem Vater in

heftiger Erregung um den Hals fiel, wich Dornblut auf halbem Wege zurück und senkte die Augen.

„Teufel und Türkenblut“, rief aber sogleich wieder der Better und ein schmunzelnder Zug ging um seinen Mund, „ist das Soldatenart!“

Der Superintendent aber trat tief erschüttert dem jungen Manne entgegen und rief:

„Ich habe gesehen und erkannt, daß dieser Jüngling durchdrungen ist von dem reinen und heiligen Lichte unseres Glaubens, daß er sein Leben dafür in die Schanze schlug, offen und ehrlich, daß er sich köstlichen, unverwelklichen Lorbeer errang — und so weiß ich nicht, wie ich — —“

„Haltet ein“, fiel jetzt Dornblut feurig dazwischen, „laßt alle die Trübsal hinter uns, ich will sie fröhlich mein Lebtag preisen, wenn sie mir den Muth belohnt, den sie mir jetzt giebt, da ich Euch hier aus tiefstem Herzensgrunde zu bitten wage, ein Freudenfest in dieser freudenarmen Zeit zu machen, mich Eueren Sohn zu nennen!“

Dem alten Manne versagte vor Rührung die Stimme.

„Meine Kinder!“ sagte er nur, breitete seine Arme aus und umschlang und küßte mit thränendem Auge die beiden Glücklichen.

Der Better Christian aber strich sich den grauen Bart und wischte verstoßen sich eine Thräne weg. Als dann Dornblut und Sophie auch ihn innig umarmten, da konnte er nur zu ersterem hervorbringen: „halt es mir gut, mein Herzblatt!“ Dann pläzte er aber nach einigem Räuspern mit der Türk'schen Geschichte hervor.

Das war nun allerdings ein grolles Schlaglicht in das goldig strahlende Glück. Es ward einige Augenblicke still unter den vier Menschen im Weinberge.

Unabweislich bemächtigten sich tiefernste Gedanken der Schweigenden, wie sie so in sich versunken in das grüne Passendorfer Thal hinabschauten. Doch bald stand Dornblut auf und sprach mit feierlichem Ernste:

„Ueber die Thaten Türks lasset den Allmächtigen zu Gericht sitzen. An uns, die wir noch im frischen, grünen Leben stehen, ergeht die ernste Mahnung: so viel in unseren Kräften steht wieder gut zu machen was gefehlt wurde, mit Leib und Leben auch ferner gegen all das Pfaffenwerk einzustehen und die Fahne freier Erkenntniß unbeirrt gegen alle irdische Macht, über alle Welt hin sichtbar, flattern zu lassen, auf daß alle Völker, die noch beklommen athmen im

modrigen Dunste vergangener Jahrhunderte, der großen Segnungen des mächtigen lutherischen Gedankens theilhaftig werden und über die Trümmer einer alten Welt hinweg in ein neues, frisches, unbeeengtes geistiges Leben treten können!“

In diesem Augenblicke schlug es 10 Uhr und die sämtlichen Glocken der Kirchen begannen zum Gottesdienste zu läuten. Da faltete der greise Superintendent Justus Jonas die Hände und sprach tiefbewegt:

„Du höchster König im Himmel hoch,
Der du allein regierest doch,
Ob menschlich Weisheit alle List
Vorsuchet, doch du selber bist
Der höchste Rath; erhör' uns bald,
Dem Feinde wehre Gottes Gewalt!“

„Amen“, sprachen die Uebrigen und Dornblut umschlang seine Sophie und küßte sie innig.

Die weiteren Schicksale des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich stehen in den Blättern der Geschichte.

Dornblut zog am andern Morgen nach schwerem Abschied nach Wittenberg, um den letzten Willen des armen Matthäus zu erfüllen. Der goldene Hirsch lag aber ausgeplündert und öde da, von der schönen

Monika war keine Spur mehr zu finden. Dann eilte er nach seinem preussischen Vaterlande, um sich endlich des Auftrages seines Herrn, des Herzogs Albrecht von Preußen, zu entledigen.

Auf die in so betrügerischer Weise gesammelte Erbschaft, die noch obendrein solche entwürdigende Forderungen stellte, verzichtete die Familie Jonas mit Verachtung, das Kloster hielt sie für ehrlich Gut und zog sie ein.

Erst am Sonntag Sexagesima 1549 schrieb der Küster Unserer Lieben Frauen zu Halle in die Trau-
liste des Kirchenbuches:

„M. Kaspar Wilhelm Dornblut, erster lutherischer Pfarrer zu Wiederau mit Sophie Jonassen; dieselben sind am Montage nach Sexag. zum 2. und Dom. Estomihi zum 3. Male aufgeboden und im Namen des Herrn alsdann zusammengegeben worden.“

Die Religionsfachen drohten sich aber nun noch mehr zusammenzuwirren.

Der siegreiche Kaiser verspürte nicht übel Lust, die Protestanten gänzlich zu unterdrücken. Leider griffen auch diese wieder nur zu den alten, erfolglosen Mitteln, sich Recht zu verschaffen; sie suchten auf's Neue ihre Lehre auf dem Concile geltend zu

machen und zersplitterten dabei gleichzeitig noch ihre Kräfte in kleinlichen dogmatischen Streitereien unter sich.

Da mitten in dieser gefahrvollen Lage flog ein Buch auf aus dem Schatten von Wiederau: „Billige und nothwendige Klage von der anderen babylonischen Gefangenschaft und dem neuen Papstthum.“ Mit feuriger Rede und heiligem Eifer riß dies den irrenden Männern die Binde von den Augen, zeigte ihnen klar den jähen Abgrund, an dem sie standen, hielt ihnen einen blendenden Spiegel vor, der ihnen mit überzeugender Wahrheit ihr Versinken in die Gefangenschaft des Wortglaubens, ihr Verfallen in die Knechtschaft eines neuen Papstes, genannt Bibelbuchstabe, wies.

Zündend fielen diese Worte in Aller Herzen.

Moriz von Sachsen, heftig erschrocken über die gefahrvolle Lage seiner Glaubensgenossen, drang ernstlich in den Kaiser, den neuen Glauben zu sichern. Der junge, reichbegabte Fürst fühlte, daß er wohl nicht ohne Schuld an der jetzigen traurigen politischen Lage der Protestanten sei; er wollte darum wieder gut machen, was er gefehlt hatte. Er berief aus dem stillen Wiederau den Verfasser des berühmten Buches in seinen Rath: von diesem Tage an sank der Stern

des Kaisers; mit jenem Fackelschein bei Innsbruck erlösch das Glück des gebrochenen Karl — die Sache des Protestantismus schwang sich zu neuem, frischem Leben empor.

Hoch auf athmete das lutherische Deutschland, als es von Passau her jenen jungen, kühnen kurfürstlichen Rath vernahm, der mit überwältigender Schlagfertigkeit dem Kaiser und der römischen Curie Punkt für Punkt abrang, der die Freilassung des gefangenen Kurfürsten erzwang und durch dessen Anstrengung endlich der glänzende Passauer Vertrag geschlossen wurde, kraft dessen die Protestanten die ersehnte freie Gleichstellung mit den Katholiken erhielten.

Mit außerordentlicher Freude ward dieser so sehnlich gewünschte Vertrag begrüßt. Alle Herzen schlugen dem mächtigen Kämpfer für die Freiheit des Lutherthums entgegen, am glücklichsten freilich war der alte Justus Jonas, denn er nannte den Mann, von dem jetzt alle Welt begeistert sprach, mit Stolz seinen Schwiegersohn. Einen langen, herzinnigen Brief schrieb er ihm hin nach Passau in das kurfürstliche Lager, kaum blieb der treuen, sorgenden Sophie noch ein Blätchen darin für ihre warmen Grüße an den geliebten Gatten und für die schüchterne Frage, ob er nicht bald wieder heimkehre, sie habe oft rechte Angst

um ihn, daß er zwischen den Päpstiſchen zu Schaden kommen könne.

Endlich kam denn auch der beglückende Tag der Heimkehr. Lange hielt Dornblut ſein theueres, blühendes Weib in ſtummer, überwältigender Freude umfangen; der alte Superintendent aber jubelte in übergroßer Glückſeligkeit und wußte des Lobes kein Ende.

Als man dann um die feſtliche Tafel ſaß, rief Juſtus Jonas plötzlich mit glänzenden Augen: „Faſt hätt' ich's zu erzählen vergeſſen; meine Bibliothek hat auch einen ſchönen Zuwachs erhalten und dieſer iſt kein geringerer, als das berühmte Buch, das meinem geliebten Fürſten und Herrn, Johann Friedrich, die Freiheit wieder erringen half, das in der Geſchichte des evangelischen Glaubens ewig glänzen wird, das Buch: „Die andere babylonische Gefangenſchaft.“

Dabei reichte er Dornblut die Hand über den Tiſch und dieſer drückte ſie herzlich.

„Und ich habe dazu“, fuhr ſogleich der Better Chriſtian ſchmunzelnd fort, „das beſte Schweinsleder von ganz Halle für den Einband aufgetrieben, damit die Leute noch nach Jahrhunderten das Buch von unſerm Blizjungen leſen können!“

Aber die roſige Sophie ließ ihn kaum ausreden.

„O ihr klugen alten Männer“, rief sie mit all ihrer früheren schalkhaften Fröhlichkeit, „ihr denkt immer nur an das Aeußere, an die Leute da draußen, und doch erfüllt es uns nur so wonniglich, weil das Glück nun so reichlich in uns wohnt, weil wir uns nun alle wieder haben, und für immer!“

„Clavigo.“

„Clavigo.“

„Das wird nur schwer hineingehen in diese zierlichen Taschen“, sagte nach einigem vergeblichen Bemühen der Herr Buchhändler Schiff und blickte mit einem leichten schelmischen Lächeln zu dem jungen Manne auf, in dessen eine Tasche des hellbraunen, dunkelbraun gestreiften Leibrock's er ein Buch zu zwängen suchte.

Der junge Mann erröthete kaum merklich.

„Die Tasche eines Gelehrten“, fuhr der Buchhändler fort, „meinte der selige Professor Lange stets, muß einem Herzen gleichen; sie darf nie leer sein, sie muß immer von etwas Gutem erfüllt sein, einem Plutarch, einem Seneca, auf daß sie ihren Herren stets zu erquicken im Stande sei; sie muß stets offen sein für Jedermann, und sie muß vor äußerer Kälte schützen, ganz wie das Herz.“

„Nun, ein treffliches Buch ist der Clavigo“, entgegnete der junge Mann.

„Ei, das will ich auch keineswegs in Abrede stellen, ein feuriges, ein überwältigendes Buch“, fiel der

Buchhändler sogleich ein. „Von dem Herrn Kammerpräsidenten von Goethe ist etwas Anderes gar nicht zu erwarten, habe ja selbst die Ehre gehabt, ihn kennen zu lernen“, warf er wie zufällig ein.

„Sie kennen den großen Mann?“ rief der Andere erstaunt.

„Durch meinen Freund, den Kapellmeister Reichardt.“

„O, da bitte ich Sie“, versetzte der junge Mann schnell, daß Sie mir diesen bedeutenden, diesen herrlichen Menschen einmal schildern. Doch jetzt muß ich fort. Schon 4 Uhr!“

Dabei glitt das Buch endlich die Tasche hinab und der Candidat der Theologie und Philosophie, Herr Johannes Vorberg, trat aus der löblichen Kenger'schen Buchhandlung „unter dem Rathhause“ zu Halle an der Saale hinaus auf den großen Markt, wandte sich um den mächtigen, alleinstehenden „Rothen Thurm“ herum und schritt durch die Klausstraße hinaus in's Freie.

Der Herbst des Jahres 1788 war schon völlig eingezogen, nur noch einsam hie und da schwankten auf den weiten Bassendorfer Wiesen zur Linken einige wilde Ästern und einige hochstenglige Kamillen, mit

denen der lose Wind, wie mit den verschiedenen gelben und rothen Blättern, ein unsanftes Spiel trieb.

Der dahinschreitende Candidat achtete dessen jedoch nicht, in ihm war heiterster Lenz. Hinüber schaute er, nach rechts, wo auf einer Anhöhe, dicht von Bäumen umgeben, ein ziemlich umfangreiches Landhaus stand. Er wollte eben von der breiten Eisleber Landstraße dahin abbiegen, als ihn ein Mann mit etwas defecten Kleidern, den er vorher gar nicht bemerkt, mit einigen Complimenten um den Weg nach dem Bahrdt'schen Weinberge bat.

„Ich bin eben im Begriff dahin zu gehen, Ihr könnt daher mit mir kommen“, sagte der junge Mann, doch bedauerte er das fast, als er den Fremden genauer ansah.

Es war eine etwas untersezte, starkknochige Person, die, man sah dies von allen Seiten, in der letzten Zeit vielfach vom Mangel gelitten haben mußte. Das rothe, struppige, nur nachlässig nach der herrschenden Mode aufgebundene Haar umrahmte ein großes, häßliches Gesicht, aus dem eine breite Nase unschön hinausragte. Ein abstoßender Zug von den kleinen Augen bis herab um den Mund machte sich bei verschiedentlichem verbindlichem Lächeln noch unangenehmer bemerkbar.

Der Candidat war bei der Anrede mit so vielen Gedanken beschäftigt gewesen, daß er diese Häßlichkeit übersehen hatte; jetzt bei einem zweiten Anblicke hätte es ihm fast leid gethan, seine Führerdienste angeboten zu haben, wäre ihm nicht auch zugleich warnend Rabener's treffliche Satyre: „Kleider machen Leute“ vor die Seele getreten.

„Mit Verlaub“, hub jetzt der Fremde an, „kennen Sie den Herrn Doctor Bahrdt?“

„Ja“, versetzte der Candidat kurz.

„Ich wollte mir erlauben, mich dem Herrn Doctor vorzustellen“, fuhr der Fremde, ohne zurückgeschreckt zu sein, doch wie es schien, etwas zaghafter fort, und das nahm den Candidaten wieder etwas für ihn ein.

„So“, versetzte er etwas weniger schroff, „Euere Kleidung stimmt allerdings nicht recht zu einer Vorstellung.“

„Leider nicht!“ entgegnete der Rothhaarige und dabei nahm seine Stimme einen wehmüthigen Klang an, „ich hätte es mir auch noch vor einem Jahre nicht träumen lassen, daß ich so gar tief sinken könnte“, fuhr er fort. Dabei hatte sein Gesicht einen so melancholischen Zug angenommen, daß es Mitleid erweckte.

„Das sieht man allerdings, daß Euch das Leben

mitgespielt“, sagte Johannes Vorberg, der nicht gleich direct nach dem Unglück fragen wollte.

„Ich war bis vor einem Jahr Student in Leipzig“, fuhr der Fremde nach der Voraussicht des Candidaten fort, „und heiße Röper. Ich war eben im Begriff, mein Examen zu machen, als mein Vater starb. — Ich hatte leider während meiner Studienzeit etwas mehr ausgegeben, als ich bei Ueberlegung hätte thun sollen. Statt einigen Vermögens, wie ich gehofft hatte, hinterließ mein Vater, der kursächsischer Beamter gewesen und zur Repräsentirung seines Standes mehr gebraucht, als seinen kärglichen Gehalt, verschiedene kleine Schulden, die den gesammten Nachlaß aufzehrten. Ich war außer mir, mußte von dem Examen zurücktreten, fand zum einstweiligen Unterkommen eine Stelle als Schreiber bei einem Kaufmanne in Leipzig; ich hoffte mich wieder emporzuraffen, aber man sog mich nur aus; ich versuchte es mit schriftstellerischen Arbeiten, aber man bezahlte sie mir nicht; ich wandte mich an die Professoren, allein die kannten mich schon nicht mehr: da hörte ich in meiner Noth von Herrn Pott, der Doctor Bahrdt in Halle suche einen Schreiber. Ich habe mich daher aufgemacht; das ist ein Gelehrter, bei dem man doch wohl nicht geistig verkommen kann. Ich will bei ihm an-

klopfen und fürlieb nehmen auch mit dem Geringsten, wenn ich nur unterkomme.“ Der Sprecher schloß mit scheinbar tiefer Rührung.

„Da ist es Euch ja recht trüb gegangen“, nahm der Candidat bewegt das Wort. Es that ihm jetzt weh, den armen, so vom Unglück heimgesuchten Menschen so kalt behandelt zu haben. Er wollte diese Handlung daher wieder gut machen und fuhr fort:

„Ich kenne den Herrn Doctor, und da ich hoffe, daß Ihr den Dienst redlich und treu versehen werdet, so will ich Euch ihm empfehlen!“

„O, wenn Sie das wollten!“ rief hier der Fremde laut vor Freuden und blickte zum Kandidaten auf.

Die Blicke beider trafen sich; den Kandidaten berührte der des Fremden unwillkürlich unangenehm und doch konnte er nicht sagen warum. Es lag etwas Zutrauenzerbröckelndes in diesen gläsernen Augen. Der Candidat konnte sich nicht klar darüber werden.

Währendessen hatte man den kurzen Weg bis zu dem Weinberge, auf dem der Doctor Bahrdt eine vielbesuchte Wirthschaft unterhielt, zurückgelegt.

Ein lautes Leben, Gläsergeklirr tönte aus den Lauben hervor.

Nach einer kleinen Steigung trat man auf einen von Bäumen beschatteten geräumigen Platz, auf dem

Tische und Stühle standen, die reichlich mit Gästen besetzt waren.

Ein sonderbares, buntes Bild bot sich dem Auge dar. Viele junge Männer, besonders Studenten, Amicisten mit ihren feuerrothen Röcken saßen an einer langen Tafel, vor sich einen Krug hochausschäumenden Merseburger Biers und hörten aufmerksam auf einen älteren Mann, der oben an der Tafel stand und eifrig sprach. Der Redner war schon tief in den Bierzigern, aber sein Auge glänzte noch wie vom Jugendfeuer beseelt, seine interessanten Gesichtszüge, sein fein gebildeter Mund, bald von einem überaus liebenswürdigen Lächeln umspielt, bald von einem sarkastischen Zuge übersflogen, verliehen in überraschender Weise den Gedanken des Sprechers eine Klarheit, seine elegant gesticulirende, seine Hand führte das Gesagte so plastisch vor die Augen, daß Alles gespannt auf den Mann schaute. Es handelte sich allerdings auch um einen höchst interessanten Gegenstand, der jetzt alle Welt beschäftigte. Friedrich Wilhelm II. von Preußen, umnebelt von den Rosenkreuzern und Illuminaten, umspinnen von seinem ränkevollen, berücktigten Minister Wöllner, geschwächt an Körper und Geist, hatte am 9. Juli dieses Jahres ein Religionsedict erlassen, nach welchem die Freiheit des Geistes

in Glaubenssachen, in denen sein erhabener Vorgänger so groß gedacht, vernichtet und dem menschlichen Verstande Hohn gesprochen wurde.

Mit tiefem Unwillen hatte man das Edict aufgenommen, aber man hatte nicht gewagt, dagegen aufzutreten, besonders deshalb nicht, weil sich der berühmte Johann Salomon Semmler, das Haupt der Hallischen theologischen Facultät, von Berlin aus hatte bewegen lassen, das Wöllner'sche Gesetz zu vertheidigen. Der alte ergraute Mann, der in seinen Jugendjahren in den Pietismus, der jetzt so traurige Früchte trug, hineingezogen worden, der dann dafür sein ganzes Leben hindurch an dem „Verluste aller Zufriedenheit mit seinen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten und dem ängstlichen Mißfallen an sich selbst“ schmerzlich krankte, der hatte am Spätabend seines Lebens nicht Kraft finden können, dieses beklemmende Joch abzuschütteln.

Hier aber stand ein Mann, der mit schlagendem Wize die frömmelnde Gesellschaft Berlins lächerlich machte und dieser Mann war Doctor Karl Friedrich Bahrdt.

Die Natur hatte diesen sonderbaren Kopf mit außergewöhnlichen Fähigkeiten ausgestattet. Eine leichte Fassungsgabe, eine schnelle Begeisterung für

alles Gute und Wahre, eine hinreißende, aber auch rücksichtslose Beredtsamkeit, gewürzt mit vernichtendem Witz und stechendem Sarkasmus, der besonders die Studenten anzog, bildeten die glänzende Außenseite, hinter der leider die Uebel des Jahrhunderts den Kern aller großen Thaten, die feste Energie, die unwandelbare Beständigkeit, den strengen Fleiß beim Verfolgen des vorgesteckten, edelen Zieles arg geschädigt hatten.

Längst hatte Bahrdrdt erkannt, daß die Theologen aus August Hermann Francke's Schule nicht die Hoffnungen erfüllten, die der fromme Meister in sie gesetzt, denn aus dem herzinnigen Verkehr mit Gott war bei ihnen ein gedankenloser Gottesdienst, ja noch Schlimmeres geworden. Seit Jahren hatte er diese verderbliche Richtung angegriffen und für eine durchgreifende Reform gesprochen, jetzt, bei der Veröffentlichung des empörenden Edictes schien sich sein lebendiger Geist noch einmal mit aller Gewalt aufzuraffen, man munkelte von einer geheimen Gesellschaft „zur Befreiung der Geister“, die Bahrdrdt gestiftet habe, kurz Aller Augen waren wieder hoffnungsvoll und auch mit besorgten Blicken auf ihn gerichtet.

Wie ein guter, schützender Engel stand ihm in der jetzigen gährenden Zeit seine älteste Tochter, seine

von ihm auf's Innigste geliebte Marianne zur Seite. Sie vermochte mit hellem Geiste den kühnen Gedanken des Vaters zu folgen, sie begriff, zu welch' hohen, edlen Zwecken er berufen und sie setzte Alles daran, ihn auf dem rechten Pfad zu erhalten — sie schmerzte es darum auch am bittersten, sie verwundete es darum auch am tiefsten, wenn sie ihn immer wieder auf Abwege gerathen sah.

Die beiden Ankömmlinge traten eben hinzu, als der Doctor mit lautem Beifall seiner Zuhörer geendet. Der Senior der Amicisten bemerkte sie zuerst und rief laut: „Holla! da ist ja auch der Nefse unseres berühmtesten Professors, der seinem Onkel einmal nichts nachgeben wird! Prosit, prosit, Vorberg!“

In demselben Augenblicke hatte auch Doctor Bahrdt den Kandidaten wahrgenommen und trat an ihn freudig grüßend heran.

„Das ist ja prächtig“, rief er aus, „Sie noch einmal vor ihrem wichtigen Schritte zu sehen. Aber was sag' ich, als ob ich Bedenken hätte“, setzte er lächelnd hinzu. „Bei solch' einem tüchtigen Manne, wie bei Ihnen, zeigt das Examen erst, welch' treffliche, umfassende Kenntnisse Sie eingeheinst.“

„O, o, nur nicht zu früh das Wetter preisen. Keinen vor dem Ende loben, meinte Solon“, entgeg-

nete der Kandidat in scherzhaftem Tone. „Doch“, fuhr er ernster fort und wandte sich an seinen Begleiter, „ein anderer Fall zum Besprechen liegt vor. Diesen Mann traf ich, als ich zu Ihnen ging. Er hat die Absicht, sich um die bei Ihnen offene Schreiberstelle zu bewerben. Er ist ein armer Student, wie er mir sagte, durch mancherlei Unglück herabgekommen und von dem sehnlichen Wunsche beseelt, sich wieder ehrlich herauf zu helfen. Thun Sie ein gutes Werk, Herr Doctor, und nehmen Sie ihn!“

„Der arme Mensch“, fügte der Doctor mitleidig ein.

„Auch die Empfehlungen Ihres werthen Freundes, des Herrn Pott, sagte er, besäße er.“

„Wenn ich ihm wieder emporhelfen kann“, versetzte der Doctor warm, „von Herzen gern.“ Dabei wandte er sich sogleich an den Fremden und ging mit ihm zu näherer Besprechung in's Haus.

„Und so spät erst?“ Klang es gleich darauf hinter dem freundlich den beiden dahinschreitenden Männern nachschauenden Kandidaten.

Er wandte sich schnell um und rief freudig: „Gut, schön guten Abend, schön guten Abend!“ und ein hübsches, nettes Mädchen machte ihm einen zierlichen Knicks.

„Und so spät kommen Sie erst, Herr Kandidat, als dächten Sie gar nicht mehr an uns!“

„An dem Denken“, versetzte der junge Mann schnell, „hat es wohl nicht gefehlt, aber an der Zeit. Haben Sie es schon vergessen, daß ich übermorgen in's Examen steige?“

„O, o, machen Sie mich nicht lachen!“ versetzte munter das Mädchen, „als ob Sie wohl Angst zu haben brauchten!“

„Aber ich muß meine freundlichen, meine lieben Gedanken auf kurze Zeit verbannen, muß mich ganz in meine Gelehrsamkeit stecken, damit ich fest gesattelt bin. Wenn das Sattelzeug nicht fest sitzt, kann ja der beste Reiter mit dem besten Sattel stürzen.“

Dabei waren Beide eine schattige Allee hinabgeschritten.

„Damit Sie aber nun, Marianne“, fuhr der Kandidat etwas wärmer fort, „auch bisweilen an mich denken, so habe ich Ihnen für diese Tage ein neues Buch vom Herrn von Goethe mitgebracht. Es soll wieder ein prachtvolles Werk sein, wie mich mein Freund Reinhold versichert, der es gelesen. Clavigo heißt der Titel.“

Und hier zog er das Buch aus der Tasche und überreichte es.

Das junge Mädchen erröthete.

„O, warum greifen Sie zu so werthvollen Mitteln, um dem vorzubeugen, was mir so schwer werden würde!“ sagte sie leise.

„Aber Sie könnten es doch mit der Zeit?“ fragte der junge Mann und schaute das junge Mädchen so erwartungsvoll an.

Dabei waren sie in eine schattige Laube eingetreten.

Das schöne Mädchen war in sichtbarer Aufregung, ihr Busen hob und senkte sich schnell, ihr zierlicher, rosiger Mund zuckte. Da hob sie die herrlichen blauen Augen auf, eine Thräne glänzte darin.

„Sag' es mir, sag' es mir, meine geliebte Marianne“, rief Johannes und breitete die Arme aus. An die Brust des jungen Mannes warf sich das schluchzende Mädchen.

„Niemals, niemals kann ich dich vergessen, Johannes“, rief sie und die Thränen perleten über die errötheten Wangen.

„Dann schaue du, himmlischer Vater, der du die ewige Liebe bist“, klang in diesem Augenblicke die Stimme des Doctor Wahrdt, „freundlich auf diese heiligen Augenblicke dieser guten Menschen herab.

„Grüß Gott!“ rief er darauf freudig und reichte den beiden erschrockenen Glücklichen die Hände.

„Was kann ich sehnlicher wünschen, als bei meinem herannahenden Alter mein geliebtes Kind in den Händen eines solchen Mannes“, fuhr er dann sogleich mit großer Herzlichkeit fort. „Nun, ich habe so etwas Heimliches auch schon lange gemerkt“, setzte er noch schmunzelnd hinzu und damit umarmte er den Candidaten mit Innigkeit, geleitete das Paar vor das Haus und rief mit gehobener Stimme den noch dasitzenden Studenten und anderen Gästen zu:

„Meine verehrte Herren, es gereicht mir zu großer Freude, Ihnen die Verlobung meiner Tochter Marianne mit dem Herrn Candidaten Johannes Vorberg hiermit anzuzeigen!“

Ein volltöniges Lebehoch erschallte von allen Tischen und hinzu drängte man sich, das Paar zu beglückwünschen.

Mit einem vollen, warmen Herzen, so glücklich, wie er sich wohl noch nie gefühlt, schritt Johannes Vorberg, weit später als er geglaubt, der Stadt zu.

Die wahre Herzensfreude hatte er ja in Wirklichkeit nie kennen gelernt. Seine Eltern hatte er

früh verloren, darauf war er in eine Erziehungsanstalt gekommen und jetzt hatte ihn, da er außerordentlich fleißig, da er mit so hervorragenden herrlichen Geistesgaben ausgestattet, mithin zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, sein Onkel, der Professor Semler, in jeder Weise zu seinem Studium unterstützt. Jetzt stand er an der Schwelle seines Glücks. Alle Mühen und Arbeiten, alles Ringen und Kämpfen für eine geachtete Lebensstellung hatte er hinter sich: da reichte nun auch noch ein so liebliches Mädchen, das so lange schon seine Gedanken belebt, ihm ihre beglückende Hand, damit er, so dünkte es ihn, um so fester, um so sicherer den letzten entscheidenden Schritt, das Examen machen könne.

So gestimmt, stieg er schnell die Treppen zu seiner Wohnung in die Höhe.

„Guten Abend, Reinhold!“ rief er seinem schon eifrig studirenden, älteren Freunde und Stubengenossen entgegen. „Schau mich einmal an, du siehst einen Glücklichen in mir!“

„Das ist allerdings eine Seltenheit in unseren Zeiten“, versetzte der Freund ruhig.

„Was soll ich erst lange reden“, fuhr Johannes erregt fort, „freue dich mit mir, Marianne will auf ewig die Meine sein!“

„Marianne Bahrdt!“ rief der Andere erstaunt,
„Marianne Bahrdt!“ sagte er nochmals tonlos.

„Aber, mein Gott, wie hast du dich, eiskalt greiffst du in mein warmes Herz“, versetzte Vorberg etwas unwillig, „nectest du mich doch selbst einmal damit, daß ich ihr gut wäre, und sie ist ja das holdeste, das lieblichste Mädchen, das ich je gesehen. Bin ich ihrer etwa nicht werth?“

„Armer Johannes, was hast du gethan! Un- erfahren in solchen Verwickelungen, hast du, vielleicht das erste Mal in deinem Leben, gehandelt, ohne deinen Verstand zu fragen!“

„Du bist hart, Reinhold!“ unterbrach ihn Jo- hannes.

„Ich habe dich vielleicht mit dem Mädchen ein- mal geneckt, um dir dein beflommenes Wesen den Frauen gegenüber zu nehmen; du solltest nicht mehr so schüchtern und eckig bleiben“, fuhr der Andere fort, „doch wie konnte ich ahnen, daß du solche Gefühle für sie hegst; wie konnte ich denken, daß du deine Nei- gung einem Mädchen zuwenden würdest, der Jeder gut sein kann, deren Ruf —“

„Nicht weiter, bei Gott nicht weiter!“ fiel hier Johannes heftig erregt ein. „Edel und sittenrein, wie ein Engel ist die Marianne. Mögen böse Zun-

gen die Fehltritte, deren sich ihr Vater schuldig gemacht, weiter ausspinnen: die Tochter haben sie nur tief, tief geschmerzt, doch nie vergiftet. — Doch als Freunde“, unterbrach er sich hier selbst, „wollen wir uns offen und ehrlich aussprechen. Gegen den eitelen Doctor, seine launische Frau, gegen die in jeder Hinsicht häßliche Wirthschafterin Christine erschien mir das holde Kind stets wie ein Edelstein.

Du rühmtest heute das neue Buch von Goethe, den Clavigo, und ich kaufte es ihr, um es ihr gleichsam als kleines Abschiedsgeschenk zu überreichen, weil ich meines Examens wegen nun wohl diese Zeit über nicht würde hinausgehen können.“

„Da hast du freilich ein sonderbares Buch von der Treue ausgewählt“, warf der Freund ein.

„Ich wollte es ihr nicht“, fuhr Johannes fort, „vor den übrigen Leuten geben, wir gingen die Allee hinab, und unten in der Laube, wie ich mir das so überaus herrliche Mädchen gegenüber sah, da überkam mich die Leidenschaft —“

„Und ihr waret einig“, nahm Reinhold bitter das Wort. „O, wie mich das schmerzt!“

„Der Doctor, der mich suchen mochte, trat plötzlich hinzu, führte uns zurück und proclamirte in, mir

allerdings unangenehmer, theatralischer Weise unsere Verlobung!“

„Donner und Doria! Also es ist auch schon allgemein bekannt!“ rief jetzt Reinhold und sprang entzückt auf. „Dieser vermaledeite Schauspieler, dieser Gauner! Den Neffen des Professor Semler zum Schwiegersohne! Empfindlicher konnte er seinem Gegner nicht zu Leibe gehen! Aber Mensch, wo hast du deinen Kopf gehabt. Morgen weiß dein Verhältniß die ganze Stadt. Und was wirst du von deinem Dntel zu erwarten haben?“ rief Reinhold außer sich.

„Daran habe ich allerdings noch nicht gedacht“, sagte Johannes beklommen.

„All dein Glück trittst du durch dieses Verhältniß mit Füßen. — Von der Höhe seiner geistreichen Polemik ist Bahrdt mit raschen Schritten jetzt immer tiefer zur gemeinen Zänkerey herabgestiegen. Aus der angefangenen Reinigung des christlichen Dogmas ist bei seinem unbeständigen Charakter, seiner Eitelkeit, seiner Sucht zu glänzen, eine schamlose Gotteslästerung geworden; versunken ist er sodann in ein höchst unehrenhaftes, ein scandalöses Verhältniß mit seiner Wirthschafterin, so daß sich jeder ernste Mann mit Bedauern von ihm abwenden muß: und mit diesem Manne trittst du in das vertrauteste Verhältniß!“

Was wird dein Onkel sagen! Der alte Mann hat stets mit solcher Liebe auf dich geblickt. Erst vor wenigen Tagen, im Hinblick auf dein Examen, meinte er zu mir: der Himmel möge ihm nur noch einige Jahre schenken, dann denke er, werdest du so weit sein, daß du seine Professur annehmen könntest. Du bist ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen; Niemand würde es Wunder nehmen, ja man spricht hie und da jetzt schon davon. Dann stehen dir die ersten Familien der Stadt offen!“

„Aber nirgends werde ich eine so holde, eine so edele Marianne finden!“ entgegnete Johannes mit gebrochener Stimme.

„Ach pah!“ rief der Freund, „du kennst die Weiber nicht. Das sind sie alle nicht, wofür sie unsere idealen Dichter mit ihrem himmlischen Rosengeflechte halten. Oberflächliche, genußlüchtige Geschöpfe sind sie, deren Hauptlebenszweck ja doch nur der ist, die Menschen vor dem Aussterben zu bewahren! Mache dir doch das klar: sie sind nichts als die Werkstätte der Natur und noch dazu eine äußerst lustige, um deretwillen sich wahrlich kein Mann von seinen höheren, edleren Lebenszwecken abbringen lassen darf. So eine sentimentale Liebe zieht dich ab vom ernstesten, tiefsten Denken, sie verrückt dir dein hohes Ziel und

lullt dich in süße Gefühlsduselei ein. Bei einem Manne von Geist müssen die Weiber gar keine oder nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Die uns Gelehrten so kostbare Zeit mit zarten Verhältnissen zu vertändeln, überlaß den Roués und einem hochedelen Adel. Wenn du ein Romanschreiber wärest, dann könnte man dich die Studien über Mädchenherzen machen lassen, aber bei deinen Aussichten auf einen ruhmreichen, gewinnbringenden Lebensweg kannst und mußt du die Weiber bei Seite lassen, die Weiber, durch die Bahrdt zu Grunde geht. — Freilich werden auch in der leidigen Theologie grauenhafte Romane geschrieben, aber die haben nichts mit Jungfrauen zu thun, höchstens mit einer ganz absonderlichen!"

„O, da zeigt sich wieder deine alte Bitterkeit“, unterbrach hier Johannes.

„Ja, bis zum Lebensüberdruß“, fuhr Reinhold im größten Mißmuthe auf, „o, ich möchte rasend werden wie Carlos. Muß ich nun auch noch sehen, daß sich mein letzter Freund von einem solchen Lärwüch den Verstand wegblasen läßt!“

Eine kurze, peinliche Stille trat ein.

„Du sagst, ich besitze Kenntnisse“, nahm Johannes nach einiger Zeit wieder das Wort und richtete sich auf, „kann ich mir durch sie nicht auch ohne Dinkel,

wie ja die Mehrzahl der Menschen, einen ehrenhaften Platz in der Welt erringen? Viel zu schwarz malst du mir meinen Schritt!"

„Lieber Freund, sagt Carlos zum Clavigo“, nahm Reinhold das Wort, „brich du einer Pflanze das Herz aus, sie mag hernach treiben und treiben, unzählige Nebenschößlinge, es giebt vielleicht einen starken Busch, aber der stolze, königliche Wuchs des ersten Schusses ist dahin! Ah, das ist einer von den Bahrdt'schen Schreiern, wird man von dir zeitlebens sagen, wenn du einen eigenen neuen, Reid erregenden Gedanken bringst. Schreibt der etwa auch eine Moral für Bürger, in die er die Regeln notirt, die er in seinem eigenen Leben vergessen hat. Wehe dir, wenn du die glänzende Rhetorik Bahrdt's nicht erreichst! Soll ich sie dir an den Fingern herzählen, die dich in ihren Werken unter die saftlosen Nachläufer Bahrdt's aufzählen werden?“

„Du marterst mich unbarmherzig, Reinhold!“ rief Johannes außer sich.

„Hier ist schnelle Hülfe nöthig!“ entgegnete dieser ernst. „Noch vor deinem Examen muß die Sache wieder auseinander.“

„Unmöglich, Reinhold, das kann ich nicht“, rief Johannes tieferschütterter.

„Als ein unsauberer Spaß des Doctors, deren er ja so viele gemacht, muß die Geschichte hingestellt werden. Dann wächst einfach Gras darüber“, fuhr Reinhold mit der unumstößlichen Bestimmtheit fort, die starken Naturen nach sicher gefaßten Beschlüssen eigen ist. „Hast du dir klar gemacht, was sie in der Stadt wohl davon sagen werden? Ja, werden die Amicisten lachen, den hat der Doctor gefangen, uns kann das nicht passiren, und doch trinken wir täglich unser Merseburger bei ihm und haben unser Plaisir! Das sagt vielleicht ein Kerl von dir, der nachher dreimal durch's Examen fällt. Donnerwetter, werden die Officiere sagen, das ist ja mit dem Bürschchen schnell gegangen, sie werden wohl Grund zur Eile haben!“

„Hör' auf, hör' auf, oder ich werde wahnsinnig!“ schrie Johannes und fiel wie leblos auf einen Stuhl.

Das war zu viel. Der Contrast zwischen der Seligkeit der vorigen Stunden und der mit so grellen Farben gemalten Warnung aus so treuem, weltkundigem Freundesmunde drang wie vernichtend auf den jungen Gelehrten.

Reinhold schickte den Willenlos gewordenen zu Bett und setzte sich und schrieb den Absagebrief.

Lange noch hatte es dem beklagenswerthen Johannes durch den Kopf gewirbelt. Bald stand die holde Marianne mit ihrem liebreizenden Gesichte vor ihm, bald hörte er die scharfen, klaren, bis zur Peinlichkeit überzeugenden Warnungen des Freundes, der sich ihm in allen Fällen des Lebens als ein wahrer, als ein treuer, ein erfahrener bewährt. Darauf versank er in böse Träume und erwachte am Morgen ermattet und mit wüstem Kopfe. Doch er hatte nicht Zeit, sich die Begebenheiten des vergangenen Tages, wie es sehr gut gewesen wäre, zurechtzulegen. Er mußte heute bei allen Professoren seine ceremoniose Visite machen. Es kam zu diesem Zwecke schon früh der Friseur, der ihm die drei übereinander geschichteten, vom Gesichte nach dem Hinterkopfe laufenden Locken noch einmal so zierlich drehte, der ihm mit vieler Accurateffe den Zopf wand und ihn dann in eine große Puderwolke hüllte. Darauf kleidete er sich in das ehrbare Schwarz und begann mit beflommenem Herzen seine Besuche.

Als der Nefse des berühmten Professors Semler ward er überall äußerst höflich aufgenommen, doch schien es ihm schon hie und da, als wisse man bereits von seinem Verhältniß zum Bahrdt'schen Hause und zwar nahm diese Vermuthung zu, je weiter er in den

Tag hinein kam, ja es ward ihm diese endlich zur Gewißheit.

Er trat zuletzt mit äußerst bangem Herzen in der Dämmerstunde beim Onkel ein.

Man hatte verabredet, daß er an diesem Abende ein Stündchen bei ihm verweilen solle. Der alte Mann stand aus seinem Lehnstuhle auf, als der Jüngling eintrat, blieb stehen und reichte ihm nicht wie ehedem gütig seine Hand. Mit einem Blicke tiefer Wehmuth schaute er den jungen Mann an und dann sagte er mit bewegter Stimme: „Also auch der Sohn meiner geliebten Schwester, also auch du, Johannes, wurdest hinabgezogen in das wirre Spiel, in den betäubenden Strudel dieses verderblichen Phantasten, auch du, auf den ich so große, mir so wohlthuende Hoffnungen gesetzt, auf den ich, warum soll ich es dir jetzt nicht sagen, auf den ich glaubte später einmal stolz sein zu können und der jetzt vor meinen Augen versinken soll!“

„Mein Onkel, mein geliebter Onkel!“ brach es jetzt aus Johannes hervor und die Thränen stürzten aus seinen Augen. „Mein Onkel!“ rief er schluchzend und sank auf seine Knie, „retten Sie das Kind Ihrer Schwester, hülfesuchend streckt es seine Arme nach Ihnen aus!“

Und der greise Mann beugte sich über den Unglücklichen, drückte einen Kuß auf seine Stirn, hob ihn auf und sagte liebevoll: „Dem Allmächtigen sei Dank! dein edeles Herz hat gesiegt! O, daß sie eine segensreiche werde, diese Neue über deinen Fehltritt, zu dem du, das war ich wohl überzeugt, verleitet worden bist. Reinhold war bereits hier“, fuhr der alte Mann etwas ruhiger fort, „und berichtete mir Alles. Er ist in allen Lagen des Lebens der Mann, der das Rechte ergreift. Ich las noch einmal den Brief, den er an Bahrdt geschrieben, er hatte meine volle Zufriedenheit. Nur das arge Bedenken sprach er aus, du seiest noch von der Größe deines Fehltrittes, vor den schlimmen Folgen, die eintreten würden, wenn du in ihm beharrtest, noch nicht überzeugt, du schwanktest noch, aber ich sehe, dein besseres Selbst gewann die Oberhand, gehe daher hin in Frieden; ich werde mit allen meinen Kräften die Sache unschädlich zu machen suchen. Geh' auf dein Stübchen und suche einen ruhigen Geist, eine feste Stimmung für den ernststen morgenden Tag zu erringen.“

Damit entließ der alte Professor den Kandidaten.

In der Stadt verbreitete sich denn auch die Geschichte, der Doctor Bahrdt habe abermals auf seinem

Weinberge ein Schauspiel aufgeführt, er habe gesucht den Neffen des Professors Semler an sich zu ziehen, diesen ernstesten, gefestigten jungen Mann, welcher thörichtes Unternehmen! Und dazu habe er seine Tochter gemißbraucht, wie schändlich! Die Marianne habe doch immer so ehrbar gethan, und wirklich, man hätte es dem Mädchen gar nicht zugetraut, daß sie junge Männer in ihre Netze locke. Wie man sich doch täuschen könne!

Eine noch unruhigere, eine noch qualvollere Nacht, als die vorige, brachte Johannes zu.

Er konnte sich kaum aufrecht erhalten, so abgspannt war er am Morgen des Examentages. Doch die Energie kehrte zurück, die Muskeln begannen ihre frühere Spannkraft wieder zu erlangen, sein Kopf klärte sich; was vermag man nicht Alles, wenn man ernstlich will!

Er ließ sich schnell frisiren, kleidete sich rasch an, war eben im Begriff hinabzusteigen, als ein Brief an ihn vom Doctor Bahrdt abgegeben wurde.

Reinhold berührte dies höchst unangenehm; er bat den Freund, den Brief erst nach dem Examen zu lesen, doch dieser hatte ihn bereits erbrochen und las:

„Herr Kandidat!

Mit tiefstem Schmerze habe ich die auf Ihre Veranlassung mir übersandten Zeilen gelesen.

Längst bin ich über die Mittagslinie des Lebens geschritten. Die kühnen Hoffnungen, die weitgreifenden Pläne, die großen mühevollen Arbeiten, mit denen ich in die gelehrte Welt trat, sie sind mit allen ihren frischen Zweigen, eine nach der anderen, langsam, langsam verwelkt. Der Mehlthau des Aberglaubens, der Mißgunst und der Treulosigkeit ist auf meine Lebensblüthen gefallen und so stehe ich: ein armer, ergrauter Mann an der Schwelle des Alters mit dem bitteren Bewußtsein, vergeblich gekämpft und gelitten zu haben.

Der Himmel hat mir einen Sohn versagt und als wolle er mir diesen Mangel um so schmerzlicher zeigen, gab er mir eine edele Tochter, die mit ihren reichen Geistesgaben des Vaters Ringen versteht, die sein Aufwärtstreben begreift und die begeistert den lichten Punkt schaut, den er erreichen möchte. Aber die Arbeit ist zu riesengroß für einen Mann. Ich sah, daß Sie gleichfalls das Bedürfniß der Menschheit erkannten; ich fühlte, daß Sie wohl der hochherzige, thatkräftige, mit allen edelen Geistesgaben ausgestattete Mann sein könnten, der meine Arbeit

fortzusetzen im Stande wäre und der dann vielleicht die Früchte meiner Mühen ernten würde. Meine Tochter fühlte das Gleiche und was war da natürlicher, als daß sie all' ihre Liebe, deren sie als Jungfrau, deren sie als Tochter fähig ist, mit aller Innigkeit, mit aller Leidenschaft Ihnen zuwandte! Und bei Gott, das war die edelste Leidenschaft, die je ein Mädchen erfassen kann! — Ein tödtlicher Schreck durchfuhr sie, als sie die von Ihnen abgesandten Zeilen las. Als würde alles Glück, alle Freude für immer aus ihrem Busen gerissen und unbarmherzig zertreten, als griffe die kalte Hand des Todes in dieses warme, unentweihete, jugendliche Herz, das noch eben so heiß für Sie geschlagen, als müsse sie Abschied nehmen von allem ihrem Lieben: so sank sie auf den Stuhl, daß ich, bebend vor Schreck, rathlos dastand. Gebe der Himmel, daß ich nicht von Ihnen dermaleinst meine Tochter wieder zu fordern habe.

Von mir will ich nicht schreiben. Ich bin um eine sehr bittere Lebenserfahrung reicher. Mir ist es, als wären mir mit Ihnen meine letzten Hoffnungen zu Grabe getragen worden.

Leben Sie daher wohl.

Hier haben Sie Ihr bindendes Wort zurück.

Vergebe Ihnen der Allmächtige die schwere Schuld,

über eine Ihnen so vertrauensvoll entgegengekommene Familie ein so vernichtendes Herzeleid gebracht zu haben.

Doctor Karl Friedrich Bahr dt."

Bitternd hielt Johannes das Blatt in der Hand, er wankte und nur das Hinzuspringen seines Freundes erweckte ihn.

„Johannes!“ rief laut und energisch Reinhold, „sei ein Mann. Laß jetzt in diesen Stunden auf keinen Fall das Gemüth sprechen, nur den Verstand!“

„Das ist allerdings das Einzige, was ich vor der Hand zu thun habe“, sagte Johannes tonlos.

„Bedenke, daß dein ganzes künftiges Lebensglück auf dem Spiele steht“, fuhr der mahnende Freund fort. „Doch beeile dich, es ist Zeit. Die Sache hat bis jetzt einen sehr guten Verlauf genommen, ich hatte von Bahr dt mehr Lärm befürchtet!“

Bleich schritt Johannes hinab. Die wunderbarsten Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Sollte er jetzt wirklich hingehen und zeigen, daß er tüchtig sei, die Trägerin des Humanismus, der unumschränkten Nächstenliebe, die christliche Religion zu verkünden, mit diesem harten Fehltritt gegen die Humanität im Herzen, oder sollte er jetzt zurückeilen auf den Wein-

berg, sollte er die weinende Marianne in seine Arme schließen; Welch ein Glück würde das sein! Aber wenn er jetzt nicht das Examen machte, dann würde er für immer eine verkümmerte Existenz führen müssen. Zu einem zweiten Examen habe er kein Geld und Doctor Bahrdt erst recht nicht. Wenn er jetzt das Examen frisch mache, gut, das dürfe er mit Recht hoffen, so stände ihm die ehrenvolle akademische Laufbahn offen, auf der er ein berühmter Mann der Wissenschaft werden könne. Der Weg zum Ruhme läge vor ihm. Sein Herz schlug lebhafter. Das waren ja seine geheimen Wünsche, seine stillen Hoffnungen seit lange gewesen.

Ruhig und sicher trat er in den Examensaal. Eine kurze Morgenandacht ward gehalten, die Professoren setzten sich um eine große Tafel und das Examen begann.

Die einleitenden Fragen gingen vortrefflich, jedoch als man sich nun immer mehr in das Dogma der Kirche vertiefte, da überlief es Johannes verschiedentlich eiskalt. Er blickte mit einem immer steigenden Widerwillen auf die mächtigen Perrücken, die den menschlichen Verstand zu erdrücken drohten, immer reiner leuchteten ihm die freien, genialen Ideen des Doctor Bahrdt entgegen und auf einmal strahlte ihm,

er wußte nicht wie das kam, das holde Bild der geliebten Marianne entgegen. Große, glänzende Thränen standen in ihren Augen und die sonst so rosigen Wangen waren ihr todtenbleich geworden. Er schauderte zusammen. Jetzt erst wurde er gewahr, daß man eine Frage schon zum zweiten Male an ihn richtete. Er wurde verwirrt. Ein Kopfschütteln entstand unter den würdigen und hochwürdigen Professoren. Die Frage ward zum letzten Male wiederholt. Er fühlte, daß er eine Antwort geben müsse, er antwortete schnell und falsch. Eine Verwunderung entstand unter den Examinatoren. Der Schweiß trat dem armen Johannes auf die Stirn. Er hörte, wie man noch weitere Fragen an ihn richtete; beklemmend trat das Bewußtsein in ihm auf, erwiedern zu müssen, er sagte etwas, er wußte nicht was, er sah, wie die Professoren die Stirn immer mehr in Runzeln zogen. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, er raffte seine ganze Energie zusammen und antwortete, aber man bedeutete ihn, daß ja nach dem, was er auseinandersehe, nicht gefragt sei. Bestürzt hat er sich die Frage noch einmal aus, dabei streifte sein Blick seinen Onkel, der etwas seitwärts von der Tafel im Schatten saß. Das große geistvolle Auge des Greises schaute mit sichtlichem Kummer auf den Neffen, so daß dieser erschrocken zu-

sammenfuhr. Die ganze, erdrückende Centnerlast eines mißglückenden Examens legte sich jetzt auf den jungen Mann. Während dessen waren abermals mehrere Minuten tödtlichen Schweigens verstrichen. Da erhob sich der Rector der Universität unwillig von seinem hochlehnigen Stuhle.

„Es ist sehr tadelnswerth, durch solche Ignoranz die Beamten der Universität ihrer kostbaren Zeit zu berauben!“ und dabei schritt er mit einer leichten Verbeugung gegen die übrigen Professoren zur Thür hinaus.

Wie von einem tödtlichen Schlage getroffen, sank Johannes auf einen Stuhl. Als wollte es ihn ersticken, so trat ihm das Blut zu Kopfe. Die Gedanken vergingen ihm, da legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter. Erschrocken sprang er auf. Der Saal war leer, nur sein Onkel stand ihm gegenüber. Eine Thräne glänzte in dem Auge des alten Mannes. In die Kniee sank der Kandidat, erfaßte die Hand des Greises und rief:

„O, lieber Onkel, stoßen Sie mich nicht von sich!“

„Muß ich diese Schmach von dir erleben, der du mir meine letzte Freude hättest sein können!“ sagte der Professor leise mit schwankender Stimme.

Wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt, daß der Kandidat Johannes Vorberg durch das Examen gefallen sei.

„Der Schein trügt“, sagten sich die Professoren mit einem bitteren Lächeln.

„Es ist nicht Alles Gold, was glänzt!“ meinten die Honoratioren, bei denen Johannes ja stets ein gerngesehener Gast gewesen, und zuckten die Achseln.

„Ja, ja!“ rief der Senior der Amicisten, „hier geht Alles gerecht zu. Der hat vielleicht gedacht: wer den Papst zum Vetter hat, kann Kardinal bald werden!“ und stieß den Bierkrug so heftig auf die Kneiptafel, daß die anderen Trinkgefäße in die Höhe sprangen.

Der arme Kandidat wußte nicht, wie er nach Hause kam. Auf seinem Stübchen saß er den ganzen Nachmittag und starrte vor sich hin. Vergebens bemühte sich sein Freund, ihn nur einigermaßen in einen anderen Gedankenkreis zu ziehen. In der Nacht begann er lebhaft zu phantasiren, so daß am anderen Morgen Reinhold besorgt nach dem Arzt schickte. Dieser verordnete vor Allem, daß der Patient im Bette bleibe. Heftiger Kopfschmerz bemächtigte sich fast betäubend des Kranken; einige Tage gingen in

peinigender Ungewißheit hin, bis sich herausstellte, daß ein hitziges Nervenfieber sich des armen Kandidaten bemächtigt habe.

Als ein treuer, helfender Freund saß Reinhold Tag und Nacht am Bette des Kranken, in welchem bald in ängstlichen, bald in wehmüthigen Phantasieen alle die erschütternden Scenen der letzten Woche krampfhast nachzitterten und den unglücklichen jungen Mann zu zermalmen drohten. So viel bitteres, unvorbereitetes Weh, so viel unerwartete Kämpfe durchzumachen, war er nicht vorbereitet gewesen, die jugendliche Kraft knickte unter diesen Lasten zusammen. Aber der rüstige Körper, so tief erschüttert er auch ward, blieb dennoch Sieger. Mit Freuden bemerkte der alte Professor Semler eines Tages, daß die Krisis vorüber sei, und dankbar blickte er gen Himmel, als der bleiche junge Mann zum ersten Male wieder mit seiner vollen Besinnung die Augen aufschlug. So bald es ging, ward der Genesende in das bequemere, geräumigere Haus des Onkels in der Galgstraße herübergebracht und von Tag zu Tag konnte man das wieder frische Aufleben des ermatteten Körpers und Geistes wahrnehmen.

Die schweren, trüben Tage vor der Erkrankung waren weit, weit zurückgetreten, als seien viele Mo-

nate darüber verfloßen. Die Erinnerung an diese bittere Zeit wurde im Hause sorgsam verbannt und Johannes angelegentlich in neue, anregende, interessante Unterhaltungen hineingezogen.

So war der Herbst weit in's Land gerückt und das Todtenfest stand vor der Thür. Wie alle Jahre, so fand auch diesmal in den späten Nachmittagsstunden eine Musikaufführung in der Marktkirche statt. Die Kerzenbeleuchtung dieser heiligen Räume gaben der Aufführung noch eine besondere Weihe und darum liebte man es vor allem, wie noch heute, dieses Concert zu besuchen.

Johannes hatte sich diesen Tag zum ersten Kirchenbesuche nach seiner Krankheit ersehen. Einen längeren Gottesdienst bei Tage mit anzuhören, hatte er sich noch zu schwach gefühlt. Er wollte sich daher in einen dunkelen Winkel setzen und still sich seinen Gefühlen hingeben, hatte er doch so manchen Todten zu beweinen. Vater und Mutter hatte er verloren, ein inniggeliebter Freund war ihm an seiner Seite verschieden und eine, wenn sie auch noch unter den Lebenden weilte, für ihn war sie ja auch nicht mehr. Eine weiche, wehmüthige Stimmung bemächtigte sich seiner. Er hätte weinen mögen, sich so recht von Herzen ausweinen mögen, daß das kalte Leben ihm immer

ernster und gefühlloser sein warmes Herz zuschnüre. Eine Bitterkeit durchzog ihn, als es sich ihm vor die Seele stellte, wie er sich nicht hineinfinden könne in die scharfen Kanten der Gesellschaft, in die verletzenden glatten Ecken der Stände, der Vorurtheile, auf denen überall der beklemmende, der erstarrende Puderstaub des Jahrhunderts lag, und es bemächtigte sich seiner der verführerisch-süße, berauschte Wunsch zu sterben, sich in die Arme des Allwaltenden zu werfen, der ja die ewige Liebe ist.

Mittlerweile waren die vollen Töne der Orgel in dem hochgewölbten Raume verrauscht, ein Chor hatte eine einleitende Arie gesungen und in demselben Augenblicke, da des tief erregten Johannes sich der innige Gedanke des Sterbens bemächtigt, erklang eine holde, melodische Stimme, so rein, so sanft, in so erhebender Fülle und mit so seelenvollem, klagendem Ausdruck, daß es dem Kandidaten durch Mark und Bein ging. Eiskalt überlief es ihn, heftig schauderte er zusammen.

„Es ist wirklich schade“, sagte in diesem Augenblicke eine schnarrende Stimme hinter ihm, „daß die Mamsell Bahrdt so unchristlicher Leute Kind ist, was für herrliche Gaben hat der liebe Gott in so bösen Mäer gelegt!“

Und immer voller, immer feierlicher zogen diese bezaubernden, klagenden Töne durch die Säulenhallen. An den eiskalten Pfeiler zu seiner Rechten legte der bis in's Tiefinnerste ergriffene und erschütterte Johannes die heiße Stirn. Immer klarer ward es ihm, wohin der kalte, berechnende Verstand des Freundes, die zagende, altersschwache, vom Parteistreite angefränkelte Meinung des Onkels geführt. Verächtlich kam er sich vor, als ihm vor der Seele stand, wie unselbstständig er gehandelt, wie er sich auf Anderer Meinung und Urtheil, statt auf sich selbst, verlassen, ein schwankendes Rohr, das sich vom Winde bewegen läßt. Und wieder schwebten die klagenden, melodischen Töne der Sängerin an dem Unglücklichen vorüber.

Da war's bestimmt. Wieder gut zu machen, so weit es ging, um Verzeihung zu bitten: dieser Entschluß rang sich aus seiner Brust. Obgleich entehrt, obgleich arm, obgleich schuldbeladen, er hoffte doch auf ein glückliches Ende.

Mit Unwillen hatte Reinhold, und auch erst in der Kirche, vernommen, daß Marianne Bahrdt die erste Gesangsrulle übernommen habe. Es war anfangs eine Leipziger Sängerin dazu gewonnen, diese war aber erkrankt und so hatte man zu dieser Nothilfe gegriffen. Gar sehr hatte man sich gewundert, daß

die Marianne anfangs diese Ehre, singen zu dürfen, ausgeschlagen. Nur durch die Bitten ihres Vaters war sie dazu zu bewegen gewesen.

Reinhold wäre am liebsten gleich mit Johannes wieder nach Haus gegangen, beim Ende des Concertes näherte er sich daher dem Freunde und beide schritten schweigend durch die Straßen. Entzückt sprachen einige Stimmen hinter ihnen von dem herrlichen Gesange der Mamsell Bahrdt, die Freunde brachen das Schweigen nicht, aber Reinhold fühlte, wie's in der Brust des Johannes wogte. Er war daher froh, als er glücklich mit ihm auf dem Zimmer war. Er sei etwas angestrengt, meinte der Kandidat darauf und legte sich früh zu Bett.

Am anderen Morgen kleidete er sich etwas sorgfältiger und trat, wenn auch mit schwerem Herzen, so doch mit sicherem, wohlüberlegtem Schritte den Gang nach dem Weinberge an. Kaum jedoch hatte er die Klausbrücke erreicht, als sich ihm mit raschen Schritten eine Menge Menschen näherten. Fast hatte er keine Zeit, auszuweichen.

Er sah, man arretirte einen Mann, er sah genauer hin, ein jäher Schreck durchfuhr ihn, er traute seinen Augen kaum, den Doctor Bahrdt brachte man dahergeführt!

Es war ein heimtückischer Verrath an dem Doctor Bahrdt begangen worden.

Im Herbst war eine beißende Satyre auf das Religionsedict erschienen, in der mit gerechter, aber leider auch zu maasloser Entrüstung diese Verordnung des preußischen Staatsministers Wöllner angegriffen wurde. Ungemeines Aufsehen erregten die unter dem Titel eines Lustspieles erschienenen Blätter und die Regierung bot Alles auf, den Verfasser ausfindig zu machen. Da erwähnte Doctor Bahrdt einmal in einem Briefe an seinen vermeintlichen Freund Degenhard Pott in Leipzig etwas über das Lustspiel, was darauf hindeutete, daß er wohl der Verfasser sei. Pott, ein nach Ruhm lechzender Mensch, ergriff schnell die günstige Gelegenheit, sich einen Namen zu machen, berühmt zu werden, ja vielleicht eine Auszeichnung, einen Orden vom preußischen Ministerium zu erlangen. Er beeilte sich, das verkommene Subject, jenen Körper, den Johannes an jenem Herbsttage traf, zu dinge. Dieser Erbärmliche durchforschte die Papiere des arglosen Doctor Bahrdt, erbat sich dann einen kurzen Urlaub und reiste mit den Ergebnissen seiner Forschungen nach Berlin, wo er dem Minister Wöllner entdeckte, so viel er über die Schmähschrift gegen das Religionsedict gefunden. Ob das nun

gleich sehr unbedeutend war, so schloß doch der Minister, Bahrdt müsse der Verfasser sein, und ließ ihn darum gefangen nehmen.

Kathlos, in fieberhafter Angst stand Johannes da. Der bleiche Doctor Bahrdt wurde unter immer zunehmender Menge von gaffenden Zuschauern an ihm vorübergeführt. Nicht lange, so war die Straße wieder leer und der Weg zum Weinberge ihm wieder frei. Aber jetzt in diese gewiß auf's Höchste erregte Familie zu treten, dazu fühlte er sich bei Weitem nicht stark genug. Mußte nicht auch jetzt alles andere auch noch so tiefe Interesse vor der aufregendsten Sorge um das Wohl und Wehe des geliebten Vaters zurücktreten.

Er wollte den ersten Schmerz vorüberlassen und morgen hinübergehen — und da war es zu spät.

Ueberall nach Hilfe umschauend, hatte sich die heldenmüthige Marianne aufgemacht und war nach Leipzig gefahren. Dort klopfte sie bei verschiedenen Freunden des Vaters an, aber Pott suchte mit den Achseln und die anderen Herren bedauerten sehr, nichts thun zu können. Pott selbst reiste jedoch bald auf den Weinberg, bemächtigte sich sämmtlicher Briefe und gab sie mit Gönnermiene unter erklärenden Bemerkungen in Druck. Der arme gefangene Bahrdt hörte

mit Entsetzen von diesem Diebstahl, aber was ließ sich weiter thun? Der Dessenlichkeit preisgegeben waren seine Papiere einmal, er mußte ruhig zuschauen, wie man mit giftiger Kritik über ihn herfiel.

Die Verhältnisse wurden immer bedrohlicher.

Da mitten in der aufgeregten Zeit baten zwei junge Kurländer den Professor Semler, ihnen für eine Reise nach Italien einen jungen Gelehrten zum Begleiter vorzuschlagen.

Das war dem alten Mann ein äußerst glücklicher Zufall.

Was war für Johannes besser, als eine weite Reise; was konnte seinen Körper, seinen Geist leichter aufrichten, als Italiens Himmel. Freilich Johannes hörte nur mit schwerem Herzen den Wunsch des Dn- kels, aber es wurde ihm wenig Zeit zum Bedenken gelassen, schon nach zwei Tagen rollte am frühen Morgen der schwerfällige Reisewagen zum Galgthore hinaus dem gebenedeieten Lande zu.

Mit einer Thräne im Auge beugte sich Johannes nach rechts hinüber, wo im Morgenrothe der öde Weinberg lag.

Je weiter er kam, desto schwerer fiel es ihm auf's Herz, so in die Ferne gezogen zu sein, ohne ein einziges Abschiedswort an sie.

Jetzt, wo sie so hilflos in der Welt dastand, wo sie gewiß, ach so entsetzlich litt, wo sie Alles aufbot, ihren heißgeliebten Vater zu retten: jetzt fuhr er, der der einzige männliche Schutz hätte sein können, feige nach Italien.

Mußte sie ihn nicht hassen, wie er seinen letzten Nest von Männlichkeit sich schlaff entgleiten ließ, mußte sie sich da nicht ihr letztes Fünkchen Liebe und Achtung aus dem Herzen reißen, ob solchen haltlosen, verächtlichen Charakters, den sie, ein Weib, beschämte!

Das Alles wogte in der Brust des armen, gebrochenen Johannes. Er hätte alles Andere hingeben mögen, was ihm lieb und theuer war, hätte er umkehren und ihr sagen können, wie unschuldig er sei, hätte er mit all seinen Kräften für sie arbeiten können, aber er besaß noch nicht die Stärke, mit der er sich aufraffen wollte und so ließ er sich dahinfahren, mit unsäglicher Qual im Herzen.

Doch die Natur, die stets mit ihrem sanften Zauber an das fiebernde Menschenherz lindernd herantritt, wehte auch hier erquickende Kühlung zu. Schon in den Höhen des Bayernlandes athmete Johannes auf; als ihn dann die majestätischen Alpen umfingen, da ward es ihm ganz absonderlich, ganz wunderbar zu Muthe. Ließ er dann die Blicke von den schwind-

lichen Höhen hinabgleiten in die tiefen Thäler, wo man die Wohnplätze der Menschen kaum noch zu erkennen vermochte, so schien ihm der Kummer, die Sorge, der Schmerz der Menschen so verschwindend klein, dann wehte ihn die Riesengröße des Allmächtigen so fühlbar an, daß ihm leise die Verse des letzten, unglücklichen schlesischen Dichters durch die Gedanken zogen:

„Endlich blüht die Moë,
Endlich trägt der Palmbaum Früchte,
Endlich schwindet Furcht und Weh,
Endlich wird der Schmerz zu nichts,
Endlich sieht man Freudenthal,
Endlich, endlich kommt einmal!“

Endlich wird ja auch dein Herz Ruhe finden, klang es lindernd in ihm.

Darauf ging es hinab in das welsche Land.

Eine süße Melancholie bemächtigte sich seiner, als er auf leise dahingleitender Gondel den Canal Grande entlang fuhr und das staunende Auge in die prächtigen öden Marmorpalläste Venedigs blickte, in denen so viel Liebe, so viel Haß und gewiß auch so viel Schmerz gewohnt.

Die Wochen schwanden pfeilschnell dahin, nach Mailand ging's, nach Genua, das prächtige Florenz ward besucht, und mit heiligem Ernste trat man in die ewige Stadt. Dann ging es hinab nach dem munte-

ren Neapel, hinüber nach dem entzückend schönen Capri, nach dem reichen, gesegneten Sicilien, bis man mit vollen Segeln durch das blaue Mittelmeer nach Marseille fuhr, um die Stadt noch zu schauen, die seit hundert Jahren den Ton in der Welt angegeben und nach der man jetzt mit noch größerer Aufmerksamkeit als sonst schaute, nach Paris.

Die blutige Revolution hatte bereits ihre ersten Opfer gefordert; ein aufgeregtes, erhitztes Leben zeigte sich überall in der sonst so heiteren Stadt.

Die jungen Kurländer beabsichtigten die Bälle des Winters 1790 auf 91 mitzumachen und waren zu diesem Zwecke ausgegangen. Mit dem Herannahen der Schreckenszeit schien auch die Lust zum Tanzen zu wachsen. Auch als schon die Guillotine ihre Opfer schaarenweise forderte, fanden noch immer zu Trianon, in der Eremitage und in allen Vierteln von Paris glänzende Bälle statt; wurde doch in Meudon lustig getanzt, als die Gefangenen aus Orleans vor dem Treppenhause der Orangerie ermordet wurden.

Johannes war in das Palais royale geschlendert und in ein Café eingetreten, als er in einem Journale die Rubrik: „Aus Deutschland“ erblickte. Gleich in einem der ersten Absätze traf sein Auge auf den Namen „Bahrdt“. Aufmerksam las er: „Der

berühmte Doctor Bahrdt aus Halle hat seine Festungshaft in Magdeburg glücklich überstanden, jedoch seine heldenmüthige Tochter, die seine Gefangenschaft freiwillig mit ihm theilte, soll sich von der Kerkerluft ein Brustübel zugezogen haben.“

Bitternd ließ Johannes das Blatt auf seine Kniee sinken.

„Hat das wirklich die Kerkerluft gethan?“ rief es in ihm und plötzlich war sein Entschluß gefaßt.

Die jungen Kurländer bedurften seiner nicht mehr, er schnürte seinen Koffer und fuhr in den kalten Januar von 1791 hinein, der Heimat zu.

Mit jedem zurückgelegten Meilenstein klangen die alten Seelenstimmungen mehr und mehr in ihm an, aber sie tönten geläuterter, klarer, in harmonischen Accorden: er war körperlich gekräftigt, ein männlicher Ernst durchdrang ihn und nur die bange Befürchtung, sie könne ernstlich erkrankt sein, ihr Körper könne die vielen Anstrengungen und Entbehrungen nicht ertragen haben, ließen ihn keine sicher-feste Stimmung erringen.

Am späten Nachmittage des ungemein milden 18. Februar 1791 fuhr Johannes mit beflommenem Herzen durch die heimatliche Stadt, über der wie ehemals der weißblaue, nebelhafte Rauch der Salzkothen lagerte, bis zum Klaussthor hinaus; dort ließ er den

Wagen umkehren und schritt dann dem Weinberge zu.

Das Herz klopfte ihm in fast hörbaren Schlägen, die Hand zitterte ihm, als er die wohlbekannte Gitterthür öffnete.

Er schaute durch das blätterlose Gesträuch, durch dasselbe Gezweig, an dem einst die Lebechoche für ihn emporgeflogen. Da unten stand kahl und einsam dieselbe Laube, die die erste Viertelstunde seines Glücks gesehen. Er schauderte zusammen.

Vor dem Hause, auf der Plattform, der Hausthür den Rücken zugewendet, saß der Doctor mit ernstem Gesicht und starrte in die Landschaft; weiter nach rechts im Sonnenscheine spielten einige Studenten l'Hombre.

Johannes athmete auf, er schritt leise in das Haus. Dort traf er eben einen Kellner, der ihn nicht kannte.

„Was macht Marianne!“ rief er leise.

„Der Herr Doctor hat ihr ein Schlastrränkchen eingegeben, damit sie recht sanft entschlummere. Es wird wohl bald vorüber sein!“ entgegnete der junge Mann leise. „Hier im Hinterstübchen liegt sie, der Arzt ist eben drin.“

Wie ein magnetischer Schlag durchzuckte es den

Kandidaten, leichenblaß wurde er, zitternd griff er nach der Thür, die er geräuschlos öffnete.

Da lag sie im Bett, leicht das Haupt zurückgelehnt. Die untergehende Sonne legte noch einmal ihre purpurnen Strahlen um die bleichen Züge. Aber schon waren diese nicht mehr krankhaft schmerzvoll, schon lag ein sanfter, himmlischer Friede auf diesem schönen Gesichte. Die überaus zarte weiße rechte Hand ruhte auf der Bettdecke.

Johannes wankte hinzu, sank auf die Kniee, ergriff die zarten Finger und küßte sie, während die Thränen ihm über die Wangen strömten.

Da schlug die Kranke die Augen auf, jene wundervoll tiefblauen Augen, in die Johannes seit jenem glücklichen Herbstabend nicht wieder geschaut, und ein kaum bemerkbares seliges Lächeln glitt über die bleichen Züge.

„Das wußte ich“, sagte sie leise, „mit deinem Willen ist mir das tödtliche Herzeleid nicht zugefügt, mein lieber Johannes!“ und dabei drückte sie ihm leise die Hand. „Ich wußte auch, daß ich dich noch einmal sehen würde“, fuhr sie mit engelsmilder, bezaubernder Stimme fort, „bin ich doch immer deine Marianne geblieben. — — Mondenlang habe ich nach dir ausgeschaut, erst als ich erfuhr, daß du weit

über die Alpen weg nach Italien gefahren, da hat es mir mit sammt des Vaters Elend das Herz gebrochen. — — Aber nun ist Alles vorbei. Alle die grausamen Nächte sind vorüber, und ich habe dich noch einmal gesehen!”

„Kannst du mir jemals vergeben, meine heißgeliebte Marianne!” brachte endlich Johannes mit halb von Thränen erstickter Stimme hervor.

„Warum sollte ich dir böse sein!” entgegnete die Kranke nach einer kleinen Pause und sah ihn noch einmal mit ihren großen, herrlichen tiefblauen Augen an, „ich armes, verachtetes Mädchen! Wenn es mir manchmal gar zu weh um's Herz war, dann nahm ich das Buch, das du mir schenktest, von der armen verlassenen Marie, und dann weinte ich mich aus und sehnte mich danach, auch bald so weit zu sein wie sie, aber ich wollte dich erst noch einmal sehen. — — Habe Dank, daß du gekommen bist!” hauchte sie kaum hörbar; ein leichter Husten befiel sie, das Haupt legte sie noch ein Wenig zurück, noch ein leiser Athemzug und sie war verschieden.

Kurz vorher war der Doctor Bahrdt eingetreten. Krampfhaft biß er sich auf die Lippen, als er Johannes gewahrte. Finster sah er auf das bleiche Gesicht, auf dem die letzten Küsse der Abendsonne glühten.

„So ist mir denn das Letzte genommen, was mir

lieb und theuer war!“ sagte er mit hohler Stimme und warf einen bitteren Blick auf den unglücklichen Kandidaten.

Wie vernichtet ließ Johannes die kalte Hand der Todten los. Er wankte zurück, da bemerkte er auf dem Tischchen neben dem Bette bei Medicinflaschen und Gläsern das Goethe'sche Trauerspiel, das er ihr an jenem Abend geschenkt. Er nahm es schnell, steckte es ein, warf einen letzten Blick auf die Leiche und schritt langsam mit einer trostlosen Dede im Herzen der Stadt zu.

Am 21. Februar, an einem herrlichen, sonnigen Tage ward Marianne Bahrdt feierlich auf dem Weinberge unter dem Zulauf einer großen Menschenmenge bestattet.

Der Doctor Bahrdt kränkelte seit jenem Tage; sein Muth, seine Kraft war gebrochen. Er folgte seinem innig geliebten Kinde schon am 23. April 1792.

Nach vielen Jahrzehnten noch lebte in Halle auf der einsamen Brunoswarte ein stiller, gebückter, ergrauter Mann, der sich kümmerlich von kleinen, wissenschaftlichen Arbeiten nährte und meist in seinem kleinen Stübchen über seinen Büchern saß. Ohne ihn zu

berühren, war die Weltgeschichte mit ihrem mächtigen Eroberer an ihm vorübergeschritten. Sein sanftes Auge hatte ruhig in das Getümmel des Krieges geblickt, seine edelen Züge waren unverändert bei dem strahlenden Pompe des westphälischen Königreiches geblieben, seine Brust hatte sich nicht erleichtert gehoben bei den feierlichen Tönen des Friedensgeläutes: für ihn war keine neue Zeit hereingebrochen, wie ein Traum war alles Leben an ihm vorübergeglitten.

Die neue Generation kannte ihn kaum.

„Er ist ein sonderbarer Kauz, der alte Herr!“ sagten die Nachbarn und lächelten über ihn.

Wenn er sich dann bis spät in die Nacht hinein in seine Bücher vertieft hatte, so lehnte er sich zuletzt langsam in seinen Stuhl zurück und wandte seine Augen über die Scripturen hinweg mit einem Blicke unbeschreiblicher Wehmuth nach der ihm gegenüberstehenden Bücherreihe, auf ein unscheinbares, verblichenes Buch, auf dem in kaum noch lesbarer, goldener Schrift „Clavigo“ stand.

Durch den
Bopf des Herrn von Goethe.

Durch den Fopf des Herrn von Goethe.

„Das ist eine guote traurigkeit,
wenn man um Sünd trägt herzeleit.“
Alter Wartburgspruch.

Nicht minder, wie auf ihr mineralisches Salz, ist die hochpreisliche Stadt Halle auf ihr attisches stolz, ja man könnte fast sagen genial stolz, daß sie darob sogar ihr Aeußeres hie und da außer Augen setzt. Ein weit und breit benutzter Reiseführer hat dies leider böswillig unter fremde Leute gebracht, indem er vor allem über entsetzliches Pflaster räsonnirte, das doch (der vielen lustigen Studiosen und speciell unserer noch gar nicht zu gedenken) so viele berühmte Leute ohne Murren traten, ja auf dem sie erst berühmt geworden.

Es konnte auch in der That nicht so schlecht sein, denn sonst hätte das Männlein, das eben hastig in einem schon etwas unmodernem, schwefelgelben Leibrock und langer, rothgeblümter Weste seitwärts vom Rathhause daherkam, nicht so schnell und so munter ausschreiten können. Freilich hatte es zu dieser Eile nicht den einfachen Grund, daß es eben von dem

mitten auf dem Markte alleinstehenden „Nothen Thurme“, um den bereits der kühle, abendliche Herbstwind strich, mit gemessener Ruhe fünf Uhr schlug. Etwas ganz Anderes trieb ihn so heiter fort.

Dieser freundliche Mann war der schon damals allgemein bekannte und beliebte Schriftsteller A. G. Eberhard, der Verfasser von „Hsop Lafleur's sämtlichen Werken“, „Ferdinand, der arme Flötenspieler“, „Westhold und seine Freunde“ und mehreren dergleichen ansprechenden Erzählungen. Obgleich klein von Gestalt, besaß er doch ein angenehmes Aeußeres, ein volles, gewinnendes Gesicht mit hellen, frisches geistiges Leben verrathenden Augen. Daß er sich trotz der trüben Zeit, denn es war am 15. October des unheilvollen Jahres 1806, in der angenehmsten Stimmung befand, hatte seinen Grund in einem herrlichen, beglückenden Besuche, den er gestern Abend spät noch erhalten. Sein inniggeliebter Freund Liedge, der Sänger der „Urania“, und die edele Frau Elisa von der Recke, die Verfasserin des Liedes: „Wenn ich vor meinen Schöpfer trete“, hatten ihm auf ihrer Rückreise von Italien diese Freude gemacht.

Und eine recht echte, wahre Freude mußte es ja sein, als er den theuern Freund so recht frisch und

wohlgemuth wieder sah. Wie war er so trübe, so melancholisch, so bleich gewesen, als er ihn zum ersten Male gesehen hatte im Spätsommer 1799 im Gasthose „Zum drei Königen“ in der kleinen Ulrichstraße. Damals hatte er den trübe gestimmten, leidenden Mann zu seinem Freunde, dem Buchhändler Schiff, geführt, der ihn gleich durch schlichte Biederkeit in seinem Benehmen und durch ruhige Verständigkeit in seinem Urtheil für sich eingenommen. Die liebenswürdige, muntere Frau Schiff, eine Tochter des bekannten Professors Eleazar Mauvillon, hatte ihm in ihrer französisch=heiteren, mit echt deutscher Gemüthlichkeit glücklich vereinten Lebendigkeit des Geistes von ihrer Vaterstadt, dem hübschen Braunschweig, erzählt, von dem berühmten Jugendschriftsteller Campe und dessen trefflicher Frau, dann von Ebert, dem gelehrten Sprachforscher, von Leisewitz, dem Verfasser des viel gelesenen Julius von Tarent, von Eschenburg, von Bürger, von ihrem Stiefbruder, dem als Schriftsteller rühmlich bekannten Obristlieutenant Mauvillon, und was dergleichen mehr war. Tiedge war davon sichtbar erwärmt worden, er hatte von des alten Vater Gleim's eigenthümlicher Lebendigkeit, von Gödingk, Klammer Schmidt gesprochen, von den grünen Spiegelbergen bei Halberstadt und von all den Naturschön=

heiten des romantischen Harzes. Manchmal freilich hatten sich ihm dabei leise Seufzer seiner Brust entwunden, denn er mußte dann immer wieder seiner innigsten Freundin gedenken, durch deren Tod er liebeleer und heimatlos geworden, aber seine Heiterkeit hatte doch endlich gesiegt, und bald waren die trüben Erinnerungen weiter und weiter zurückgedrängt worden. Aus einem Tage, den er hatte in Halle verweilen wollen, waren mehrere, ja endlich Wochen geworden.

Sein großes Gedicht, die „Urania“, die seinen Namen unsterblich machen sollte, hatte er damals noch nicht vollendet, nur einzelne Gesänge waren ausgearbeitet gewesen. Die hatte er in diesem traulichen Kreise vorgelesen, und auf das Lebhafteste waren Alle ergriffen worden von der edelen Gedanken- und Bilderfülle dieser Dichtung, die sich an verschiedenen Stellen bis zur edelsten Erhabenheit steigert. Unwillkürlich unterbrachen ihn hie und da die erregten Zuhörer mit begeisterten Ausrufen, baten um Wiederholung mancher Stellen und um Mittheilung immer mehrerer Bruchstücke.

So waren am Theetische, bei frugaler Abendmahlzeit und weit über diese hinaus, nicht selten bis tief in die Nacht hinein, die herrlichsten Stunden ver-

lebt worden, bis doch endlich die Abreise des so innig liebgewonnenen Freundes nicht mehr hatte hinausgeschoben werden können.

Aber immer und immer wieder war er dann nach dem lieben Halle zurückgekehrt auf Tage, auf Wochen, ja auf Monate.

Schiff, Besitzer der Kenger'schen Buchhandlung, hatte die Urania in Verlag genommen; neue, anregende Bekanntschaften mit geistigen Größen hatte er darauf dort gemacht, wie die mit August Lafontaine, dem gefeiertsten Romanschriftsteller seiner Zeit, mit dem Kapellmeister Reichardt, dem genialen, lustigen Componisten so vieler Goethe'scher Lieder, mit Schleiermacher, dem edelen, tief=philosophischen Theologen, mit dem originellen, geistprühenden Norweger, dem Professor für Naturwissenschaft, Henrich Steffens, von dem man sich die curiosesten Geschichten in der Stadt erzählte, kurz, ein Band nach dem anderen hatte ihn fester an Halle gefesselt.

Da war er plötzlich mit seiner Freundin, der Gräfin Elisa von der Recke, vor anderthalb Jahren nach Italien gereist.

Man hatte nun die interessantesten Briefe aus Rom, aus Neapel bekommen und gestern Abend spät,

welche große Freude, waren beide Reisenden wieder glücklich hier angelangt.

Heute früh hatte man einiges Nothwendige ausgepackt und dann hatte man sich erzählt, berichtet und gefragt und hatte kein Ende finden können.

Aber Elisa wünschte, sich nur wenige Tage in der Stadt, der drohenden Kriegsgefahr wegen, aufzuhalten, um dann eiligst mit Tiedge auf ihre Güter nach Lievland weiterzureisen und darum waren beide jetzt schnell noch auf ein Stündchen zu Reichardt nach dem eine halbe Stunde entfernten idyllischen Siebichenstein gefahren.

O, und was gab es da nun nicht erst alles zu hören! Der Componist war mehrere Monate in Paris gewesen, war in St. Cloud dem berühmtesten Manne der Gegenwart, dem damals noch ersten Consul Napoleon Bonaparte, vorgestellt worden und seine lebenswürdige Gemahlin Josephine hatte huldvoll mit ihm gesprochen; er hatte zu den Füßen der bezaubernden Madame Recamier gesessen, Talma hatte ihm die Hand gedrückt und Adlle. Raucourt hatte auf das Anmuthigste mit ihm gescherzt.

Diese Zeit des Besuches hatte Eberhard benutzt, sich eiligst aufzumachen, um die frohe Botschaft in jedes befreundete Haus zu tragen. Er war jetzt an

das Ende der Stadt gekommen und schritt nun schnell durch das alte, verwitterte Kirchthor hinaus in's Freie. Doch gleich bog er links um nach der Saale hinunter, an deren Ufer ein herrlicher, schattenreicher Garten lag. Mitten aus den Bäumen blickte ein stattliches Wohnhaus hervor; an dessen Thür jetzt Eberhard vergebens klinkte.

„Es ist doch erst 5 Uhr“, murmelte er verwundert.

In demselben Augenblicke öffnete ein Mädchen, steckte den Kopf zur Thür hinaus und sagte abweisend: „Der Herr ist heute nicht zu sprechen.“

Doch der Freund kannte die Art des Dichters bereits, sich Besuche fern zu halten, besonders wenn er arbeitete.

„Ach was“, sagte er daher nur lächelnd, „heute ist hoher Feiertag“, und dabei schlüpfte er, ehe es sich die Magd versah, in den Hausflur. Eben wollte er die gegenüberliegende Stubenthür öffnen, als Schluchzen und lautes Weinen aus dem Zimmer hervordrang. „Tödte, o tödte ihn nicht!“ rief es drinnen. Er stand verwundert still, dann öffnete er leise die Thür und trat eben so geräuschlos in das behaglich eingerichtete Zimmer.

Ein sonderbares Bild bot sich ihm dar.

Ein großer, breitschultriger, fast herkulischer Mann

mit edelen Zügen, hoher, geistreicher Stirn und sinnenden, ausdrucksvollen Augen stand vor einem mit Büchern und Papieren bedeckten Schreibtische und hielt ein Manuscript in der Hand, vor ihm aber stand eine Dame mit einem liebreizenden Gesicht, rang die Hände flehentlich und weinte schmerzlich bewegt, indem sie wiederholt bittend ausrief: „O tödte ihn nicht!“

„Aber meine theuere Freundin“, hub endlich Eberhard an.

Bewundert schauten die so tief in sich Versunkenen auf, und die Dame wischte sich schnell die Thränen aus den großen blauen Augen.

„Mein lieber Lafontaine“, fuhr jetzt Eberhard fort, und reichte dem berühmten Familienromanschreiber die Hand, „was bewegt euch so heftig!“

Die beiden Gestörten schienen erst Zeit zu brauchen, sich in die Gegenwart zurückzuversetzen, doch bald veränderten sich ihre Züge zu einem freundlichen Lächeln.

„O mein lieber Eberhard“, begann jetzt Lafontaine, während die Dame ebenfalls leutselig grüßte, „meine Frau ist wieder einmal nicht gut zu regieren. Sie hat mich in eine große Verlegenheit gebracht.“

„Ach was, Geliebter!“ rief der muntere Eberhard,

„ich bin gar oft in Verlegenheit, habe mein Lebtag nichts gehabt, aber — —“

„Nein, nein, bester Eberhard“, fiel jetzt Lafontaine's Gattin lachend ein, solche Verlegenheiten erschwerten das Regiment nicht, Gott sei Dank, ich will's nicht beschreiben“, setzte sie schnell als vorsichtige Hallenferin hinzu.

„Wir sind jetzt wieder mit einem neuen Roman beschäftigt, bei dem wir uns nicht einigen können. Mein grausamer Mann will den Helden sterben lassen und ich — — o nein, er darf nicht sterben!“

Bei diesen Worten umschlang sie ihren Gatten und drückte einen zärtlichen, bittenden Kuß auf seinen Mund.

Run ging es an ein Auseinandersetzen und Erklären. Die drei setzten sich um einen Tisch und vertieften sich in ein eifriges Gespräch über den neuen, fast vollendeten Roman, der vor ihnen lag und den Titel: „die Familienpapiere“ trug. Der Dichter zeichnete begeistert die Charaktere, hie und da warf Eberhard ändernde Bemerkungen hinein und die Gattin Lafontaine's schmückte die einzelnen Figuren lieblich aus.

Man konnte es sich gar nicht vorstellen, wenn

man „die herzige Frau“, wie sie Elisa von der Recke nannte, so da sitzen sah, in dem kleidsamen Fichü, mit ihrem sanften, liebreizenden Gesichte, dem die Begeisterung eben eine fast verklärende Glorie verlieh, daß sie einmal so arg böse auf den Componisten Reichardt hatte sein können, weil er einst in zügellos lustiger Weinlaune allerlei loses Geschwäg über die von ihr so hoch und innig verehrte Königin Luise und den genialen Prinzen Louis Ferdinand im Thiergarten zu Berlin geführt hatte. Freilich hatte die bitterböse Feindschaft nicht lange gedauert, denn als Reichardt sogleich ein Bußlied auf dem Claviere angeschlagen und dann immer herrlicher, immer bezaubernder in das Reich seiner Melodien gegriffen, da war sie leise aufgestanden und hatte ihm in's Ohr gesagt: „Warum kann man Ihnen nur nicht ernstlich zürnen?“ und er hatte sie verwundert angeschaut, als wisse er schon längst nichts mehr von ihrem Zorn.

Eine Stunde nach der andern rann bei diesem lebendigen Gedankenaustausche hin, so daß bereits tiefes Dunkel im Zimmer herrschte, als die Begeisterten aus ihren Phantasieen erwachten.

Gilig griff Eberhard nach seinem Hute und entfernte sich nach kurzem Gruße. Schon lag der Garten einige Schritte hinter ihm, da blieb er betroffen stehen,

schüttelte unwillig mit dem Kopfe und kehrte rasch nach dem eben verlassenen Hause zurück.

„Aber, mein Gott!“ rief er lustig und doch etwas ärgerlich zugleich, „hatte ich denn alle meine Gedanken und meine Freude vor der Gartenthür aufgehangen, ehe ich in diese Mördergrube gestiegen. Tiedge und Elisa sind wieder da!“ rief er den verwundert aufblickenden Lafontaines entgegen. „Ich wollte euch ja die freudige Nachricht bringen und euch zugleich zu morgen Mittag zu Tisch zu Schiffs bitten. Alle die alten Hallenser Freunde, Reichardt, Niemeyer, Schleiermacher, Steffens, Karl von Raumer, Gruber, Fulda und Andere sind geladen, damit Alles einmal so recht von Herzen fröhlich sei.“

„O wie herrlich, o wie wunderherrlich!“ rief Frau Lafontaine, und das Gesicht ward von Freude ganz überstrahlt, „wie habe ich mich doch die ganze letzte Zeit über mit dem Wunsche beschäftigt, diese beiden herzlieben Leute wiederzusehen.“

„Das ist in der That eine Freudensbotschaft“, setzte Lafontaine warm hinzu, „das wird ein anregendes, interessantes Wiedersehen sein!“

„Doch nun muß ich eilen“, rief Eberhard fast ängstlich, „sie werden wohl schon längst von Reichardt zurück sein und sich wundern, wo ich so lange bleibe.“

Also auf morgen Mittag, aber kommen Sie nicht so spät, guten Abend, guten Abend!“ Dabei sprang der kleine, bewegliche Mann schon zum Hause hinaus.

„Bestimmt, bestimmt!“ rief ihm noch Lafontaine nach.

Leider sollte durch ganz unerwartete Verhältnisse das freudig begrüßte Mittagessen nicht abgehalten werden.

Im Garten traf Eberhard noch den Sprachlehrer Renoualt, einen Franzosen, der eben dem Lafontaine'schen Hause zuschritt. Es war ihm ein unangenehmer Mensch, er begrüßte ihn daher nur unfreundlich und erhielt deswegen vom Sprachlehrer einen höhniſchen Blick.

In der letzten Zeit hatte er sogar fast auf feindlichem Fuße mit ihm gestanden. Dieser Mensch hatte offen behauptet, Napoleon werde, ebenso wie er Oesterreich geschlagen, so auch Preußen besiegen. Die große Nation mit ihrem unüberwindlichen Kaiser werde dann ganz Europa beherrschen und dann werde Alles auf immer französisch werden. Er freue sich schon auf diese glänzende Zeit, und dabei hatte er auf Bonaparte's Gesundheit getrunken. Jetzt, wo die großen preußischen Heeresmassen nach Thüringen gezogen, jetzt, wo man allgemein hoffte, die Truppen aus

Friedrich's des Großen Schule würden ein zweites Noßbach zeigen, jetzt trug dieser armselige Sprachmeister die Nase um so höher, warf überall listige Blicke herum und machte sich alle Welt zum Feinde.

Mit einem freundlichen „bon soir, bon soir“ trat Monsieur Renoualt in's Zimmer.

„Ich wollte mir nur erlauben“, fuhr er nach erhaltenem Gegengruße fort, „Ihnen die angenehme Nachricht zu bringen, daß die Frau Gräfin Elisa von der Recke und Herr Tiedge wieder aus Italien zurückgekehrt sind; ich hatte das Vergnügen, die hohen Herrschaften bei Herrn Reichardt zu sehen.“

„Eberhard hat uns eben gleichfalls diese Nachricht gebracht“, versetzte Lafontaine, „ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit.“

„Ah so, ah so“, versetzte der Franzose. „Die Frau Gräfin ist eine charmante Dame. Ein Französisch spricht sie!“ und dabei schmalzte er so süß mit der Zunge. „Auch von Ihnen haben die Herrschaften gesprochen. Herr Reichardt zeigte der Frau Gräfin von der Höhe seines Gartens Ihr Haus, das so traumlich im Grünen liegt.“

„Ja, es nimmt sich recht anmuthig von dieser Höhe aus“, entgegnete Lafontaine.

„Auch einen liebenswürdigen Scherz machte er,

worüber Alle recht herzlich lachten“, berichtete der schwaghafte Sprachlehrer weiter, und das klang fast wie Hohn. „Er erzählte von Ihnen, Madame, daß Ihnen origineller Weise von seinem Freunde, dem Herrn von Goethe, nur der Pops bekannt sei“, und ein unverholenes spöttisches Lächeln überzog das Gesicht des Erzählers.

„Was, das hat er erzählt!“ rief jetzt Frau Lafontaine erschrocken, „das hat er der Elisa erzählt?“

„Nun, warum nicht, Madame, es war sehr heiter“, entgegnete der Franzose giftig. Es war ihm eine Freude, einmal da zu stehen, wo ihn so oft die treue Vaterlandsliebe und der Unwille über das Eindringen Napoleons verletzt hatte.

„Nein, das ist aber wirklich unerhört rücksichtslos“, versetzte Frau Lafontaine aufgebracht. Sie war hier an ihrer empfindlichsten Stelle berührt worden.

„Na, Fiebschen, Gott, es ist ja aber am Ende doch wahr, du hast ja weiter nichts von ihm gesehen“, nahm der Gemahl beschwichtigend das Wort.

„So“, fiel ihm aber die erregte Frau ein, „ist das recht, verträgt sich das mit der Freundschaft, die wir für Reichardt so reichlich und redlich hegen, daß er sich hinstellt auf seinen Berg und uns, mich in so geringschätzender Weise lächerlich macht!“

Der Franzose war befriedigt, er hatte einen Stich abgegeben und empfahl sich bei dem nun herannahenden Ungewitter schleunigst.

„Schämen muß man sich nun ordentlich, wenn man mit den Leuten zusammenkommt. O Gott, was muß Elisa von mir gedacht haben und noch denken, als wenn ich wie ein neugieriges Ding einen ellenlangen Hals nach Goethe gemacht hätte und dann doch nichts zu sehen bekommen hätte, als seinen Zopf; als ob ich ein ganz ungebildetes Frauenzimmer wäre, die nichts von Goethe verstände und gelesen hätte, die ihn nur vom Hörensagen kannte und nur den albernen Enthusiasmus mitmache, der jetzt Mode ist!“ rief sie schluchzend und warf sich auf das Sopha.

„Du hast dich recht kindisch, Fieſchen“, versetzte darauf Lafontaine, „es thut mir leid, anders kann ich dein Betragen nicht bezeichnen. Ich kann es nicht einmal begreifen. Wie kann dich so eine Lapalie so außer dich bringen. Wie kannst du deine Selbstbeherrschung, die größte Tapferkeit, die der Mensch entfalten kann, einer solchen unbedeutenden Sache wegen preisgeben!“

„Und dir ist es auch gleichgiltig“, erwiderte die Weinende, „was man von deiner Frau spricht, dich kümmert's auch nicht? Nun ja, man muß ja auch

verbauern. Jeder, wer sich jetzt bilden will, der reist nach Italien, unsereiner muß daheim sitzen und hat noch nicht einmal über die Grenze geschaut! O, ich armes, unglückliches Weib, meine ganze Reputation ist verloren, als ein armes, beschränktes Frauenzimmer sieht man mich über die Achseln an und macht sich über mich lustig. O Gott, wer hätte das gedacht!“

Bis auf's Aeußerste aufgeregt, warf sie sich in eine Ecke des Sophas und weinte laut.

Lafontaine, ein seelenguter Ehemann, führte dennoch ein ziemlich strenges Regiment. Er war jedoch hier im Zweifel, was er thun sollte. Seine Frau war stets eine liebe, verständige Gattin gewesen, die sich so wohl in ihrem häuslichen Kreise gefühlt und die ihm mit so manchem trefflichen Rathe zur Seite gestanden, daß er über ihr jetziges Benehmen immer und immer wieder verwundert den Kopf schüttelte.

Mit der Zopfgeschichte hatte es freilich seine Wichtigkeit.

Eines Tages war der Kapellmeister Reichardt mit einem Fremden in den Garten getreten, den er ihm mit einigen Worten, von denen Lafontaine nur: ein Kaufmann aus Hamburg verstand, vorstellte. Der Fremde, ein herrlicher, großer Mann mit geistvollen Augen, zeigte einen eigenen Anstand, ein fast königlich

würdevolles Benehmen. Er schritt die schöne Baumallee entlang, blieb am Ende des Ganges stehen, betrachtete lange die Aussicht und äußerte dann, eine so imposante Masse von großartigen Gebäuden (er blickte auf die Moritzburg, den Dom und die sogenannte Residenz, etwas weiter entfernt auf die Moritzkirche), wie sich hier auf einen Blick darstelle, nie, selbst in Italien nicht, gesehen zu haben. Das Gespräch lenkte sich davon auf Kunst und Alterthum, und Lafontaine hörte mit Erstaunen, wie kenntniß- und geistreich dieser Kaufmann sprach, an welchem sein Interesse von Minute zu Minute wuchs. Es war ganz gegen seine Sitte, Jemanden um seinen Namen zu fragen, diesmal aber sagte er beim Abschiede: „Mein Herr, Sie haben mir ein so großes Interesse eingeflößt, daß ich nicht unterlassen kann, Sie um Ihren Namen zu bitten.“ — „Mein Name ist Goethe!“ — Auf's Höchste verwundert hatte er unwillig Reichardt Vorwürfe gemacht, daß dieser ihm den Namen verschwiegen, dann hatte er sich jedoch an Goethe gewandt und gesagt, daß es ihm im Grunde doch lieb sei, denn hätte er den Namen gewußt, so hätte er gleich nichts anderes erwartet, als was er gehört hätte. Darauf war er schnell zu seiner Frau geeilt: „Geschwind, geschwind, Fieckchen, Goethe!“ die gute Frau, die eben

bei den Klößen in der Küche gewesen war, hatte aber weiter nichts von ihm gesehen als — seinen Zopf.

Mit diesem heiteren Vorfall war sie denn vielfach geneckt worden, so daß es sie nach und nach unangenehm berührte. Jetzt, bei dem schon seit einiger Zeit in Aussicht gestellten Besuche Elisa's hatte sie sich ungemein auf die Unterhaltung der geistreichen Frau gefreut.

Es war bekannt, daß die Gattin Lafontaine's auch einen Antheil an den Schöpfungen des Dichters habe und darum hatte sie ihre verzeihliche weibliche Eitelkeit hoffen lassen, die gefeierte Frau werde ihr, dessen eingedenk, entgegenkommen. Sie hatte es sich herrlich ausgemalt, mit der feingebildeten Dame über Kunst und Wissenschaft zu sprechen; o, die hätte es nicht unangenehm vermerken sollen, daß man wenig in die Welt komme, man schritte doch stets mit der Bildung fort und bliebe nicht hinter denen zurück, die Paris und Italien besucht haben. Und dies Alles schien ihr vernichtet, als sie erfuhr, wie fahrlässig Reichardt mit ihrem Glücke umgegangen war, so leicht hin, wie er das ganze Leben nahm.

Draußen in der Küche neben der mürrischen alten Köchin, der Niece, saß ungeduldig der Diener

Lafontaine's, ein junger, frischer Bursche von 24 bis 25 Jahren und rückte auf seinem Schemel hin und her.

Die Herrschaft ging sonst früh zu Bett, um stets früh aufzustehen, heute schien sie diese ihm, wenigstens Abends, so zusagende Gewohnheit ganz vergessen zu haben. Er hatte den ganzen Jammer mit angehört und athmete nun schwer auf, denn es war ihm eine in Aussicht gestellte Feindschaft mit dem Reichardt'schen Hause keineswegs angenehm, doch weniger des Bösen willen.

Endlich senkte sich der süße Schlaf, „der die Knoten der strengen Gedanken löst“, auf die erregte Frau, auf den rathlosen Ehemann, die Gartenthür knarrte leise und Wilhelm schritt im Vollbewußtsein seiner sicheren Freiheit über die Straße, dann rechts einen schmalen Feldweg entlang und gelangte nach ungefähr zehn Minuten auf einer Höhe an, wo ihm eine Stacketthür den Weg abzuschneiden schien. Doch nein, kaum hatte man von da aus das Knistern des Sandes von dem Kommenden hören können, so öffnete sich die Thür und ein schmuckes, junges Mädchen schaute hervor.

„Wenn du ein ander mal wieder so spät kommst“, rief sie munter und doch als ob sie böse wäre, „dann

kannst du dir den Mond beschauen, dann warte ich nicht!“

Ohne eine Antwort sprang aber Wilhelm hinzu und drückte einen derben Kuß auf die rothen Lippen. „Das thätest du schon lange nicht“, sagte er schmunzelnd.

„Na, na“, lachte das hübsche Mädchen, „bilde dir nicht so viel ein.“ Dabei legte sie den Arm auf seine Schulter, „aber wo bleibst du denn nur!“

„Ach, das ist eine lange, schlimme Geschichte“, nahm sogleich der Bursche das Wort und erzählte nun das Vorgefallene. Ihm war es natürlich von draußen noch weit unheilvoller erschienen. Ganz entsetzlich unglücklich sei „seine Frau“, sie habe geheult und geschrien wie nimmer. Und sein Herr sei außerordentlich aufgebracht. Nach dem Mittagstische mit Herrn Tiedge und der Frau Gräfin kämen sie nun schon lange nicht, und ob sie wieder mit Reichardt's gut würden, das sei noch sehr die Frage, er glaube das ganz und gar nicht. Sie arme Dienstboten kämen natürlich jedesmal am schlechtesten dabei weg, wie immer, denn nun könne er schon erstens morgen Nachmittag nicht zu ihr kommen, wie er es sich so hübsch gedacht, und wenn er nun endlich seinem Herrn sagen wollte, er möchte das München von

Reichardt's Heirathen, dann werde es wohl heißen: Was, mit Reichardt's Stubenmädchen! Mit den Leuten will ich nichts zu thun haben, das darfst du nicht. Heirathe die Niece (und dabei überließ es das Minchen eiskalt) würde er dann wohl sagen, das ist eine verständige Person, die ihre Jahre hat.

Das war denn eine Schreckensbotschaft! Das Minchen zog sich die Schürze in's Gesicht und fing bitterlich an zu weinen. Ja, ja, vor der Niece, der alten Hexe, die sogar einmal „flatterhaftes Ding“ zu ihr gesagt hatte, vor der war ihr am meisten bange. Erst hatte sie ihre heillose Noth gehabt, daß der Wilhelm nicht mit in den Krieg zog, und nun sah sie es noch kommen, daß sie ihn der Niece erhalten hatte, dem alten Drachen, dem.

Der Wilhelm fing die schwere Kunst des Tröstens an, und es freut uns, berichten zu können, daß es ihm auch bald gelang, Friede in das zitternde Herz zu gießen, die Thränen trockneten und von Neuem ward der wichtige Gegenstand von A bis Z durchgesprochen. Doch es ließ sich eben nichts vermuthen, nichts berechnen.

„Ja, so sind die Weiber“, sagte Wilhelm schließlich trocken.

„Na, du Alter, sei nur nicht gar zu altflug“, rief lachend das Minchen.

„Und das Alles um den lumpigen Zopf des Herrn von Goethe, der hätte bleiben können, wo der Pfeffer wächst“, fuhr Wilhelm fast ärgerlich fort.

„Ach und ich kann doch den Herrn Geheimrath so gut leiden“, nahm Minchen wieder das Wort und schaute fast schwärmerisch in den Abendhimmel. „Wenn der einem mit seinen großen, herrlichen Augen anschaut, da wird's einem ganz wunderbar zu Muth. Einher geht er wie ein König und dabei kann er doch so freundlich sein, daß einem — — —“

„Nun, dann kannst du ja den heirathen, der ist auch noch ledig!“ fiel jetzt Wilhelm mißmuthig ein.

„Alter Brummbar“, schalt das muntere Mädchen, „geh', scheer' dich nach Haus, leg' dich in's Bett und träume was Hübsches“, dabei umschlang sie ihn, drückte einen herzhaften Kuß auf seine Lippen und war im nächsten Augenblicke im Dunkel verschwunden.

„Dann darf ich doch auch nur von dir träumen, von einer Anderen, das leidest du doch auch nicht!“ rief er ihr noch nach.

Am andern Morgen war denn natürlich das Nothwendigste, daß das Minchen so früh wie möglich,

so beiläufig, anbrachte, was in dem Lafontaine'schen Hause vorgefallen sei. Der Wilhelm sei zufällig heute Morgen durch's Dorf gekommen, der habe es ihr über den Zaun erzählt. In der späten, schaurigen Abendszeit, in der ihr dieß Beflagenswerthe mit dem schrecklichen Blick in die Zukunft berichtet worden, war ihr natürlich alles auch bei Weitem ungeheuerlicher vorgekommen. Ihre Erzählung trug denn auch diese Farbe noch immer, und so kam es, daß sehr bald die ganze Damentwelt des Reichardt'schen Hauses von dieser Schreckensnachricht erfüllt war.

„Ja, ja, der Vater ist auch gar zu unvorsichtig; na das wird wieder eine schöne Geschichte werden!“ klagte die Gattin. Der bildschönen Friederike standen die hellen Thränen in den Augen, war doch Karl von Raumer einer der innigsten Freunde des Lafontaine'schen Hauses. *)

Der Herr Kapellmeister war während dieser Zeit aufregender Enthüllungen oben auf die Höhe seines Berges gestiegen, von der man eine wundervolle Aussicht genoß, sowohl auf die Stadt mit ihren Thürmen und dampfenden Salzwerken, als auch in ein herr-

*) Friederike Reichardt ward später die Gattin des berühmten Mineralogen.

liches, romantisches Saalthal, das weit im Hintergrunde der hochragende Petersberg mit seiner tausendjährigen Ruine abschließt. Doch das war es nicht, was ihn hinaufgelockt. Er hatte Schüsse gehört, und es hatte ihm fast geschienen, als könnten diese nicht nur von Jägern herrühren. Er sah auch drüben über der Stadt, in der Gegend von Passendorf weiße Rauchwolken aufsteigen, aber es kam ihm doch als etwas Unbedeutendes vor und so stieg er wieder hinab nach dem Wohnhause, wo ihm sehr bald die unangenehme Geschichte, die aus dem Zopfe des Herrn von Goethe erwachsen, den Kopf warm machte.

Es that ihm herzlich leid, mit der ihm lieben und werthen Familie in Feindschaft verfallen zu sein. Er machte sich daher nach einiger Ueberlegung auf, die Sache den Zürnenden mündlich so unschuldig wie möglich, wie sie ja auch war, darzustellen und schließlich um Verzeihung zu bitten. Schon Tiedge's und Elisa's wegen glaubte er dieses thun zu müssen, die nicht um den fröhlichen Mittag im Kreise aller ihrer Hallischen Freunde kommen sollten.

Währenddessen hatte der Donner der französischen Kanonen bei Jena und Auerstädt am 14. October den preußischen Staat bis in seine innersten

Zugen erschüttert. Geschlagen und auseinanderge-
sprengt war das preußische Heer und siegreich dran-
gen die französischen Truppen in die preußischen
Lande.

Mit kindlicher Naivetät hatten die guten Hallen-
fer sich den festen Glauben erhalten, die preußischen
Waffen werden, befeelt von dem Geiste Friedrich's
des Großen, den kühnen Eroberer nicht nur zurück-
schlagen, sondern wahrscheinlich gänzlich vernichten;
so hatten ihnen auch sämtliche Officiere gesagt, die
hier durchgezogen waren. Man hatte am 14. fernen
Donner gehört, der sich immer weiter und weiter ver-
lor, man hatte ihn sich gedeutet, die Preußen seien in
der Verfolgung der Franzosen begriffen.

Auch die anderen zur Schiff'schen Mittagstafel
geladenen Freunde waren dieser Ansicht gewesen.

Steffens hatte im Frühlinge mit Schleier-
macher und dessen Schwester, die später Ernst Mo-
riß Arndt heirathete, einen Besuch in dem bewegten
und aufgeregten Berlin gemacht, wo die Gährung
stürmisch auf und nieder wogte. Ein Jeder hatte
dort für einen entschlossenen Widerstand gegen die
Franzosen gesprochen und dann günstigen Erfolg er-
wartet.

Steffens hatte dort den genialen Alexan-

der von Humboldt getroffen, der aus Südamerika zurückgekehrt war und jetzt mit dem Feinschmecker Johannes Müller, dem berühmten Verfasser der Schweizergeschichte, in einem Garten in der Friedrichstraße wohnte, dann hatte man Bartholdy gesehen, der eben aus Griechenland zurückgekehrt war und von der furchtbaren Lage des Landes berichtete, man hatte mit Friedrich Schlegel Gedanken getauscht, der den großes Aufsehen erregenden Roman „Lucinde“ verfaßt, über den Schleiermacher entzückte Briefe geschrieben; man hatte den aus Jena vertriebenen Fichte gehört, der gerade um diese Zeit einer der berühmtesten Männer Deutschlands war und der mit Flammenworten für die deutsche Sache sprach. Und während man sich einestheils tiefer und immer tiefer in die Wissenschaften verflochten, hatte man sich anderentheils in den geistreichen, feingebildeten Circeln der durch ihre imponirende Schönheit und lebenswürdige Persönlichkeit ausgezeichneten und doch so unglücklichen Freundin Schleiermacher's, der Frau Hofrätthin Herz, und der edelen, zarten Rachel Levin, wo das geistige Leben Berlins am reichsten und lebendigsten pulsrte, für die Sache des Vaterlandes auf eine fast schwindlige Höhe gehoben. Es war dieser National-Enthusiasmus am Theetische

dieser denkwürdigen Damen „die Morgenröthe einer mächtigen Gesinnung“.

Durch und durch erfüllt von diesen Gefühlen, waren die beiden Freunde nach Halle zurückgekehrt und hatten da durch ihre Schilderungen nicht wenig auf die allgemeine Stimmung gewirkt.

Gestern, am 15. October nun, verbreitete sich in der Stadt das freudenreiche Gerücht, die Franzosen seien geschlagen, und um den großen Jubel voll zu machen, war ein französischer Gefangener durch Halle geführt worden, der erste Feind, den die Stadt zu sehen bekam.

Tiedge und Elisa waren mit dieser frohen Nachricht bei ihrer Rückkehr von Reichardt empfangen worden. Eine Purpurröthe der Freude hatte über das wundervoll schöne, edle Antlitz Elisa's strahlend sich ergossen. Schon jetzt hätte man es ihr ansehen können, daß sie zwei Jahre später mitten im glänzenden Hofballe zu Weimar den Muth haben würde, zu dem stolzen, übermüthigen korsischen Eroberer, dem sie durch ihre herrliche Schönheit aufgefallen, trotz Jena und Tilsit, das brave Wort zu sprechen: „Ja, Sire, ich bin Preusin von Herz und Seele!“ ein Wort, das Tausenden von Männern ihrer Zeit hätte das Schamroth in's Gesicht treiben müssen.

Als nun die Schüsse am Morgen des 16. Octobers die Hallenser erschreckten, kam man noch immer nicht außer Fassung. Man hielt die Franzosen für ein versprengtes Corps, das nun rettungslos verloren sei.

Eben trat Steffens, der in dem Eckhause am Paradeplatze, dem Bibliotheksgebäude gegenüber wohnte, von seinem Schreibtisch an's Fenster und sah über die Moritzburg nach Passendorf hin, woher die Schüsse kamen, als er eine unruhige Bewegung wahrte, die ihn überzeugte, daß dort ein Plänkern stattfinde. In demselben Augenblicke trat Schleiermacher, begleitet von seiner Schwester und dem Feldprediger G a ß, dem späteren Breslauer Professor, bei ihm ein, um von hier aus Zeuge eines kriegerischen Schauspiels zu sein. Um jedoch das Ganze noch deutlicher zu übersehen, gingen sie nach dem Freimaurergarten hinüber und schauten von einer, auf einem nach der Saale schroff abfallenden Felsen angelegten Mauer über die ganze Ebene; mehrere Professoren und Beamte standen schon da. Man bedauerte fast die armen Franzosen, die im Rücken der siegreichen preussischen Armee nun von den tapferen Reserven wohl zusammengeschoßen werden würden. Doch sehr bald ward die Täuschung vernichtet, die Feinde drängten in immer größeren

Massen heran, die Preußen begannen ängstlich zu fliehen, eilig stoben die Zuschauer auseinander.

Schleiermacher und Steffens sprangen in die Wohnung des Letzteren; man kam sofort überein, daß es besser sein werde, in das Innere der Stadt, in Schleiermacher's Wohnung in der Märkerstraße zu flüchten. Steffens warf sich den Kindermantel um, nahm sein Kind in den Arm und schnell ging es die lange Ulrichstraße hinab, dem Markte zu. Nur mit Lebensgefahr gelangten sie über den Markt, über den im wildesten Durcheinander die Preußen mit Kanonen und Munitionswagen flüchteten. Kaum waren die beiden Freunde in die Märkerstraße eingebogen, so strich auch schon eine allgemeine Gewehrsalve der nachdrängenden Franzosen über den Platz. Gleich darauf stürmte die Bernadotte'sche Avantgarde auf den Platz, den Fliehenden nach. Doch man war nun im Schleiermacher'schen Hause, aber zitternd an allen Gliedern.

Die Ruhe dauerte auch nicht lange, die Preußen hatten die Stadt geräumt und die Franzosen begannen zu plündern. Sie brachen auch in das Zimmer Schleiermacher's, den Männern wurden die Uhren entrisen und Wäsche und Geld mitgenommen.

Bei all dem Unglück aber blieb doch der Humor

nicht aus. Nachdem die Blünderung überstanden war, besann man sich, daß hinten in einem abgelegenen Stübchen der alte taube Professor Hoffbauer wohnte; Steffens sah nach und richtig, da saß der alte Gelehrte ruhig über seinem Plutarch und hatte von all dem Vergangenen nichts gemerkt. Er entsetzte sich, als ihm die Nachricht von der Niederlage Preußens aufgeschrieben ward. Steffens erklärte ihm dann ferner auch, daß sein guter, sehr geschonter Weinkeller sicherlich heute oder morgen Beute der Sieger werden würde, er möge darum lieber selber gleich eine Anzahl Flaschen zum besten geben, und ob nun der Alte gleich nicht recht wollte, so ward er doch dazu bewogen; die ganze Gesellschaft vertrank den Schreck, erging sich sogar noch in allerlei Späßen über Steffens im Kindermantel und schlief, da sie nicht wagte zu Bett zu gehen, auf den Stühlen ein.

Im Lafontaine'schen Hause war der Sturm unheilvoller abgelaufen.

Nach den mehrfachen ersten Schüssen war Lafontaine, gleichfalls in der Meinung, ein interessantes, gefahrloses Gefecht eines versprengten Häufleins von Franzosen ansehen zu können, durch die Stadt nach dem Claustrhor geschritten, wo er den Buchhändler

Dreißig getroffen, einen lebendigen Mann, der ihn bis an die lange Brücke zog. Dort kamen ihnen aber bereits die fliehenden Preußen entgegen und eine Flintenkugel ward Dreißig durch die Hand geschossen. Eilig stürzten die Männer die Clausstraße in die Höhe, Lafontaine verband die stark blutende Wunde unter einer Hausthür, aber Dreißig begann ohnmächtig zu werden, und nur mit der größten Mühe konnte er mitten im Getümmel auf den Markt in seine Wohnung im Gasthose zum Ringe getragen werden.

Während dessen waren die Feinde auch in das Lafontaine'sche Haus gedrungen. Die arme Frau hatte in ihrer Todesangst die Thür verschlossen, mit gewichtigen Schlägen von Gewehrkolben ward sie zertrümmert und mit wildem Geschrei stürzten die trunkenen Sieger in das Wohnzimmer. Bebennd stand die verlassene Frau vor dem Schreibtische ihres Mannes und hielt die in graues Papier geschlagene letzte halbjährige Arbeit: „Die Familienpapiere“ in der Hand, dasjenige, an dessen Erhaltung ihr jetzt am meisten lag. Aber schon hatten die Soldaten das ängstliche Berbergen bemerkt. Sie sprangen auf die zitternde Frau zu und rissen das Heft aus ihren Händen. Doch sogleich warfen sie es lachend durch die bereits eingeschlagenen Fenster, „des paperasses“ riefen sie.

Stürmisch verlangten sie Geld und Kostbarkeiten, aber die arme Frau vermochte keinen Fuß zu rühren.

„Dann schießt sie nieder!“ brüllten einige und ein härtiger Kerl hob das Pistol und zielte.

In demselben Augenblicke sprang ein Mann in's Zimmer.

„Halt! sind das Barbaren“, rief er im fließendsten Französisch, „oder Soldaten der großen Nation!“ Hastig schleuderte er das Pistol beiseite, krachend schlug die Kugel in ein Bild an der Wand, in „Paul und Virginie.“

Die Franzosen stuzten. Die französische Ehre, eine ganz absonderliche Herrscherin, ward in ihnen rege, sie wurden verlegen.

„Geben Sie jedem Manne einen Thaler, Madame Lafontaine“, sagte Reichardt laut französisch weiter, denn er war es, der hinzugesprungen, „dann werden die Leute Sie in Ruhe lassen!“

Sofort ward das Geld vertheilt und die Soldaten zogen höflich grüßend ab.

„Aber mein Gott!“ rief jetzt Frau Lafontaine, indem ihr die Thränen aus den Augen quollen, und warf sich in die Arme ihres Lebensretters, „wie konnten sie — —“ aber die Stimme ward durch Schluchzen erstickt.

„Durch den Kopf des Herrn von Goethe!“ rief der Kapellmeister in liebenswürdigster Weise. „Ich komme, feinetwegen um Verzeihung zu bitten. Werden Sie mir nicht mehr zürnen?“

„Hurrah!“ rief jetzt Lafontaine, der eben athemlos in die Thür trat, „ich will nicht eifersüchtig sein!“

Die Angst um sein Daheim auf eine so herrliche Weise zu nichte gemacht zu sehen, erfüllte ihn mit der größten Freude. Er trat hinzu, ergriff die Hände beider und sagte gerührt: „Laßt uns in der trüben Zeit um so enger zusammenhalten und Freud und Leid treu mit einander theilen!“

Reichardt drückte den beiden herrlichen Leuten innig die Hände. „Hier ist auch noch ein Manuscript“, sagte er dann schnell, „das zum Fenster herausgeflogen kam, ein Soldat wollte es eben in übermüthiger Laune auf sein Bajonnet speißen.“ Dann warf er seiner Freundin noch einen recht treuherzigen Blick zu und war in der nächsten Minute verschwunden.

„Jetzt ist ihm der Gedanke an das Wohl seiner eigenen Familie durch den Kopf geschossen“, sagte Lafontaine, dem Davoneilenden lächelnd nachblickend. Nun erfuhr der erstaunte Gatte auch sogleich, welch' großes Verdienst sich Reichardt um das Leben seiner Frau erworben.

Bei Schiff's hatte man sich den ganzen Vormittag zur Tafel gerüstet; als aber Alles bereitet war, hatten sich denn statt der geladenen, nur ungeladene Gäste eingestellt. Das Haus jedoch blieb vor Plünderung geschützt, besonders weil der General Frère in dasselbe einquartiert werden sollte.

Die Nacht darauf blieb ziemlich ruhig. Die „Schwefelbande“, wie das Volk bald die Bernadotte'sche Avantgarde nannte, mußte das fliehende preussische Corps verfolgen und verschwand bald aus der ganzen Gegend. Bernadotte's geordnete Truppen, in denen eine rühmliche Zucht herrschte, besetzten die Stadt. Ein öffentlicher Anschlag, der schon am 19. October erschien und den etwas pomphaften Anfang hatte: *Mr. le Maréchal de Bernadotte, Prince de Pontecorvo, vient de faire connaitre etc.*, beruhigte die Einwohner einigermaßen und sagte ihnen, daß es eben Krieg sei, in den sie sich zu schicken hätten.

Tiedge und Elisa konnten in dieser unsichern Zeit auf keinen Fall die Stadt verlassen. Man saß daher schon nach wenigen Tagen an einem herrlichen Herbstabende zwar nicht bei einem kostspieligen Diner bei Schiff's, sondern bei Lafontaine's, nur um eine einfache, bescheidene, von Eberhard gebraute Bowle, auf deren Zubereitungskunst sich dieser fast eben so

viel einbildete, wie später auf sein „Hannchen und die Küchlein.“

Die allerbitterste Zeit, wo jeder Frohsinn zu nichte ward, wo Schleiermacher zu Steffens in eine gemeinschaftliche Stube zog, in deren einer Ecke das Studium über die philosophische Naturwissenschaft gemacht und in deren anderen das geniale Werk über die Echtheit des ersten Briefes Pauli an den Timotheus ausgearbeitet wurde, wo man aus Dürftigkeit das Silberzeug verkaufte: diese war noch nicht gekommen. Man hoffte noch immer auf baldige Rettung des Vaterlandes.

Man hatte den Tisch hinten in den Garten gesetzt, und der erste würzige, aus vollem Herzen kommende Trinkspruch, den Lafontaine ausbrachte, galt dem Lebensretter seiner geliebten Frau und seiner neuesten Dichtung.

„Und das Alles“, entgegnete Reichardt, mit einem schalkhaften Lächeln zu seiner Freundin hinüberblickend, „war mir doch nur möglich durch den Bopf des Herrn von Goethe!“

„Es lebe der Bopf des Herrn von Goethe!“ rief Steffens in heiterster Laune und fröhlich klangen die Gläser aneinander.

Und seitabwärts im Grün da klangen auch noch zwei Gläser.

Wilhelm hatte mit großer Freude das Ende der bedrohlichen Feindschaft begrüßt, er hatte sich im günstigen Augenblicke ein Herz gefaßt und dem Herrn Canonicus frank und frei gesagt wie es mit ihm und Reichardt's Minchen stände. Er habe ja in seinen Büchern so viele Liebesleute glücklich gemacht, nun solle er auch hier nichts dagegen haben; in Kriegszeiten wäre es überhaupt auch gut, wenn ein so schmuckes Frauenzimmer unter der Haube wäre. Da hatte denn Lafontaine lächelnd ja gesagt.

„Hurrah, Minchen“, rief darum jetzt der glückliche Wilhelm, „stoß auch tüchtig mit mir an auf den Toast des Herrn Professor Steffens, sind wir doch auch glücklich geworden durch den Zopf des Herrn von Goethe!“

Verwehte Spuren.

Verwehte Spuren.

Neue Novellen

von

Ludwig Salomon.

Halle,

Verlag von G. Emil Barthel.

1873.

Inhalt.

	Seite.
Das Menschen von Plön	1
Nausikaa	91
Die Ritter von Schloß Langeweise	129
Die Geschichte einer Geige	153



Das Kennchen von Plön.

Das Aennchen von Plön.

1.

Aus den Fenstern eines stattlichen Hauses in der alten Stadt Halle an der Saale fielen an einem Herbsttage des Jahres 1716 helle Lichtwogen auf die bereits völlig stille Große Ulrichsstraße. Es galt aber auch, ein freundliches Fest zu feiern, nämlich den Tag, an welchem vor fünfundzwanzig Jahren der würdige Herr Stiftsamtman Brandis seine Geliebte heimgeführt. Alle Verwandten und Freunde der Familie, und es waren deren nicht wenige, hatten sich zur fröhlichen Feier eingefunden, und so war es gekommen, daß in dem sonst ziemlich stillen, würdigen Hause heute noch solch lustiges Leben in die Nacht hinausklang.

Es war das aber auch für diesen Festtag gar nicht anders zu erwarten gewesen. Der Herr Stiftsamtman war eine wohlangesehene Person; er hatte dazumalen in den neunziger Jahren viel mit zur Gründung der jetzt segensreich emporblühenden Universität beigetragen, er nannte sich mit dem hochgeachteten, weltbekannten Herrn Christian Thomasius

„Du“, ja der berühmte Professor Christian Wolff hatte sogar sein jüngstes, zartes Töchterlein, die Marie, zur Gattin erwählt. Es ging daher seit Jahren die gelehrte Welt in seinem Hause aus und ein. Auch heute sah man einen reichen Kranz von Männern, die, des Dogma's, des Zus' und der Therapie vergessend, behaglich im sogenannten Gelehrtenstübchen beim Glase 84er saßen, während das junge Volk im anstoßenden Saale sich lustig im Tanze schwang.

Nur der große, bereits alternde Rechtsgelehrte Thomasius hatte sich aus dem lustigen Kreise etwas zurück, in das Düstter gesetzt. Er fühlte, daß er alt geworden, er betheiligte sich darum auch nicht an den lebhaften Gesprächen, die die anderen Männer führten. Ein ruhmreiches, arbeitsvolles Leben lag ja auch hinter ihm. Die tiefen Falten seiner von der mächtigen Staatsperrücke umrahmten Stirn zeigten das mühevollen Ringen nach freier Bewegung in der Wissenschaft, in der Kirche, wie im Staate; sie wiesen deutlich die schweren Kämpfe gegen das riesengroße Ungeheuer des menschlichen Wahns: gegen die Hexenprozesse. Jetzt legte sich der Vorbeer des Sieges um seine Schläfe, er durfte darum die Fragen der Gegenwart getrost den frischen jungen Kräften überlassen.

Sein geistvolles Auge ruhte vertrauensvoll auf den jüngeren Kollegen, in deren Händen der künftige Glanz der Universität lag, denn noch schlummerte der Keim jenes mächtigen, erbitterten Kampfes,

der bald zwischen Theologie und Philosophie losbrechen sollte. Aber bereits war August Hermann Francke, das Haupt der theologischen Fakultät, aus jenem kritischen Mißtrauen, mit welchem er das Weltleben von seinem Waisenhause aus betrachtete, bei dem heutigen Feste nicht erschienen, schon wucherte in den frommen Kreisen jenes „leise Flüstern zu Gott“, jene Wundersucht, jenes gottesfürchtige Glauben an allerlei Vorzeichen und jenes abergläubische Auslegen und Deuten der Träume.

Thomasius mochte diesen nahen Kampf noch nicht ahnen, freundlich und unbesorgt blickte er auf jenen stattlichen Mann mit der offenen, freien Stirn, dem klaren, großen Auge, den Philosophen Christian Wolff. Dabei glitt aber auch zugleich ein Lächeln über die schmalen Lippen des Beobachters, denn eine riesengroße Gestalt, eine martialische Erscheinung, der Professor Lange, bei den Studenten „der Schulmajor“ genannt, wandte sich zu dem bedeutend feineren, geschmackvoll gekleideten Wolff, um auf das Wohl und die Fülle der Collegien anzustößen.

„Einen solchen Wunsch zu bekräftigen, wird mir wohl am nothwendigsten sein!“ fiel da aber ein Nachbar Wolff's, der kleine eben erst berufene Geheimrath Böhmer ein.

„Es berührt uns Alle innig“, versetzte Wolff, „also vivat, crescat, floreat academia!“

Die Gläser klangen fröhlich aneinander, und schmunzelnd klopfte Lange dem immer noch etwas

fränkenden, sehr geschätzten Hebräer Michaelis auf die Schultern —, denn dieser erfreute sich zur Zeit nächst Wolff des bedeutendsten Zulaufs.

Das Thema über Collegiengelder, Honorare und sonstige Einkünfte war wieder angeregt und hielt jetzt alle hochweisen und hochgelahrten Professoren gefangen. Nur auf Wolff wirkte die kleinliche Unterhaltung unerquicklich, er wandte sich zum Saale, um dem Tanze zuzusehen. Dabei streifte sein Blick ein Bild, das ihn freundlich überraschte. Vom Tanzplatz zurückgezogen, saß hier, etwas im Hintergrunde des Gelehrtenstübchens, ein Herr mit einem lieblich erblühten Mädchen in anmuthigem Geplauder.

Der Herr machte einen eigenthümlichen Eindruck. Schon das fiel auf, daß er, ob er gleich offenbar dem Gelehrtenstande angehörte, doch schon sein Haar in der neuen knappen Form trug, die der sparsame, haushälterische König eingeführt. Nicht wie bei den älteren Herren ringelte sich tausendlockig die Perrücke um den Kopf, sondern über der Stirn legte sich das Toupet glatt zurück und an den Seiten streckten sich nur zwei wagerechte, lange Locken über die Ohren nach hinten, wo ein fest gewundener Zopf den Rücken hinabhing. Er stand nicht mehr in den ersten Jünglingsjahren, sein wohlgeformtes, gleichmäßiges Gesicht trug bereits die Zeichen einer festeren Männlichkeit. Es waren schon heftige Lebensstürme, das sah man offenbar, an ihm vorübergerauscht. Wohl

leuchtete heute in den lebendigen großen Augen noch helles Jugendfeuer, allein die kleinen Fältchen, die sich von den Augenlidern nach den Schläfen hin bemerkbar machten, verriethen doch deutlich, daß die Flammen seiner Begeisterung sich seit lange zu ernsteren Bränden umgewandelt hatten, daß nicht leichte, freudenreiche, sondern arbeitschwere Abende und Nächte hinter ihm lagen. Um den Mund spielte ein Zug seiner Satire, wie er oft jenen Männern eigen ist, denen das Schicksal nur unter harten und bitteren Bedingungen gestattet, den mit Beharrlichkeit verfolgten Weg fortzusetzen, die dann freilich nach den überwundenen Mühseligkeiten auch kühn empor klimmen, denen dafür aber die Dornenhecken ihres Pfades jenen zarten, duftigen Lebenszauber von den Geistesflügeln streifen, der allein unserem Dasein das wohlige, süße Gefühl des Glücks nach bestandenen Kämpfen zu geben vermag. Dabei lag aber auch etwas Treues, Zuverlässiges, etwas Abgeklärtes in dem offenen leicht gebräunten Gesichte, ein Vorzug, der ihn weit über die übrigen jungen Männer emporhob, die im laffenhaften Nachahmen der frivol-französischen Sitten und im läppischen Nachschwätzen Versailler Wiße den feinen Ton zu treffen meinten.

Es drang sich Einem die Ueberzeugung auf, der junge Mann stehe auf einer errungenen Höhe, nur konnte diese keine äußerliche, weltliche sein, denn er war eigentlich nur ein Student. Als ein wohlha-

bender Herr hielt er sich in Halle auf, um die Wolff'sche Philosophie zu studiren.

Jetzt freilich, wo der junge Mann sich so heiter mit seiner lieblichen Nachbarin unterhielt, verschwand der bittere Humor mehr und mehr, und die alte Lebenslust, die ihm wohl in seinen frühesten Jahren zu eigen gewesen sein mochte, trat in liebenswürdigster Weise hervor. Dazu kam die seine, ungemachte elegante Art zu scherzen, die besonders seine holde Nachbarin entschieden einnahm.

Das junge Mädchen schaute ihren Gesellschafter so innig=freundlich, so zutraulich=offen mit ihren blauen Augen an, daß man wohl sehen konnte, sie nahm gleiches Interesse an der Erzählung, wie am Erzähler.

Das liebliche Gesichtchen war nicht gerade schön zu nennen; dazu wäre das Oval nicht langgestreckt genug gewesen, der rosige Mund hätte vielleicht etwas kleiner sein müssen; aber dennoch machte das frische Antlitz einen so überaus liebreizenden Eindruck, daß das Auge mit Vergnügen auf ihm verweilte. Noch trug sich das Köpfchen in der kleidsamen Mode, wie sie die sanfte Louise de La Vallière vor schon über 50 Jahren am Hofe zu Versailles einführte. Zu beiden Seiten floß eine reiche Fülle blonder Locken in den Nacken und über der Stirne kräuselten sich kleine Löckchen im lebendigen Durcheinander. Diese Haartracht mochte bereits etwas altmodisch aussehen, wenigstens waren die übrigen Damen alle in der häß-

lichen, steifen, jedoch modischen Fontange, jenem aus weißen Spitzen oder Flor gefältelten und emporgethürmten Aufsatze, erschienen, wie ihn die frömmelnde Madame Maintenon als bei weitem ehrbarer jetzt in die Mode brachte, aber sie stand vortrefflich zu dem freundlichen, offenen Antlitz.

„Das ist recht garstig von Ihnen“, rief jetzt das Mädchen lachend und doch bemüht, ein schmolzendes Gesicht zu ziehen. „Ich erzähle Ihnen von meinen lieben, traulichen Plätzchen im Walde, auf dem Bischofsberge — und Sie machen sich darüber lustig! Ich werde Ihnen aber auch gar nichts mehr erzählen!“

„Könnten Sie so grausam sein, Veronika?“ versetzte ihr Gesellschafter ungläubig. „Wenn Sie mir Ihre lauschigen Plätzchen so freundlich und mit so frischen Farben vormalen, wenn Sie mir berichten, mit welcher anmuthigen poetischen Namen Sie dieselben getauft haben: muß ich da nicht auch poetisch gestimmt werden; finden Sie es da nicht ganz natürlich, wenn ich mich erkundige, ob bei der Taufe in Ihrer lieblichen Waldeinsamkeit nicht die Hasen, Rebhühner und Kaninchen Gevatter gestanden haben?“

„Die Frage ist wohl ganz allerliebste“, versetzte das Mädchen, noch mit einem leichten Lächeln auf den Lippen, und beugte das Köpfchen nach vorn, „aber (und dabei stahl sich ein leichtes Roth über das Gesicht) von Ihnen hätte ich sie nicht hören sollen!“

„Und warum nicht von mir?“ fragte der überraschte Herr schnell.

Wie zufällig schauten die schelmischen Mädchenaugen auf und trafen den Blick Wolff's.

„Helfen Sie mir, Herr Professor,“ rief sie da mit komischer Aengstlichkeit, „Herr von Osten hat mich wieder einmal in die Enge getrieben!“

„Mädchen sag's mir ehrlich,
Ist's denn so gefährlich?“

scherzte Wolff. Eben wollte er hinzutreten, als ein Diener dem Herrn von Osten ein Billet überreichte, mit dem Bemerkten, daß man um baldige Abgabe gebeten habe.

Der Empfänger beugte sich mit dem Briefchen näher zum Licht und fuhr erschrocken zusammen, als seine Blicke schnell über die wenigen Zeilen flogen. Man sah, er kämpfte eine heftige Erregung nieder; hastig steckte er das Papier in seine Brusttasche.

Die schönen, offenen blauen Mädchenaugen schauten besorgt zu dem verdüsterten, eben noch so heiteren Manne empor. Ja, der rosige Mund hätte vielleicht theilnehmend gefragt, ob eine böse Botschaft eingetroffen, da trat aber ein anderer junger Mann, der Magister Strähler, mit steifer Verbeugung vor das Mädchen und bat unterthänigst um einen Tanz. Bögernd folgte Veronika der Aufforderung.

Wolff schaute dem Paare nach.

Veronika war die Tochter des Professor Lange; da sie jedoch ihrem derben, grobkörnigen Vater nicht

glich, so verletzte sie auch der rauhe Ton im Elternhause stets, und sie hatte darum gern der leidenden, jungen Gattin Wolff's, die eine innige Freundin von ihr war, ihre helfende Hand angeboten. Seit einigen Monden führte sie dieser umsichtig die Wirthschaft.

Mit dem holden Mädchen war aber, außer der geräuschlos thätigen Hand auch ein freundliches Leben in das Wolff'sche Haus eingezogen, welches in letzter Zeit noch dadurch eine besonders liebliche Färbung bekam, daß in dem jugendlichen Herzen eine zarte Liebe zu dem Herrn von Osten, der ebenfalls ein Hausgenosse Wolff's war, emporkeimte.

Wolff achtete und liebte Georg, er sah darum freundlich dem Emporblühen der auch erwiderten Neigung entgegen. Es berührte den Philosophen mithin nicht angenehm, daß sich der Magister Strähler so zu Beronika drängte und sie auch jetzt zum Tanze führte.

Wolff hatte Strähler vor Jahren aus Mitleid in sein Haus genommen, ihm eine Stube überlassen und ihm Mittel zum Studium gewährt, ohne von dem beschränkten Menschen die geringste Dankbarkeit zu sehen; dieser beanspruchte im Gegentheil immer mehr Rücksichten, wünschte jetzt eine Adjunkturstelle der Universität und bewarb sich sogar um die Liebe Beronika's, freilich vergeblich. —

Unterdessen war Georg weiter zurück in den Hintergrund getreten und schaute in sich gefehrt zu

Boden. Er konnte sich auch den weiteren Abend über nicht wieder zu einer freieren Gemüthsstimmung emporraffen; — beim Schluß des fröhlichen Festes empfahl er sich mit kurzen Worten.

Fast angstvoll schaute ihm Veronika nach.

Am andern Morgen erschien er noch immer in trüben Gedanken, der Schleier über seinem Gemüthe war noch immer nicht verschwunden. Mittags bei Tisch beachtete er Veronika kaum; statt des fröhlichen Geplauders herrschte ein drückendes Schweigen.

Im Laufe des Nachmittags setzte ihm Veronika einen Strauß Herbstblumen auf's Zimmer, eine Aufmerksamkeit, über die er sich sonst stets gefreut; heute bemerkte er das Liebeszeichen gar nicht, ja, es kam ihr vor, als sei er erschrocken, als sie eingetreten, und das that ihr weh.

Auch den Professor Wolff bekümmerte diese unerklärliche Umwandlung, nur dem Magister Strähler schien die Verstimmung gelegen zu kommen.

Ein Tag nach dem andern verging, und der Alp, der auf dem Gemüthe Georgs lastete, wollte nicht verschwinden. Da hielt es Wolff für seine Pflicht, sich nach dem Besorgniß erregenden Zustande des offenbar Leidenden zu erkundigen, um dann vielleicht zu helfen, zu retten.

Mit dieser Absicht trat er eines Tages in der Dämmerstunde bei Georg ein. In warmer, freundschaftlicher Weise bat er um Aufklärung, aber Georg sah ihn schwermüthig an und schüttelte mit dem Kopfe.

Wolff ließ sich nicht so schnell abweisen.

„Bin ich Ihres Vertrauens nicht würdig?“ sagte er, „ist es nicht möglich, daß ich Ihnen rathen, helfen kann?“

„O, könnten Sie das!“ versetzte Georg sichtlich bewegt, „aber es sind Saiten in meinem Innern angeschlagen worden, die ich längst verstummt glaubte, für alle Zeiten —“

„Und vielleicht tönen diese Saiten doch wieder aus, wenn Sie ihren Lauten einen weiteren Raum geben, wenn Sie sich mittheilen,“ versetzte Wolff mit gewinnendem Mitgefühl.

„Wohl trug ich mich anfangs mit dem Gedanken“, erwiderte Georg, „Ihnen das Leid meines Lebens mitzutheilen, aber es ist eine zu weiche, zu süße Geschichte für einen ernsten Mann. — Und doch“ — brach es mühsam aus ihm hervor.

„Seien Sie unbesorgt,“ versicherte Wolff mit Vertrauen erweckender Stimme; „ich werde Ihre Mittheilungen richtig aufzunehmen wissen.“

„Eine Erinnerung,“ versetzte nun Georg ruhiger, „deren Macht ich längst glaubte gebrochen zu haben, eine Leidenschaft, über die ich längst vermeinte, Sieger geworden zu sein, auf die ich noch bis vor wenigen Tagen, ich möchte fast sagen übermüthig sicher, herabblickte, hat mich wieder mit allem ihrem Zauber erfaßt. Wie ein alter, greiser Mann erscheine ich mir nun, mit weißem Haupte,

kräftlos, am Schlusse meines vergeblichen, friedelosen Lebens. —

Damals, vor Jahren, als ich nach Halle kam, hoffte ich zu gesunden, indem ich mich zu August Hermann Francke wandte; allein wie Sie wissen, befriedigte mich dieser nicht. Mein zu kräftig und zu klar angelegtes Naturell konnte in solcher träumerischen, weichen Gefühlsreligion nicht gesunden: meine trübe Stimmung verlor sich nicht. Da begann ich in jenen einsamen, trostlosen Tagen den Kummer meines Herzens niederzuschreiben, ich glaubte dadurch vielleicht seiner ledig zu werden, aber auch das blieb erfolglos.

Ich wäre nun vielleicht untergegangen, hätte ich Sie nicht getroffen. Ihre Art und Weise, zu scharfem Denken zu zwingen, diese regelrechte Geistesstheätigkeit brachte meinen fieberhaft erregten Kopf wieder zu vollständiger Ruhe. Ihr mächtiger Grundsatz: „Bervollkomme dich selbst“, drängte mich wieder zu ernstem Streben. Und jetzt, wo ich nun wieder anfangen zu leben, — jetzt verfolgt mich dieses Unglück meines Lebens, — — doch nein, es ist lächerlich, Ihnen solch ungereimtes Zeug vorzuschwätzen.

Die Blätter aus meiner Francke'schen Zeit suchte ich vor einigen Tagen wieder hervor, schrieb einige Schluszeilen hinzu und hätte Ihnen nun das Manuscript gegeben, wäre mir nicht noch rechtzeitig eingefallen, welche anspruchsvolle Zumuthung ich Ihnen dadurch gemacht hätte.

Jetzt allerdings, wo Sie selbst Mittheilung wünschen, will ich mich nicht weiter bedenken, wissen Sie ja doch nun auch, was ich von derselben halte.“

Dabei reichte er dem Philosophen ein Heftchen Quartblätter.

„Es freut mich“, entgegnete nun Wolff, „daß Sie Vertrauen zu mir fassen. Ich werde die Erinnerungen sogleich lesen, machen Sie unterdessen einen kleinen Spaziergang, er wird Ihnen wohl thun —, und dann wollen wir weiter berathen.“ —

2.

Sonderbar berührt trat nun Wolff in sein Studirzimmer. Er setzte sich sofort an seinen Schreibtisch, schob das fast vollendete Manuscript seines neuesten philosophischen Werkes: „Von der Menschlichen Thun und Lassen“ beiseite, schlug das unscheinbare kleine Büchlein vor sich auf und las:

Meine Seele ist müde. Mit dem Prediger Salomo muß ich ausrufen: „Ich begab mein Herz zu suchen und zu forschen weislich Alles, was man unter dem Himmel thut. Ich sah an alles Thun und siehe, es war alles eitel und Jammer“.

Wie der Schiffbrüchige mit bangen, sehnstüchtigen Blicken nach der weit, weit am fernen Horizont schimmernden Küste schaut, von der ihm keine Hilfe wird, so blicke auch ich immer und immer wieder träumend zurück in weite, weite Vergangenheit, ohne aus dem Zauberbann erlöst zu werden, der mich von dort her gefangen hält. Und ich schaue hinab in die längst entschwundenen Jahre, und dann ist Alles um mich her versunken. Alle Verbindungen mit der Gegenwart sind gelöst, alle Gestalten, alle Verhältnisse des Jetzt zerrinnen mir unter dem magischen Hauche, der mir herüberströmt aus dem ge-

flohenen Heimathlande. Und ich blicke zurück mit wogender Brust, und ich sehe es wieder, das weite, sonnige Vaterland mit seinen grünen, endlosen Matten. Geschäftig summen die Bienen an mir vorüber; der Duft der Wiesenblumen weht zu mir heran; weit aus der Ferne trägt die laue Sommerluft das Geläute der Heerden herüber, die auf den fruchtbaren Triften weiden. Drüben liegt der spiegelklare See; einiges Wassergeflügel zieht über die glatte Fläche, und glitzernd brechen sich die Sonnenstrahlen in dem bewegten Wasser. Ein dünner Streifen Landes zieht sich drüben durch den See, und auf diesem erhebt sich auf einer kleinen Anhöhe, in wunderlichster Bauart mit Thürmen und Thürmchen, absonderlichen Erkerchen und Eckchen, mit allerlei Winkeln und Fensterchen und dennoch groß und imposant das Schloß Plön. Bis auf die kleinsten Fährlein spiegelt der See den herzoglichen Bau wieder; nur bisweilen, wenn ein Fisch schnappend auf die ruhige Oberfläche springt, zittern die Thürmchen und beben die Firsten auseinander. Und unten, etwas abseits im Grün, da, wo der Streifen Landes sich etwas erweitert, wo der lang sich hinziehende Zipfel des See's am schmalsten ist, da steht im Schatten einer mächtigen Linde ein ephuumranktes Haus. Wohl neigt sich das Dach altersmüde weit vor, aber die Fenster blicken blank und freundlich herüber über das stille Wasser.

Und ich liege am Ufer und wende den Blick

nicht ab von dem Hause. Bisweilen verdeckt mir das schwankende Schilf und Rohr am Ufer, wo ich liege, die Aussicht, aber dann neigt es sich wieder seitwärts und ich schaue immer und immer wieder hinüber in die friedliche Stille des Pfarrhauses von Plön.

Es ist mir, als liege ein heiliger Zauber über diesem bemoosten Dache, als hätten liebevolle, sorgliche Elfen schützend die weitragenden Zweige der Linde über den alten Bau gezogen; es dünkt mich, als hielte ein Bannspruch alles Unglück und alle Fährlichkeiten von der Schwelle zurück, und als müsse der, den das Elend dennoch ereilen solle, erst fahrlässig das schützendes Dach verlassen. —

So träumerisch lag ich oft in meinen Jünglingsjahren während der heißen Zeit des Tages im Schatten eines kleinen Erlenbusches; so auch an einem schwülen Julitage.

Das Heu duftete würzig von den Wiesen herüber, und ein kühler Luftzug brachte von den Ufern des See's den stark-kräftigen Geruch des Calmus herauf.

Und meine Augen hingen wieder an dem Pfarrhause da drüben.

Es war ein so klarer, wonniger Tag, daß ich deutlich drüben die großen gelblich-weißen Steine sehen konnte, die an der Vorderseite des Pfarrhauses entlang den Fußpfad bildeten. Diese waren ehemals prächtige Leichensteine gewesen, welche

in der katholischen Zeit die Gräber heimischer Kirchenfürsten gedeckt hatten, die aber nach den Religionskämpfen des 16. Jahrhunderts zu ebenem, sicherem Wege dem lutherischen Pfarrer dargebreitet worden waren. Die Inschriften waren längst abgetreten worden; nur noch hie und da stieß der evangelische Fuß leicht hin an einen immer noch hervorragenden Krummstab oder an eine reichverzierte Tiara.

Der Anblick der Steinplatten erweckte in mir halbvergessene Erinnerungen; ich sah mich wieder, wie ich auf ihnen mit meinem Freunde Friedrich und einem kleinen, ganz kleinen zarten Mädchen, das bei den kinderlosen Pfarrersleuten erzogen wurde, meine ersten Spiele trieb.

Wir Knaben hatten eben erst schreiben gelernt, und es trieb uns nun, unsere Wissenschaft zu verwerthen. Auf die Flächen, wo einst fromme Sprüche gestanden, schrieben wir mit allen möglichen Verzierungen: Aennchen, Aennchen und immer wieder Aennchen. Noch heute ist das A bei mir der Buchstabe, den ich am besten schreibe.

Bald darauf wurden die Steinplatten der Schaulatz eines beliebten Spieles, Himmel und Hölle. Eine leiterartige Figur ward aufgezeichnet, an deren einem Ende ein Platz abgegrenzt wurde, der Himmel; zwischen die beiden untersten Sprossen der gezeichneten Leiter ward darauf ein kleiner Scherben gelegt, und es war nun die Aufgabe: nur auf einem Fuße hüpfend, den Scher-

ben von einer Sprosse zur anderen bis in den Himmel zu schleudern, ohne dabei die Grenzen der Leiter zu verlassen. Uns beiden Knaben gelang das nun ziemlich leicht; aber die kleine, weit jüngere Gespielin mußte mit viel größeren Schwierigkeiten kämpfen. Doch sie gab sich alle erdenkliche Mühe, sie biß die kleinen, reizenden, rostigen Lippen fest zusammen, sie grub die zusammengeballten Fäustchen in das hellblaue Kleid, und — noch immer sehe ich das kleine niedliche Füßchen mit zierlichster Geschicklichkeit über die weißen Kreidenstriche hüpfen. Wir Knaben saßen dann im Himmel, gespannt zuschauend, und breiteten zuletzt jubelnd die Arme aus, wenn sie schließlich zu uns in den Himmel hereinsprang.

Bald wurden aber unsere Spiele andere; unsere Köpfe waren mit Räubergeschichten erhitzt worden, wir fingen selbst an Räuber zu spielen, und sie war dann die gefangene Prinzessin, die geraubt werden sollte. Wir rangen dann, als ginge es um Tod und Leben, und das kleine reizende Wesen klatschte dem es erobernden Sieger Beifall zu.

Dabei verrannen unsere Knabenjahre, und plötzlich merkten wir, daß wir groß geworden.

Das Mädchen zog sich von unseren wilden Spielen zurück — es schickte sich nicht mehr, daß sie mit uns durch Bäume und Ställe kroch.

Immer holder, immer lieblicher, immer schöner erblühte darauf das Mädchen. Ich fühlte beklommen, wie immer lebhafter mein Herz schlug, sobald ich

mich ihr näherte, und mir entging es auch nicht, daß mein Freund Friedrich gleichfalls in diesem Zauber des Mädchens befangen war. —

Und während meine Blicke so auf dem alten Hause ruhten, stockte plötzlich mein Athem; eine liebe weiße Gestalt trat drüben aus dem Hause in den Schatten der Linde, dann in das Gärtchen am Hause, — und sie brach Epheuzweige vom Gemäuer, volle saftige Ranken, und sie legte sie wie eine Schärpe über das lichte Kleid, über die zarten Schultern, daß sich die dunklen Blätter glänzend abhoben, und sie pflückte einen Rosenzweig voll glühend rother Rosen und einen Stengel mit weißen Lilien. Und sie schaut mich an mit ihren großen zauberischen Augen, und mir wird so wonnig und angstvoll zu Muth. Und sie schwebt langsam empor; leise legen sich die langen Falten des Kleides an den zarten Leib. Und sie naht, ich strecke ihr beide Arme in heißem Verlangen entgegen, sie senkt sich herab zu mir; in höchster Erregung pocht mir das Herz. Sie öffnet den kleinen rosigen Mund und flüstert mir zu: „Ich will Deine Königin sein!“ Und sie beugt sich hernieder, unsere Lippen berühren sich —; da plötzlich wirbelt ein heftiger Sturm auf, er erfasst die bezaubernde Gestalt, reißt sie empor, die Blumen entfallen ihr, sie selbst zerstiebt mit Windeseile in Nichts. Die Rosen und Lilien versinken zerkniet im See.

Ich springe entsetzt auf, ich reibe mir die Augen;

der Kopf ist mir schwer; ich sehe mich um, da steht er neben mir, mein verständiger, mein treuer, mein vertrautester Freund.

„Du solltest nicht so dicht hier neben dem frischen Heu bei so schwüler Luft schlafen, Georg“, sagte er freundlich.

„Ich danke Dir, daß Du mich wecktest“, versetzte ich, „mir ist in der That etwas dumpf im Kopfe“.

„Daß uns darum etwas hinüberfahren in's Pfarrhaus“, fuhr er fort, „hier liegt noch der Kahn, in dem ich gestern Abend wieder herüberkam“.

Ein sonderbarer Schauer überlief mich.

„Du mußt Dich vorsehen“, sagte er besorgt, „Du siehst etwas angegriffen aus, es könnte Dir der starke Duft einmal ernstlich schaden“.

Schweigend ruderten wir hinüber. Als wir an das alte Pfarrhaus hinantraten, hörten wir durch die offene Thüre eine klare, jugendliche Stimme vorlesen. Wir kannten den schönen vollen Klang beide, und bei uns beiden schlug das Herz schneller.

Wir traten leise in's Zimmer. Drüben am Fenster saß in einem hochlehnigen Binsensstuble ein alter, alter Mann mit weißem Haare und vor ihm an einem kleinen Tischchen in blühender Jugendfrische das vorlesende Mädchen. Das entzückend schöne Köpfchen neigte sich leicht nach vorn, die zarten Wangen überfloß etwas mehr als sonst eine liebliche Röthe, und das herrliche dunkle Auge glitt leicht über die Zeilen.

Wir standen versunken in dem bezaubernden Anblick.

„Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke,
Geld und Reichthum, das zerstäubt.
Schönheit läßt uns bald zurücke:
Ein getreues Herze bleibt.
Mir ist wohl bei höchstem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.“

Las sie.

In demselben Augenblicke bemerkte uns der Greis.

„Ei guten Tag!“ rief er uns freundlich herüber, und wir traten hinzu, reichten die Hände, auch dem wunderholden Mädchen, und bald saßen wir in traulichem Gespräche nebeneinander.

Das Buch, aus dem vorgelesen worden, kannten wir wohl. Schon als wir noch als wilde Knaben alltäglich in das Pfarrhaus zum Unterricht hinübergefahren wurden, als noch das schöne Aennchen ein kleines zartes Mädchen war und es noch als eine Errungenschaft für sich betrachtete, daß sie auf die Frage: „Wie heißt Du denn?“ ohne anzustoßen antworten konnte: „Ich heiße Anna Constantia von Broddorf“, nicht ohne ein glückseliges Lächeln über ihren volltönigen, langen Namen: schon damals war uns, wenn wir recht fleißig gewesen waren, bisweilen ein Lied vorgelesen worden. Bisweilen hatte uns auch wohl der alte freundliche Pfarrer erzählt, daß diese Gedichte von seinem geliebten Freunde Paul Fleming seien, der plötzlich vom Tode

mitten aus dem frischen fröhlichen Leben herausgerissen worden.

Wir sahen dann, daß das Buch auf dem Rücken Ehrenplatz neben der Bibel einnahm, so daß wir stets mit der höchsten Achtung auf dasselbe blickten. Aus dem kleinen Mädchen war zu unserem Erstaunen eine wunderliebliche Jungfrau erblüht —, und wir fanden es ganz natürlich, daß ihre schlanken Finger nun durch die Blätter des werthvollen Buches glitten. —

Unsere Unterhaltung bewegte sich nur in den gewöhnlichen Tagesbegebenheiten. Die alte Pfarrerin kam noch aus dem Gemüsegarten herein; der erzählte mein Freund Friedrich von den Ernteaussichten auf dem Gute seines Vaters, ich Aehnliches von dem des meinen. Aber unsere Blicke waren wie gefesselt an der holden Mädchengestalt. Unsere Augen hingen an den zarten Zügen, wir hatten nur Gedanken für sie.

Da wurden wir unterbrochen durch ein Tripeln im Hausflur, gleich darauf trat ein alter Herr mit mächtiger Allonge und in höchst sauberer Kleidung ein.

„Charmant, charmant!“ rief er aus, uns auf's leutseligste grüßend, „daß ich die wohlbedeln Junter auch gleich allhiero treffe. Einen schönen guten Abend allerseits!“

Der Alte war uns eine bekannte Erscheinung; er war der Hofmarschall vom herzoglichen Hofe, ein freundlicher Herr, der uns wohl gewogen war.

„Wie Ihnen bekannt“; fuhr er fort, nachdem er etwas zierlich=steif Platz genommen, „ist übermorgen unserer vielverehrten Prinzessin Sophia Amalia Durchlaucht Verlobung mit dem gnädigsten Prinzen August Wilhelm von Braunschweig Durchlaucht. Ich ersuche darum Sie, verehrtes gnädiges Fräulein und auch Sie, werthe beide Chevaliers, sich einer Gesellschaft morgen anzuschließen, welche unter meiner Leitung auf die andere Seite des See's fahren wird, um theils von dem dortigen Buchenwald, theils von dem dortigen Haage Kränze und Guirlanden für die hohe Braut zu winden“.

Er schwagte noch mehr, das habe ich vergessen. —

Am anderen Tage glitten wir schon im Morgensonnenscheine unter Führung des Hofmarschalls in einem geräumigen Rahne über den See. Der alte Herr hatte eine überaus muntere junge Gesellschaft zusammengetrommelt, die sich schon jetzt mit lustigen Späßen neckte, mit Wasser besprizte und allerlei übermüthige Scherze trieb. Mein Freund und ich und auch das Kennchen blieben jedoch still. Das Mädchen lehnte die kleine weiße Hand über den Rahnrand und ließ das Wasser leise durch die Finger gleiten. Ich saß ihr gegenüber und schaute die zarte Hand an, um welche die Wasser leise wirbelten, als kosten die Nixen mit den schlanken Fingern.

Bald stießen wir am Ufer an und wanderten in den Buchwald. Auf einer kleinen Anhöhe machten wir Halt.

„Von hier aus wollen wir nach allen Weltrichtungen“, rief der alte Herr lustig, „einen richtig organisirten Eroberungszug entwerfen. Ich werde mich auf diesem Platze mit meinen Freundinnen (und dabei schaute er einige ältere Damen schalkhaft-galant lächelnd an) häuslich niederlassen, um hier die Guirlanden und Kränze zu winden. Für den Anfang pflücken wir uns die Blumen aus der nächsten Nachbarschaft selbst. Unterdessen wird jede Dame, mit einem Chevalier bewaffnet, sich aufmachen, den weiteren Blumenschmuck aus der entfernteren Umgebung für uns einzuheimsen. Wir Aelteren bereiten dann noch ein Mittagbrod und hoffen, daß zu diesem Dinner im Walde die ganze Gesellschaft zur Stärkung und dann zu weiterer Arbeit wieder beisammen sei. Also frisch, Ihr Herren, frisch Eure Dienste angeboten!“

Ich sprang schnell auf Aennchen zu und trug ihr meine Begleitung an, sie nahm sie freundlich entgegen.

Friedrich blieb allein stehen, er erbot sich keiner Dame zum Dienst.

„Noch eins möchte ich bitten“, rief ein altes langhalsiges Hoffräulein den sich Entfernenden nach, „besonders die Herren, die Blumen nicht so kurz abzupflücken, sondern recht langstielig!“

„Ohne selbst dabei langstielig zu werden!“ rief der Hofmarschall schnell hinterdrein, denn er ließ nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen, einen billigen Witz zu machen.

Das Knechtchen sah mich unwillkürlich an und verzog leicht den schönen Mund über den faden Scherz.

Wir schritten langsam in den Wald; allmählich verlor sich das fröhliche Lachen, der Gesang der übrigen Gesellschaft hinter uns, und bald war es still, ganz still um uns. Wie der Odem Gottes wehte leise der Wind, durch den Blätterdom. Wir fühlten diese heilige Stille in dieser sanften Waldesdämmerung, in die nur hie und da, wie verirrt, ein voller Sonnenstrahl fiel.

Es war uns wunderbar um's Herz; wir gingen eine Zeit lang schweigend neben einander.

„Da drüben mitten im Walde“, hub ich endlich an, „liegt eine schöne kleine Wiese, ein Bach fließt durch sie und an diesem sprießen die vollsten, saftigsten Kukuksblumen, die frischesten Wiesennelken und die freundlichsten Bergißmeinnicht“.

„Laß uns da hingehen; wir dürfen nichts Schlechtes bringen, sonst werden wir ausgelacht“, erwiderte sie und blickte mich mit ihrem zauberischen Lächeln an.

Bald trafen wir den kleinen, munter rieselnden Waldbach. Wir mußten auf seine andere Seite, um dann zu der Wiese zu gelangen. Ich sprang zuerst hinüber und reichte dem jagenden Mädchen die Hand. Sie blickte etwas ängstlich mit ihren schönen großen Augen auf, unsere Blicke trafen sich; eine leichte Röthe flog über ihr Antlitz.

„Vertraue mir nur!“ rief ich ihr zu. Da er-

griff sie schnell meine Hand und schwang sich herüber, doch glitt sie an meinem Ufer etwas aus und fiel mit einem unterdrückten Ausrufe bangen Schrecks in meine Arme. Ich drückte sie, als ich die Holde an meiner Brust fühlte, mit aufwallender Gluth an mich. Sie entwand sich mir aber sogleich, doch ließ sie mir ihren zitternden Arm, und ich fühlte, wie heftig sie erregt war.

Bald traten wir nun aus der Waldesdämmerung in den blumigen Grund, der in tiefer, tiefer Stille lag. Rings um das einsame freie Stückchen Land lehnten sich mächtige Bäume, über welche warme Wogen von Sonnenstrahlen hell erleuchtend auf die eine Hälfte der Wiese fielen. Nichts regte sich, nur einige kleine blaue Waldschmetterlinge tummelten sich in dem warmen Sonnenscheine oder schaukelten sich wie trunken auf den üppigen Blumen.

„Du bist etwas ermüdet, Nennchen“, sagte ich, „komm, wir wollen uns erst da drüben an dem kleinen Abhange etwas ausruhen“.

Sie nickte und wir schritten quer über die duftige Wiese durch das hohe Gras. Auf der kleinen Anhöhe setzten wir uns in den wilden Thymian. Verwundert über diese ungewöhnliche Störung summten einige Bienen aus den würzigen Blüthen auf und flogen nach der andern Seite der Wiese. Sie nahm sich den Hut ab und strich sich das volle dunkle Haar von der erhitzten Stirn zurück.

Eine Weile blickten wir schweigend auf das Grün hinab.

„Hier ist es wunderschön“, sagte sie dann, „so lieblich und so geheimnißvoll still, als müßte man sich Märchen erzählen, oder alte, alte rührende Geschichten.“

„Ja, so ganz von ungefähr ist auch dieser heimliche Platz nicht entstanden“, versetzte ich, „bemerkest Du dort die kleine Erhöhung in der Mitte?“

„Das sieht ja aus wie ein Grab!“ rief sie erschrocken und schaute mich mit ihren großen Augen fragend an.

„Da haben sie vor vielen, vielen Jahren eine Jägersbraut begraben“, antwortete ich. „Es ist eine traurige Geschichte. Sie verließ ihren Schatz und that schön mit einem Grafen, der wurde ihrer aber bald überdrüssig und verstieß sie. Da überkam sie die bittere Reue, und als sie einmal weinend durch den Wald ging, traf sie hier ihren früheren Schatz; darüber erschrak sie so, daß sie todt zur Erde fiel —; es hatte ihr das Herz zersprengt. Man hat sie dann auch hier begraben. Der Jäger hat stets ihr Grab gepflegt und sie treu im Herzen getragen sein ganzes Leben lang“.

„O, der arme Jäger!“ sagte das Mädchen. „Ach, laß uns von hier weggehen, hier dürfen wir keine Blumen pflücken!“

Wir wollten uns eben erheben, als wir plötzlich

über uns ein durchdringendes, verzweifelttes Kreischen vernahmen. Heftig erschrocken fuhr das Mädchen mit einem Schrei zusammen und umschlang mich zitternd. Sie war so erregt von der Erzählung, daß sie diese grelle Störung der tiefen Ruhe bis in's Innerste traf. Doch gleich darauf mochte es ihr klar werden, daß nichts Gefährliches vorgefallen sei, sie ließ mich schnell los und fragte beklommen:

„Was war das, Georg?“

Die Antwort brauchte ich nicht zu geben, denn schon bei ihrem letzten Worte fiel wenige Schritte von uns eine weiße Taube in's Gras, hoch oben, weit über den Wipfeln kreiste ein Falke. Er hatte gewiß den unerwarteten menschlichen Ausruf gehört und erschrocken sein Opfer fallen lassen.

Ich sprang schnell hinzu. Das arme Thier lebte noch; es hatte zwar die Krallen schon tief im Fleische gehabt, auch ein starkes Bündel Federn, die jetzt langsam nachgeschlagen kamen, waren ihm ausgerupft worden, aber eine lebensgefährliche Wunde schien es glücklicherweise noch nicht erhalten zu haben.

„Das arme Täubchen!“ klagte das Aennchen.

Ich brachte das wunde Thier hinauf und legte es in ihren Schooß. Es blickte uns so ängstlich und bittend an, daß wir beschlossen, es mit nach Haus zu nehmen und wieder herzustellen. Wir reinigten die Wunden, ich holte mit meinem kleinen Becher Wasser aus dem Bache, wir wuschen das Blut aus und drückten dann sanft die Risse zusammen.

Darüber war uns die Zeit so schnell verschwunden, daß wir verwundert die Sonne schon hoch über uns erblickten.

„Es muß schon fast Mittag sein“, rief das Aennchen, „wir müssen schnell noch einige Blumen pflücken und dann eilen, daß wir zurückkommen, sonst erregen wir vielleicht Besorgniß“.

Wir brachen hastig noch allerlei Blühendes zusammen, aber es ging uns nicht von der Hand.

„Wir wollen uns lieber aufmachen“, mahnte sie, „sonst werden wir vielleicht gesucht. — Mein Anzug wird doch noch in Ordnung sein“, setzte sie leiser mit leichtem Erröthen hinzu, sah prüfend an sich herab und zupfte ein zerknittertes Schleifchen zurecht.

Trog unserer Eile kamen wir doch zu spät. Die ganze Gesellschaft saß bereits beim Mittagsschmause auf dem weißgedeckten Rasen. Weil wir nun auch nicht einmal reiche Beute mitbrachten, so machte man sich tüchtig über uns lustig.

„Ei ei“, rief der Hofmarschall, der gern einen Witz machen wollte, „hütet Euch, Junker Georg, daß Ihr nicht nach Eurer Wallfahrt durch's Leben auch nur mit einem gerupften Täubchen dasteht!“

Unser fehlender Beitrag von Blumen wurde aber nicht weiter vermist, die Mädchen konnten sich an's Kränzewinden machen, während wir junge Burschen das Grün in Sträußchen zurechtschnitten und den Winderinnen zureichten. Gegen Abend lag auch alles fertig da, und der Rahn wurde gefüllt.

Ich zögerte absichtlich beim Einsteigen, ich wollte vermeiden bei Kennchen zu sitzen zu kommen, man sollte meine heiße Liebe nicht merken. Friedrich benutzte die Gelegenheit und nahm schnell neben ihr Platz. Das ließ mich augenblicklich wieder meine Zögerung bereuen. Jeder andere Gesellschafter für sie wäre mir recht gewesen, nur Friedrich nicht.

Ich setzte mich an das Ende des Rahns, dennoch konnte ich ihr gerade in's Antlitz schauen. Ich brachte die Augen nicht weg von ihr. Die untergehende Sonne warf ihre blutrothen Strahlen wie vergoldend auf das schöne Gesicht. O, ich sehe sie noch immer, wie eine Heilige saß sie da.

Mir klopfte das Herz in übergroßer Erregung, ich mußte mich an den Rahrand halten und mich abwenden. Ich schaute über Bord in's Wasser —, da erblickte ich mein Gesicht, aber zu häßlichem, fast höhnischem Grinsen verzerrt, denn der dahingleitende Kahn zog kleine Wellenstreifen in der glatten Wasserfläche. Unangenehm berührt starrte ich auf meine Füße in den Kahn —, und bald hingen meine Augen wieder an ihrem bezaubernden Antlitz.

Nach einem sehr lebendigen Abschiede, wie er sich bei einer größeren jungen Gesellschaft entwickelt, saßen wir bald in unserem kleinen Rahne und glitten nun schnell ebenfalls heimwärts über die Wasserfläche.

„Es ist ein prächtiger Abend“, unterbrach nach einer Weile mein Freund das leise Geräusch der

Ruder, „hättest Du nicht Lust, noch mit ein Bad zu nehmen?“

Dieser Wunsch kam mir ganz gelegen, mir war so heiß, so beklommen um die Brust.

Bald hatten wir unsern Badeplatz erreicht und nicht lange, so theilten wir mit kräftigen Armen die Fluthen. Dann ließ ich mich von den leichten Wellen tragen und blickte träumerisch in den rothen Abendhimmel hinein.

Da plötzlich drang ein greller Schrei zu mir her, erschrocken wandte ich mich um; ich hatte mich unvermerkt ziemlich weit von meinem Freunde wegtreiben lassen, jetzt sah ich, wie er schreiend im Wasser versank.

„O Gott, soll ich ihn ertrinken lassen!“ schoß es mir durch den Kopf, aber im selben Augenblick empörte sich auch schon mein Innerstes gegen diesen frevelhaften Gedanken. Mit größter Geschwindigkeit schwamm ich vorwärts, im Nu erreichte ich die Stelle, wo Friedrich versunken war; ich tauchte unter, mit verzweifelter Anstrengung erfaßte ich den starren Körper, aber wir blieben in den Schlingpflanzen hängen, wir drohten uns zu verwickeln —; mit der letzten Aufbietung aller meiner Kräfte machte ich uns frei, schwamm mit ihm an das Ufer und zog ihn erschöpft auf den Sand.

Aber ich durfte mich nicht lange besinnen, ich sprang zu unseren Kleidern, ich rieb den Körper heftig mit unseren Tuchröcken; bald begann der Be-

sinnungslose wieder regelmäßig zu athmen — : er war gerettet.

Er hatte während der ganzen, wenn auch nur kleinen Heimfahrt gerudert, mochte dabei zu heiß geworden sein und war darum jetzt in dem etwas kühlen Wasser vom Starrkrampf befallen worden. Nach einer Viertelstunde schlug er die Augen auf und ich fiel ihm um den Hals. Ihm aber perlten die Thränen über die Wangen.

„Georg“, sagte er mit bewegter Stimme und sah mich mit seinen umflorten Augen so recht treuherzig an, während die untergehende Sonne sein Antlitz goldig überstrahlte, „Du hast mir jetzt das Leben gerettet, ich darf Dich darum in dem Genuße des Deinen nicht weiter beeinträchtigen“.

„Ach, wir wollen uns freuen, daß Dich die Nixen nicht behalten haben“, fiel ich scherzend ein und wollte ihm über jedes Dankgefühl schnell hinweghelfen, er aber schüttelte den Kopf.

„Laß uns ehrlich gegen einander sein, Georg“, sagte er ernster, „wir sind es seit einiger Zeit nicht mehr gewesen“.

Es überlief mich eiskalt, mein böser Gedanke von vorhin trat mir strafend vor die Seele.

„Zwischen uns“, fuhr er fort, „ist ein wunderholdes Mädchen erblüht; wir beide ringen, seien wir offen gegen einander, mit gleich heißer Liebe um ihre Gunst. Wäre es geblieben, wie es war, so würde bald das Glück des Einen der Gram, ja vielleicht

der Groll des Anderen geworden sein. — Jetzt ist es anders, besser. Ich verdanke Dir mein ganzes ferneres Leben: ich trete zurück, das Kennchen ist Dein.“

Er schwieg und suchte seine große Bewegung zu verbergen.

Wäre mein Herz frei von der tiefen inneren Scham gewesen, daß ich so schändliche Gedanken gegen einen so edlen Menschen hatte hegen können, so würde ich widersprochen haben, es hätte sich vielleicht ein Wettstreit in der Opferwilligkeit entsponnen; so aber konnte ich Schuldbewußter nicht reden, die Kehle schnürte es mir zusammen, ich brach in Thränen aus.

Mein Freund nahm dies offenbar für den Ausbruch anderer Gefühle.

„Ich werde“, fuhr er ruhiger fort, „meiner alten Neigung folgen und mich dem Studium der Rechtswissenschaft widmen. Bei einer solchen strengen Geistesarbeit werde ich den Schmerz der Entfagung gewiß bald überwinden. Wenn ich auch vielleicht anfangs Euer Glück mit stiller Wehmuth werde erblühen sehen —, wird doch die Freundschaft alle anderen Gefühle in sich aufnehmen —, und Ihr werdet später den alten Dinkel gewiß recht lieb haben!“

Ich konnte nicht antworten, ich fiel dem Freunde um den Hals. Seit lange hatte es uns bedrückt und unsere Freundschaft getrübt, daß wir beide ein Mädchen liebten, die doch nur einer von uns besitzen

konnte. Jetzt sollte dieser Druck plötzlich aufhören, dieser Herzensbann gelöst sein: die Erfüllung meines heißesten Wunsches sollte ich vor mir erblicken und ohne die Freundschaft meines Friedrich dabei einzubüßen.

Wir waren beide zu gesunde Naturen, als daß der Eine in dem Verzicht des Anderen eine bloße wieder verfliegende Höflichkeit geargwöhnt hätte. Ich begleitete noch meinen Freund nach Haus, auf das Gut seines Vaters, das wir in der Dämmerung erreichten; dort drückte er mir noch einmal dankerfüllt die Hand, und ich schlug den Heimweg ein. Doch es ließ mir keine Ruhe, ich mußte sie nach diesen Vorgängen erst noch einmal sehen. Leicht sprang ich den schmalen Wiesenpfad zum See noch einmal hinab, bald glitt ich wieder über das stille Wasser und dann trat ich leise auf das jenseitige Ufer.

Eine tiefe Ruhe lag über der Natur. Leise knisterte der Muschelsand des Gartentweges unter meinem Fuße. Es war schon Licht im Giebel, in Menichens Zimmer. Schnell umfaßte ich den Stamm der alten Linde, um mich empor zu schwingen, doch schreckte ich im selben Augenblicke auch zurück. Sie war jetzt gewiß im Begriff zur Ruhe zu gehen, wie dürste ich sie da belauschen! Meine Achtung vor ihr duldete das nicht —, und doch hätte ich sie so gern noch einmal gesehen, mein Menichen!

Während mich diese Gedanken durchzuckten, und

ich eben im Begriffe war, heimzukehren, traten die beiden Pfarrersleute noch einmal in die Wohnstube unten. Hell fiel das Licht der Lampe durch das noch offene Fenster in den Garten. Schnell trat ich in tieferen Schatten.

„Mir ist jetzt oft so bange um das Mädchen, Vater“, sagte die alte Frau. „Mit jedem Tage wird sie schöner, ja sie wird wunderbar schön, und das ängstigt mich.“

„Sei nicht närrisch, Alte“, versetzte der Pfarrer lächelnd.

„Ich hatte in meinen jungen Jahren“, fuhr aber die besorgte Frau unbeirrt fort, „auch eine über die Maßen liebreizende Freundin, daß meine selige Mutter oft sagte: Gott, wie seht ihr anderen Mädchen alle so häßlich aus, wenn die Anne-Marie unter euch ist. Wir alle sind aber dann still und glücklich durch's Leben gegangen, nur die Anne-Marie kam nimmer zum dauernden Frieden; wahrhaft innig glücklich ist sie wohl selbst in ihren ersten Mädchenjahren nicht gewesen. Jäh wechselten Freude und Kümmerniß bei ihr, bis sie bald in namenloses Elend versank und schmachvoll darin umkam.“

„Hast Du so wenig Vertrauen zu dem guten Kinde?“ fragte der Alte jetzt ernster.

„Eben weil ich weiß, daß sie so herzensgut ist, forge ich mich um sie“, entgegnete die Frau. „Die Anne-Marie war vordem auch so gut; der Stolz,

das Herzeleid, der Jammer und die Schande kamen zulezt doch nur davon, daß sie so schön war."

"Du magst wohl Recht haben", erwiderte der Pfarrer nachdenklich. "Die Schönheit eines Mädchens ist ein Fehdehandschuh, den das Leben dem Glücke hinwirft. Ein ununterbrochener Kampf, der alltäglichen Erscheinungen für immer erspart bleibt, entwickelt sich daraus. Aber sind darum Helden zu beklagen, daß sie kämpfen müssen?"

"Hast Du nicht bemerkt", fuhr die Alte, die dem Jdeengange des Mannes nicht gefolgt war, fort, "wie Georg und Friedrich heute in dem Zauber des Mädchens versunken waren?"

Mir draußen schoß das Blut in den Kopf.

"Nun, das sind brave Jungen, wenn von den beiden einer — —"

Bei diesen mit großer Zuversicht gesprochenen Worten schloß der Greis das Fenster, die Lampe verschwand im Hinterstübchen, und ich stand im Dunkel der Nacht. —

Dieser Nacht folgten sonnige Tage; es blühte mir eine holde Zeit auf, die mir jetzt in meinem kühlen, trüben Leben märchenhaft erscheint; eine Zeit des Glückes, so wonnig und so lebenswarm, wie dann nie wieder.

Der alte Oberst von Broddorf auf Deppenau, sowie auch mein Vater, willigten mit Freuden in mein Begehrt, wir wurden verlobt. Dann aber ward beschlossen; mich noch ein Jahr in die Welt zu schicken,

nach Paris besonders. Ein Aufenthalt dort wird ja leider immer noch für ein Erforderniß zur Ausbildung eines deutschen Edelmannes gehalten. —

Um meine Rückkehr bald zu ermöglichen, ward meine Abreise schon auf einen der nächsten Tage des nächsten Monats festgesetzt. Das war ein Vermuthstropfen in unser Glück. Aber auch selbst die kurze Zeit, die mir vor meinem Scheiden nur noch vergönnt war, mit meinem Kennchen zusammen zu verleben, wurde mir leider geschmälert, und zwar durch Vorbereitungen zur herzoglichen Hochzeit.

Es war für nöthig befunden worden, bei den Festlichkeiten nach der Sitte Ludwigs XIV. auch ein Ballet aufzuführen. Zu diesem Zwecke hatte man einen französischen Tanzmeister verschrieben, der jetzt mit dem neuesten Arrangement des berühmten Tänzers Beauchamps, mit dem vielbewunderten Ballet „Les triomphes de l'Amour“ angekommen war.

Es ward nun schnell mit der Einstudirung begonnen, die schönsten und graziösesten Mädchen des Hofkreises waren ausgewählt, und bald fanden täglich die Uebungen in einem Saale des Schlosses statt.

Zu meiner Betrübniß befand sich unter den Auserkorenen auch das Kennchen, und wenn ich daher in den wenigen Tagen, die mir noch für die Heimath blieben, nach dem Pfarrhause hinüber kam, so mußte ich nur zu oft hören, daß sie oben im Schlosse zur Uebung sei. Ich konnte es dann aber

nicht ertragen, so allein bei den alten Deuten zu sitzen: das sonst so wohlige Haus kam mir ohne das Kennchen entsetzlich öde vor. Ich schlich mich daher durch ein Hinterpförtchen zum Schlosse hinauf, stieg eine kleine Wendeltreppe empor zu einer Gallerie, die den Saal, in welchem die Mädchen übten, oben umgab, kauerte mich in eine dunkle Ecke und blickte zwischen die gewundenen, dicken Säulchen der Brüstung hinab auf die eine Tänzerin, die mir so theuer war. Ein Violinspieler fragte zu diesen Uebungen die französische Melodie immer und immer wieder, der Tanzmeister hüpfte unermüßlich vor den jungen Mädchen auf und ab und zeigte ihnen unverdrossen noch einmal und immer noch einmal die steifen Complimente und die würdevollen Pas.

Die Mehrzahl der Mädchen konnte sich nur schwer in die fremdländischen Touren finden, nur das Kennchen schwebte leicht und grazios dahin. O, ich erinnere mich noch so klar, welche liebenswürdige Anmuth sie in diese steifen, unschönen Bewegungen zu legen wußte; o, ich sehe noch heute die kleinen reizenden Füßchen, wie sie so gewandt über das glatte Parquet glitten.

War dann endlich die Uebung vorüber, so eilte ich ihr auf meinem verborgenen Wege voraus und duckte mich entweder hinter einen wilden Rosenstrauch neben dem Pfarrhause und sprang, wenn sie vorüberkam, jubelnd hervor und schlang sie in meine Arme — oder ich trieb sonst so meinen Scherz, über den wir dann herzlich lachten.

Diese wonnigen Tage verstrichen aber schnell —, und bald lag der beklommen erwartete letzte Abend vor uns.

Wir saßen still auf der Bank vor dem Pfarrhause, sie hatte ihre Hand in die meine gelegt, und so blickten wir schweigend auf den ruhigen See.

Die Sonne sank tiefer und tiefer; solange wir auch zögerten, endlich mußten wir Abschied nehmen. Das Herz bebte mir, als ich in den Kahn stieg. Sie stand mit dem greisen Pfarrer am Ufer, über ihrem lieben Gesichte lag der heftigste Schmerz der Trennung, aus ihren Augen perlten die Thränen unaufhaltsam —: mir war es, als hätte ich sie nie so schön gesehen.

Ich legte die Ruder ein, immer breiter und breiter wurde die Wasserfläche, die uns trennte, nach und nach legte der Abendnebel sich zwischen uns — —, und ich habe sie niemals wieder gesehen. —

In Paris boten sich mir zu meiner vermeintlichen Ausbildung zwei Wege. Der eine führte mich in die Gesellschaft des Hotel Rambouillet, wo die alte Madeleine de Scudéry mit ihren Freunden und Freundinnen noch immer den feinsten Ton von Paris anzugeben und die geistreichste Conversation von ganz Frankreich, mithin der gesammten cultivirten Welt, zu führen glaubte, obgleich Boileau bereits die Coterie der sogenannten Précieuses mit schlagender Satire lächerlich machte. Es lag etwas Greisen-

haftes, Dumpfes, Niederdrückendes auf diesen Menschen im Salon Scudéry, und ich athmete stets hoch auf, wenn ich von einer Soirée nach Hause kam.

Ich fühlte bald, daß diese Gesellschaft mit ihren veralteten Lebensansichten einer längst entschwundenen Zeit angehöre, daß sie also nicht geeignet sei, einen jungen Mann für die Gegenwart und Zukunft zu bilden.

Der andere Weg, mich zum Weltmanne zuzustufen, war der zu den Festen des Herzogs von Orleans im Palais royal. Dort fand ich allerdings eine ganz andere Lebensanschauung. Da lebte man der Gegenwart und überlegte reiflich für die Zukunft, wie man sich weiter amüsiren wolle. Eine gewisse feine Art, sich zu benehmen, herrschte zwar meist beim Beginn der großen, reichen Soupers, der glänzenden Bälle und sonstigen prächtigen Soireen; bald aber ward der leise Hauch guten Tones abgestreift, und die Feste des Palais royal verwandelten sich in zügellose Schwelgereien, in die wüthendsten Orgien.

Mich widerten diese raffinirten Vergnügungen an; alle die reichgeschmückten Damen besaßen keine Reize für mich. Ich sehnte mich, in ein ganz anderes, weit lieblicheres Mädchenantlitz zu schauen, als in die üppig bemalten der übermüthigen, coqueten Comtessen und Marquisinnen, in deren Augen das Bestaueer längst erloschen war. Meine Gedanken schweiften zu den friedlichen Ufern des Plöner Sees —, und so stand ich allein mitten in dem lustigen

Paris, ein gelangweilter deutscher Bär, wie man mich spöttisch nannte.

In den ersten Monaten meines Aufenthaltes in der Hauptstadt erhielt ich durch glückliche Courier-Gelegenheit von Daheim und dem Aennchen nach und nach drei Briefe, die mich hoch erfreuten. Im ersten Briefe schrieb sie mir, wie trüb und traurig sie noch immer sei und wie sie, wo sie auch gehe und stehe, nur immer an mich denke. Ich fühlte, der ganze Schmerz der Trennung zitterte noch in ihrer Seele. Im zweiten Briefe schilderte sie mir die umfassenden Vorbereitungen zur nahen herzoglichen Hochzeit, an denen mitzuhelfen auch sie veranlaßt worden sei. Sie klagte, daß sie bei den lärmenden Zurüstungen so wenig Zeit finden könne, ihren Lieblingsträumen, den Gedanken an mich, nachzuhängen. Am Schluß bemerkte sie noch, daß sie zum herzoglichen Feste von ihrem Vater ein prächtiges Kleid aus Goldbrocat erhalten habe, über das sie sich außerordentlich freue, das auch mir gewiß sehr gefallen würde und das ihr, wie man ihr gesagt habe, vortrefflich stehe. Ich gab mir nun alle mögliche Mühe, sie mir in einem solchen modischen Prunkgewande, wie ich es hier oft bei hohen Damen sah, vorzustellen, doch es gelang mir nicht. — Der dritte Brief bestand nur aus wenigen flüchtigen Worten. Die fröhlichen, glänzenden Feste der herzoglichen Hochzeit waren zwar vorüber, aber die Abreise der jungen Frau stand vor der Thür. „Die junge Herzogin“, schrieb sie, „hat mir in so über-

aus liebenswürdiger Weise ihre Gunst zugewandt, mir so viele Freuden bereitet, daß ich recht undankbar sein würde, wenn ich nun nicht auch die Beschwerden des Umzuges mit ihr theilen wollte. Darum nimm es mir nicht übel, wenn ich Dir heute nur tausend herzliche Grüße sende“.

Das war der letzte Brief, den ich erhielt. Dann blieb es still.

Es mag sich keine Gelegenheit zur Mitsendung finden: suchte ich mich zu trösten.

Endlich war das lange Jahr überstanden, mit leichtem Herzen sagte ich Paris Lebewohl und ritt der lieben Heimath zu. Schon war ich bis nach Westphalen gelangt, als ich auf einem mit unserer Familie verwandten Edelhofe, wo ich zu übernachten gedachte, einen nach Paris reitenden Courier des Herzogs von Holstein-Plön traf, dem auch wieder für mich ein Brief mitgegeben worden war.

Das freudig begrüßte Schreiben enthielt aber eine bittere Nachricht für mich. Mein Vater theilte mir kurz, wie es seine Art war, mit, daß sich das Fräulein von Broddorf vor einigen Tagen mit dem Grafen Adolph Magnus von Hohn verheirathet habe. Wegen ihrer Schönheit sei sie auf's Schloß gezogen worden, die Prinzessin Amalie von Holstein-Plön habe sie dann zu ihrer Hofdame erhoben, bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzessin mit dem Prinzen August Wilhelm von Braunschweig habe sie Hohn kennen gelernt —, und so sei es gekommen,

daß sie das glänzende Hofleben dem eintönigeren Landleben vorgezogen habe. „Benimm Dich unseres Stammes würdig“, schloß mein Vater kurz. Das hätte können entsetzlich kalt erscheinen, hätte ich nicht an den unsicheren Schriftzügen deutlich erkannt, wie tief der alte Mann beim Schreiben erregt gewesen.

Diese Nachricht fiel wie Gift auf mein Herz; ich brachte eine schreckliche Nacht zu, in der ich alle meine lieben, süßen Hoffnungen begrub.

Der Weg in die Heimath war mir nun verschlossen — : ich ritt wieder nach Paris zurück. Ein düsterrer Schleier, den durch Erinnerungen so wenig wie möglich zu lüften ich stets besorgt war, hatte sich über meine Seele gelegt. Aber ich mußte mit allen Kräften dazu thun, daß mich der Schicksalschlag doch nicht noch zu Boden warf.

Ich besuchte nun in Paris das Palais royale. Mit einer herben Lustigkeit durchprassete ich viele Nächte; mit dem bittersten Groll im Herzen konnte ich in den tollen Orgien sitzen bis in den grauen Morgen.

„Ach, vortrefflich“, rief mir eines Abends der Herzog von Soissons zu, „daß wir Sie rauhen deutschen Bären doch noch so schön polirt haben!“

„Aber die Beize dazu hat erst aus Deutschland kommen müssen“, knirschte ich zwischen den Zähnen.

In einer Nacht befand ich mich auf einem großen Balle. Die erste Hälfte des Festes mochte vorüber sein, der Champagner that bereits seine Wirkung.

Auch ich hatte schon viel getrunken, aber es war mir nicht möglich gewesen, mich aus meiner bitteren Stimmung zu bringen. In einem Kreise näherer Bekannter saß ich nun und warf mitten in die laute Unterhaltung beißende Bemerkungen, die jedoch als besonders geistreiche Witze von meiner Umgebung mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Da plötzlich wird mir, als schlänge sich ein dunkler Schatten um meine Gedanken: eine Melodie von sonderbar magischer Gewalt dringt vom Orchester herab —, eine Melodie von so sinnverwirrendem Zauber für mich! Bunt schwirren mir verworrene Gedanken durch den Kopf, bis es mich auf einmal eiskalt durchrieselt —: „Les triomphes de l'Amour!“ schreit es in mir. Alle Fasern meines Herzens scheinen mir zu zerbersten, frampfhast schleudere ich das Champagner-Glas auf das Parquet, daß es klirrend auseinander springt, und dränge mich durch die verwunderten Ballgäste zum Saale hinaus.

Alle Macht der Selbstbeherrschung war wieder zusammengestürzt. Mit all der alten Gluth standen die Bilder von Plön mir wieder vor der Seele. Die Straßen erschienen mir beklemmend eng, ich schritt zwischen dem Louvre und der alten Kirche Saint Germain l'Auxerrois nach dem freieren Seine-Ufer, wanderte den stillen Quai de la Grenouillère entlang und blieb endlich an der Pont-Royal stehen.

Ich lehnte mich an die steinerne Brüstung und blickte in das murmelnde dunkle Wasser hinab. Da

beschlich mich leise der bitter-süße Gedanke, abzuschließen mit diesem zwecklosen Leben herber Entsaugung und alle Leiden abzustreifen.

Krampfhaft erfaßte ich das kalte, steinerne Gelande —: ein entschlossener Sprung, und ich überschritt die Schwelle der Ewigkeit.

In demselben Augenblicke unterbrach ein Geräusch die Stille der Nacht, erschrocken horchte ich auf. Von der Rue du Bac drang Lichtschein herüber, Fackelträger bogen um die Straßenecke und schritten der Brücke zu, königliche Garden in Galauniform folgten, und diesen schloß sich ein kleiner Zug von Reitern an. Offenbar bildeten die Garden nur ein Ehrengeleite, denn ich bemerkte an den Reitern fremde Uniformen und fremde Farben. Schon wollte ich die Brücke verlassen, um Platz zu machen, als ich noch einen Blick auf den stattlichsten der Fremden warf und starr vor Entsetzen stehen blieb. Trieb meine Phantasie schon höhnisches Spiel mit mir, äßten mich meine Augen —, oder war der glänzende Reiter, umgeben von dieser königlichen Ehrenwache, — war das wirklich mein Friedrich vom Plöner See!

Mir schwindelte, mir war, als wiche die steinerne Brüstung aus meinen zitternden Händen —; überwältigt von allen den Eindrücken der qualvollen Nacht, sank ich auf das Pflaster. —

Als ich wieder erwachte, blickte ich in die besorgten blauen Augen meines treuen Jugendfreundes. Ich lag in einem Zimmer des Louvre. Freudig um-

schlang er mich, als er das zurückkehrende Leben bemerkte.

Meine Schicksale waren ihm auf sein Befragen bald erzählt. Er hatte mir schweigend zugehört. Als ich geendet, trat eine kurze Pause ein, dann versetzte er, mit seinen klaren, ruhigen Augen mich anblickend:

„Deine Herzens-Wunden werden Dir nur in frischer Luft heilen, und diese giebt es glücklicherweise noch in reicher Fülle. Dem Himmel sei Dank, daß ich Dich getroffen habe! Ich werde Dich aus dieser verpesteten Atmosphäre hinausleiten. Wie Du weißt, ging ich von Plön nach Wittenberg, um die Rechte zu studiren. Der viele todtte Formeltram sagte mir jedoch wenig zu, ich wollte kraftvolles Leben. Nach kurzem Studium wandte ich mich nach Schweden, wo eben der junge König Karl XII. die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zog. Ich erwarb mir bald das Vertrauen des genialen Monarchen, ward königlicher Rath und bin sogar jetzt mit einer diplomatischen Mission an den König von Frankreich beauftragt worden. — Durch die Armee Karls XII. geht ein frischer Lebenshauch, dieser muß heilend auf Dich wirken. Darum entschlief Dich und komm mit mir nach Schweden!“

Er drückte mir fest die Hand, als hätte er mich herzlich, seinem Wunsche Folge zu leisten.

„Ich werde jetzt meine Geschäfte abwickeln“, schloß er dann, „unterdessen hast du Zeit Dir meinen

Vorschlag zu überdenken —, und wenn ich in einigen Stunden wieder komme, hoffe ich Deine Zustimmung zu meinem Vorschlage zu hören."

Er nickte mir noch einmal freundlich zu und ging.

Ich blickte ihm mit sonderbaren Empfindungen nach, wie er so straff in seiner glänzenden blauen Staatsuniform zur Thür hinaus schritt. Als wir in Plön schieden, war ich der Beneidenswerthe gewesen. Er war damals mit blutendem Herzen in die Welt gegangen, doch hatte er sich nicht niederwerfen lassen. Als energischer Mann, als ein fest in sich abgeschlossener Charakter stand er jetzt auf einer ehrenvoll erungenen Höhe —; und ich, vom launischen Glück verlassen, lag jetzt kraftlos vor ihm, ein trauriges Bild unmännlicher Schwäche.

Brennendes Schaamgefühl überkam mich.

„Nein“, rief ich, „nicht umsonst soll mich im Augenblicke, da ich am tiefsten gesunken bin, die Hand meines edelsten Freundes erfassen!“

Gewaltsam raffte ich mich vom Lager auf; mein Entschluß war gefaßt.

Wider Erwarten schnell hatte Friedrich durch seine geschickt geführten Unterhandlungen seinen Zweck erreicht, schon nach wenigen Tagen konnten wir Paris verlassen.

Sein Umgang wirkte neu belebend auf mich ein. In Stockholm trafen wir ein hochausschäumendes,

kriegerisches Leben, der Kampf mit Rußland stand nahe bevor.

Der Einfluß Friedrich's erwirkte mir eine Offiziersstelle, und bald stand ich mitten im lärmenden Treiben des nordischen Feldzuges.

Auch Friedrich befand sich mit im Heere; doch hatte ihn der König in seinen Kriegsrath gezogen, ich konnte ihn darum nur von Zeit zu Zeit sehen.

Meine Gemüthsstimmung klärte sich in diesem strengen, mühevollen Kriegsdienste mehr und mehr —, und packte mich dennoch bisweilen der alte Trübsinn, so suchte ich Friedrich auf, an dessen starkem Geiste ich mich dann wieder aufrichtete.

Mitten in diese Zeit meiner geistigen Genesung fiel die Schlacht bei Narwa, für Karl XII. so glücklich, für mich überaus beklagenswerth, denn sie entriß mir meinen Freund. Er fiel durch eine russische Kugel.

Der Schmerz um diesen Verlust raubte mir wieder alle Festigkeit und machte mich abermals hilflos wie ein durch den Sturm vom Anker losgerissenes Schiff auf wüthendem Meer.

Ich blieb jedoch beim Heere. Mitten im strengen Dienste, im Kriegsgewühle in Rußland kamen mir aber die Gedanken an mein verlorne Glück nicht aus dem Sinn.

Da eines Tages saße ich mit mehreren Offizieren im Zelte, als noch ein Kamerad herzutritt und uns lachend die excellente Geschichte erzählt, daß vor ei-

niger Zeit in Dresden Fürst Egon von Fürstenberg eine Wette von 1000 Ducaten gegen den Grafen von Hohn verloren habe, weil er nicht habe glauben wollen, daß die Frau des letzteren schöner sei, als alle Frauenzimmer am Hofe. Das argwöhnisch auf einem einsamen Gute gehaltene Weibchen sei dann vorgeführt worden, Fürstenberg habe sich sofort für verloren erklärt — ; aber dabei habe das reizende Geschöpf dem Könige, August dem Starken, eine solche Leidenschaft eingeflößt, daß dann Hohn statt der Wette seine Frau verloren habe, die jetzt zur dame du roi avancirt sei.

Das Mennchen aus dem Pfarrhause von Plön — die Maitresse des lüderlichsten Fürsten! Diese Nachricht durchfuhr mich wie ein Blitz, sie brannte mir wie höllisches Feuer im Herzen. Mir zitterten alle Glieder, es wirbelte mir wild im Kopfe. Ich sprang auf und verließ das Zelt.

„Was ist Dir, Osten!“ riefen mir einige Kameraden nach.

„Er wird wohl etwas im Dienst vergessen haben“, versetzte ein Anderer, da ich keine Antwort gab.

Ja wohl hatte ich etwas vergessen im Dienst, aber im Frauendienst, daß die Treue längst im Reglement gestrichen.

Freilich, wie konnte das anders an einem Hofe sein, wo durch die französische Sünde, die Maitresenwirthschaft, alle Ehre, alle Scham zu Grunde

ging, wo vom giftigen Hauche dieses abscheulichen Lasters alle Bande zernagt wurden.

Es wühlte mir entsetzlich in meinem Herzen. Ich vermochte es jetzt nicht mehr zu ertragen, in einem Kreise von Kameraden zu Leben, die jeden Augenblick über das behaglich witzeln konnten, was mir entsetzlich zu hören war. Aber was sollte ich thun! — Ich kam nach Halle.

Nicht aber Francke's Lehren, sondern die lebensfrische Wolff'sche Philosophie ließ mich wieder langsam gesunden.

Schon war ich wieder auf die Höhe freien, ungetrübten Denkens emporgestiegen —, da stürzt mich das Schicksal abermals hinab in die Nacht meines Trübfinnes —: die Gräfin Rosel ist hier in Halle!

* * *

Erschrocken fuhr Wolff bei diesem Schlusse zusammen.

„Die Rosel? — die berühmte verschwenderische Rosel!“ rief er unwillkürlich aus, „von der erst kürzlich wieder die ganze Welt sprach, jene prunksüchtige Maitresse, deren Abdankung so vielen Lärm machte! — Und die war ehemals das Nennchen von Plön! Armer Osten!“

Er erhob sich und schritt ernst in seinem Zimmer auf und ab.

Da hörte er Georg von seinem Spaziergange zurückkehren; er nahm das Heft und begab sich zu ihm.

Er grüßte ihn freundlich, dann fuhr er mit gewinnender Stimme fort:

„Durch die Mittheilung Ihrer Jugendgeschichte haben Sie mich vertrauensvoll einen tiefen Blick in Ihr bewegtes Leben thun lassen. Ich habe aus den Schilderungen die Ueberzeugung gewonnen, daß Sie, ein so stark herausgebildeter Charakter, sich nicht so banger Sorge hinzugeben brauchen. Das Erscheinen der Kosel in Halle ist zwar ein übles Spiel des Schicksals, dem Sie aber ruhig die Stirne bieten können.“

„Es wird leider wohl kein Spiel des Zufalls, sondern eine Absicht der Kosel sein“, versetzte Georg. „Sie scheint in Berlin, wo sie sich zuletzt nach dem Bruche mit August dem Starken aufhielt, erfahren zu haben, daß ich hier in Halle lebe, und ich vermute, daß sie in der Absicht gekommen ist, von mir Hilfe zu erbitten. Gleich nach ihrer Ankunft hier erhielt ich an jenem Festabende bei Brandis ein Billet, in welchem sie mich ansieht, ihr meinen Beistand in dieser traurigen Lebenslage angedeihen zu lassen. Aber mein Inneres sträubt sich, mit diesem Weibe, das mir das Glück meines Lebens leichtsinnig zerbrach, das alle Ehre ihres Geschlechtes sündhaft vergaß, wieder in Verbindung zu treten —; und doch war sie die Liebe meiner Jugend!“

Wolff blickte den so schmerzlich Erregten mit feinen großen klaren Augen voll inniger Theilnahme an, dann begann er:

„Seien sie auch so aufrichtig gegen sich selbst, wie Sie durch das Anvertrauen dieser Erinnerungen gegen mich waren. Gestehen Sie sich zu, daß Ihnen nicht alle Liebe aus der Jugendzeit erstorben ist, denn wie könnte Ihnen die Geschichte sonst noch so zu Herzen gehen! Lassen Sie jetzt aus dem noch glimmenden Fünkchen eine wärmende Flamme des Mitleids und der Hilfe emporkwachsen —, und Ihr Herz wird dann jene Periode Ihres Lebens versöhnend abschließen, um darauf mit neuem Lebensmuth um so reiner und friedreicher, um so vollkommener für das Glück zu erglühen, welches Ihnen hier ja bereits zu erblühen begonnen und für das vielleicht Ihre allzusehr erregte Besorgniß bereits ungerechtfertigte Gefahr sieht!“

Georg antwortete nicht, aber es lag schon wieder eine entschlossene Ruhe in seinem ernsten Gesichte. Er trat zu Wolff heran, ergriff dessen Hand und sagte mit fester Stimme: „Haben Sie herzlichsten Dank!“

3.

Georg wollte sich nicht gleich bei seiner ersten Verhandlung mit der Gräfin den lauernden Blicken klatschfüchtiger Nachbarn preisgeben; er meldete ihr daher am nächsten Tage, daß er am Abende ihr die erbetene Aufwartung machen werde.

Der beflommen erwartete Abend kam.

Georg schritt, bevor er eintrat, noch einmal an dem Hause der Gräfin vorüber. Die Fenster waren mit schweren Läden verschlossen, aber dennoch blitzte hie und da durch eine kaum bemerkbare Ritze ein dünner Lichtstrahl in das Dunkel.

Er hatte seine straffe schwedische Offiziersuniform angezogen, die er so oft in bitteren Kämpfen getragen; hier galt es auch einen schweren Kampf, und er wollte sich tapfer halten.

Er hatte sich jetzt vollständig gesammelt, mit festem Schritte trat er in den Hausflur. Eine alte Frau kam ihm sogleich entgegen und öffnete ihm ein Zimmer. Es befand sich Niemand darin. Ein paar hochlehnige Stühle standen an einem Tische, auf dem ein Licht brannte, sonst sah es ziemlich leer und unwohnlich in dem Raume aus.

Doch hatte er wenig Zeit, sich weiter umzusehen,

denn schon klinkte die gegenüberliegende Thüre; er blickte gespannt hin; eine Dame in einem knisternden Brocatkleide trat ein.

Er biß die Zähne fest zusammen, er erkannte sie.

Sie näherte sich ihm, er verneigte sich.

In demselben Augenblicke schien sie aber auch die angenommene Festigkeit zu verlassen, die Thränen stürzten ihr aus den Augen und: „O, Georg, Georg!“ rief sie in tiefster, schmerzvollster Wehmuth.

Sie wankte zu ihm heran und wollte vor ihm auf die Kniee sinken, er aber trat einen Schritt zurück.

„Madame“, sagte er mit kalter, schneidender Stimme, und dabei nahmen seine bleichen Züge einen überaus herben, straffen Schnitt an, „Sie haben mich um Hilfe gebeten; als ein echter Edelmann ist es meine Pflicht, Ihnen meine Dienste nicht zu versagen“.

Schon bei den ersten Worten hatte sich die Frauengestalt wieder emporgehoben, einen Augenblick, aber auch nur einen Augenblick stand sie hoch aufgerichtet wie eine stolze Juno, um gleich darauf mit einem herzdurchdringenden Schrei zusammenzubrechen. Sie fiel auf einen der großen Lehnstühle, den schönen Kopf mit dem entseßlich bleichen Antlitz zurückgelehnt.

Bestürzt fuhr Georg zusammen, er konnte sich nicht bewegen vor Schreck. Wie gebannt starrte er auf das wunderbar reizvolle Gesicht; auf den heftig wogenden Busen, auf die zarte Hand, die krampf-

hast die Armlehne umspannte, die schöne Hand, die er so oft gedrückt. Und zu ihren Füßen — sah er recht? — wahrhaftig, da lag der Band von Fleming's Gedichten aus dem Pfarrhause von Plön, er mußte beim Hinsinken auf den Stuhl hinuntergefallen sein.

Da war es, als bräche es gewaltig in seinem Innern durch, hastig riß er den Handschuh von seinen Fingern, griff schnell zu einem Odeurfläschchen auf der neben ihm stehenden Kommode, beneßte die Fingerspitzen und wollte eben die Stirne der Bewußtlosen damit bestreichen, als es ihn durchzuckte. Er konnte sich nicht überwinden, das zauberische Weib zu berühren.

Der bloße Geruch der starken Essenz hatte aber schon hingereicht, das Bewußtsein zurückzurufen. Sie verzog schmerzvoll das schöne Gesicht, die Thränen auf den bläßen Wangen zitterten und glitzerten in den Lichtstrahlen, und langsam zog sie die linke Hand zum Herzen.

Georg stellte schnell das Fläschchen an seinen früheren Platz und trat in seine straffe Haltung zurück.

Sie bewegte sich leise, richtete sich etwas auf, blickte mit ihren dunklen Madonnenaugen voll unendlichen Kummers zu ihm hinüber und fing bitterlich an zu weinen.

Dieser Ausbruch des innersten Schmerzes brachte sie ihm menschlich näher.

„Madame“, begann er, „ich bin gern bereit, Ihnen zu helfen, so weit es in meinen Kräften steht. Ich will versuchen zu vergessen, was hinter und zwischen uns steht; ich bitte Sie, sagen Sie mir, was ich für Sie thun kann“.

Aber das zu tief erregte Frauengemüth rang vergebens nach Fassung, immer wieder brach sie unter Schluchzen in Thränen aus. Da traf zufällig ihre Hand ein Medaillon mit dem Bildniß Augusts des Starken, das ihr aus den glänzenden Tagen her noch über die Brust an einem Schnürchen herabhing. Sie zuckte zusammen, ein bitterer Zug der Entrüstung flog über ihr Gesicht, heftig riß sie den kleinen Schmuck ab und schleuderte ihn von sich.

„O, hören Sie die Geschichte meines Glends an, Herr von Osten“, begann sie nun mit niedergeschlagenen Augen, „vielleicht können Sie dann einer rathlosen und von Allen verlassenem Unglücklichen eine Rettung zeigen“.

Georg setzte sich als Zeichen der Zustimmung auf einen der Stühle ihr gegenüber, eine kleine Stille trat ein und dann begann sie bekümmert:

„Die größte Sünde meines Lebens war die, daß ich gegen Sie die Treue brach.“

Die Bewegung schien sie wieder überwältigen zu wollen, aber sie kämpfte sie nieder und fuhr nach kurzer Pause fort:

„Ich habe es schwer gebüßt. O, ich will Ihnen Alles, Alles erzählen, gönnen Sie mir diese Erleichterung meines Herzens. — Meiner Schönheit, we-

gen wurde ich an den Hof zu Plön gezogen, ich wurde umschwärmt, man setzte mir allerlei Gedanken in den Kopf, daß mich mein Väröchen zu einer großen Rolle im Salon berechtige; man schwatzte mir vor, daß ich aus dem engen Kreis der Heimath hinaustreten müsse; ich wurde stolzer — dann kam Hoym und machte mich zur Gräfin, aber nicht glücklich.

Ich konnte meinen Mann nicht aufrichtig lieben; aus dem Bangen um Sie ward nach meiner Verbindung eine Folter, ich hatte keine Ruhe Tag und Nacht.

Da kam ich an den Hof nach Dresden. Auch hier setzte meine Schönheit wieder Alles in Verwunderung, ja wenn ich die Nacht über um Sie geweint, dann fand man mich bei der Matinee erst recht interessant. Ich wurde umflattert, gefeiert und umworben, selbst der König lag mir zu Füßen. „Le sang des rois ne souille pas“ sagte der Hofmarschall eines Abends lächelnd zu mir —, und in der Qual meines Herzens nahm ich das schmachvolle Anerbieten des Königs an. Ich suchte mich nun im Rausche der Vergnügungen zu betäuben, ich wollte mein Auge, das nur überall als erschreckenden Schemen Sie sah, durch üppigen Glanz blenden, erblinden lassen, aber vergebens. Gierig schauten gemeine Dirnen von der Straße zu dem Rosel'schen Palais, zu der glücklichen Collegin empor —, und ich war so oft dem Wahnsinn nahe.

So verbrachte ich Jahre. Da plötzlich sollte es sich ändern. Der König war nach Warschau gereist,

es lag eine drückende entsetzliche Dede im Palais. Ich scheute mich, nur einen Tritt zu gehen, denn wenn ich über den schwellenden Teppich schritt und meine Atlaschuhe leise knarrten, so war es mir, als zerträte ich Menschenherzen, als knirschte die ausgefogene Armuth mit den Zähnen, als ränge die Verzweiflung die knöchernen Hände.

An einem Nachmittage stand ich im Lesezimmer und wollte zum Phombrezimmer, um an dem Spielkränzchen theilzunehmen, da sah ich am Boden ein preußisches Zeitungsblatt; verwundert hob ich es auf, und mein erster Blick traf eine Besprechung meiner Person. Man hatte mir offenbar das Blatt in die Hände gespielt, ich wollte es darum entrüstet wieder wegwerfen, aber ich konnte die Augen nicht wieder davon losmachen. Mit zitternden Händen las ich, wie ich als das Unglück Sachsens, als der Abschäum der Weiblichkeit hingestellt wurde; erschrocken verfolgte ich, wie mit entsetzlicher Genauigkeit ausgerechnet war, daß die bloße Ausmöblirung meines Palais über zweimalhunderttausend Thaler gekostet habe. Entsetzt starrte ich auf die vielen Zahlen. Ich wollte lachen über diese philiströse preußische Rechnung, aber ich vermochte es nicht, immer wieder starrte ich auf die vielen Zahlen, und diese fingen an größer und größer zu werden, gräßliche dicke Köpfe schwellen hervor, sie begannen sich zu bewegen, mich anzugrinsen, ich mußte mich an einer Säule halten. Es war mir ganz wirt im Kopfe geworden, ich strich mir mit einem Odeur über die Stirn, und es wurde mir wieder wohler.

In diesem erregten Zustande konnte ich aber nicht in die Spielloirée gehen, ich begab mich in mein Boudoir. Ich warf mich in den Armstuhl, in dem ich so oft gefessen, wenn ich mich für eine große Cour oder für ein sonstiges Hoffest zu meinem Diamantenaufsatz hatte frisiren lassen.

Mir gegenüber auf einem Tischchen stand ein Toilettenspiegel, ein prachtvolles Geschenk des Königs. Das große krystallklare Glas hielten zwei goldene Delfhine. Ich starrte gewohnter Weise in den Spiegel, aber betroffen wandte ich die Augen wieder weg, ich kam mir entsetzlich häßlich vor. Ich blickte auf die Delfhine. Sie waren von köstlichster Arbeit, so dargestellt, als seien sie eben den silbernen Meeresfluthen entstiegen; noch hingen glänzende Wassertropfen, kostbare Perlen, hie und da an ihren Schuppen.

Ich hatte mich ehemals in meiner Prunksucht über das Kunstwerk, als ich es geschenkt bekommen, sehr gefreut, heute stach mich der Glanz der Perlen schmerzhaft. — Ich schloß die Augen, aber ich konnte den Spiegel nicht von mir bannen. Hämißch begannen die Delfhine mich anzugrinsen; nein, wie hatte ich denn nur die Jahre über so blind sein können; diese Thiere mit ihren unheimlichen Augen, mit ihrem häßlichen Schuppenleibe, mit ihren kralligen Vorderfüßen —: das waren ja Drachen, edelhaftes, giftiges Gezücht!

Mein Herz fing an angstvoll zu klopfen. Jetzt

begannen sich die Drachen leise zu bewegen. Die Mäuler verzogen sich zu scheußlicherem Grinsen, aus den widerlichen Rüstern wehte mir ein beklemmender Dunst entgegen. Dann hoben sie sich empor und wurden immer länger und länger. Der Spiegel aber wurde langsam immer größer und größer, er fing an hin und her zu schwanke —, ich sah genau hin, ganz genau, und ich bemerkte erstaunt, daß er nicht aus einer ebenen Fläche bestand, sondern aus einer runden kugelförmigen Schale voll schaukelnder, beweglicher, trübgänzender Flüssigkeit, die beängstigend geheimnißvoll immer bedeutender anwuchs.

In drückend angstvoller Beklemmung lag ich im Stuhle. Da ging es wie ein leiser Odem durch's Gemach; ich horchte auf. Kommt denn keiner von deinen vielen Dienern und Dienerinnen, der dich aus Deiner entsetzlichen Lage rettet? Und es wehte an mir vorüber, kaum hörbar: „Das sind die Thränen, die du dem unglücklichen Sachsenlande ausgepreßt hast. — Das sind die Thränen“, tönte es vernehmbarer. Die Drachen verzogen ihre Gesichter zu entsetzlichem Gelächter, sie bogen sich hin und her; die Thränenschale war bis an die Decke gewachsen, sie schienen sie nicht mehr tragen zu können und machten schwankende Bewegungen, ihre Last abzuwerfen. „Das sind die Thränen“, rief es lauter durch das Zimmer, „das sind die Thränen, die dich nun erfäusen sollen!“ schrie es gellend.

Ein entsetzlicher Schreck durchfuhr mich, ein

schmerzhafter Stich ging mir durch's Herz, mit einem Schrei sank ich bewusstlos zurück

Ich kam bald wieder zu mir, aber man hatte mich doch schon auf ein Ruhebett gelegt, denn die Kammerfrau hatte meinen Ausruf gehört. Ich war aber noch so ermattet, daß ich die Augen noch nicht aufschlagen konnte. Da hörte ich auch noch zwei Stimmen neben mir, ich kannte sie, es war die des Leibmedicus und des Hofmarschalls. Beide Herren hatten sich zur Spielsoirée bereits in der anstoßenden Galerie befunden, als mir unwohl geworden war.

„Es sind wirklich starke Nervenzufälle“, zischelte der Hofmarschall, „man sollte es nicht denken bei einer so robusten Dame“.

Der Leibmedicus antwortete noch leiser, aber ich hörte dennoch, wie er über mich eine so abscheulich unzarte Aeußerung that, daß sich mein Gefühl sträubt, sie wiederzugeben. Mir vergingen abermals die Sinne über solch eifig-kalten, frivolen Worten.

Mein Entschluß war gefaßt. Es brannte mir das Parquet unter den Füßen, ich mußte fort, zum Könige; ich mußte ihm die Qualen meines Gewissens aufdecken, mußte meine Entlassung fordern, um dann im Verborgenen meine Sünden zu beweinen.“

Die Erzählerin brach in Thränen aus und barg das schöne Gesicht in's Taschentuch. Georg von Osten aber blickte ernst auf das Bild tiefsten Jammers vor sich, es ergriff ihn eine so herbe Wehmuth, eine so schmerzliche Bitterkeit, daß es ihm die Kehle

zuschürte. Er hätte gern ein Wort des Trostes gesagt, das der Unglücklichen so wohl gethan haben würde, er konnte aber keine Silbe hervorbringen, und so klang zu dem Jammer in dem kahlen Zimmer nichts, als der schwache, hohle Widerhall des heftigen Schluchzens.

Endlich faßte sich das erregte Herz wieder, die schlanken weißen Hände legten sich noch einmal trocknend mit dem Tuche über die Augen, dann fuhr sie fort:

„Der König hörte, daß ich ihm folge; es war ihm allerlei über mich in's Ohr gezipfelt worden, — ich ward auf halber Tour von königlichen Garden zurück nach Dresden geführt. Ich wartete die Rückkunft des Königs ab, aber er ließ mich nicht wieder vor. Ich sah nun den Abgrund, in dem ich zerfliegen sollte, immer deutlicher vor mir, die Angst ließ mich nicht schlafen —, und so floh ich von Pillnitz, all' meine Garderobe, meinen Schmuck zurücklassend, mit wenigen Thalern und dem einzigen Andenken von Plön, mit Fleming's Liedern nach Berlin. Aber auch dort sollte ich keine Ruhe finden. Der sittenstrenge, rauhe König wollte seine Hauptstadt nicht durch mich verunreinigt sehen, er ließ mich ausweisen. Ich floh hierher nach Halle, und hier verwirrten sich meine Gedanken schon, der grinsende Wahnsinn streckte seine zerfleischenden Krallen nach mir aus, da drang plötzlich Dein Name zu meinen Ohren — o Georg, Georg, rette das arme verfinsterte Aennchen!“

Bei diesen letzten, fast von Thränen erstickten Worten brach die junonische Gestalt zusammen, sie glitt vom Stuhle herab auf die Kniee. Unheimlich knisterte dabei der Goldbrocat.

Jetzt konnte sich Georg nicht mehr halten, er war bis auf's tiefste erschüttert.

„O mein Gott, mein Gott“, brach es aus ihm hervor. Schnell beugte er sich zu der Weinenden nieder, hob sie sanft auf und lehnte sie in den Stuhl. Dann sprach er ihr Trost und Muth ein, in den mildesten, freundlichsten Worten, so daß die Unglückliche sichtbarlich die Fassung wiedererlangte.

Sie that einen tiefen Athemzug, dann schlug sie die wundervollen Augen auf und schaute mit ihrem zauberischen Lächeln auf Georg.

Der schmerzvoll ergriffene Mann aber zuckte zusammen über diesen Blick, ein Stich fuhr ihm durch das warm klopfende Herz, betroffen trat er zurück. Das Blut stockte ihm wieder, die frühere Herbheit seines Gemüthes bemächtigte sich wieder seiner, rücksichtslos drang es sich ihm auf: Du kannst mit diesem Weibe keine Gemeinschaft mehr haben! —

Es war ihm, als stießen ihn hundert Arme von ihr zurück, als läge eine tiefe, schwarze Kluft zwischen ihm und ihr, in der er versinken müsse, wolle er hinüber zu ihr.

Er überwand sich aber bald und mit sicherem Ernste sagte er, sich hoch aufrichtend:

„Ich werde sogleich, Madame, Mittel und Wege ergreifen, Sie aus dieser unglücklichen Lage zu befreien. Seien Sie versichert, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht“.

Dann verbeugte er sich und verließ das Zimmer.

Als er auf die Straße trat, blieb er einen Augenblick stehen und athmete, wie von einer langen Beklemmung, hoch auf. Da kam es ihm vor, als höre er Schluchzen drin, hastig hüllte er sich fester in seinen Mantel und wandte sich schnell der Großen Ulrichsstraße zu.

Mit jedem Schritte aber, den er sich weiter von dem unglücklichen Kennchen entfernte, wurde ihm wieder wehmüthiger um's Herz. Die Zweifel stiegen in ihm auf, ob er wohl nicht zu schroff gegen das arme hilflose Weib gewesen — —, es fröstelte ihn, es war ihm sonderbar zu Muthe.

Durch die dunklen, stillen Straßen pfliff ein kalter Wind; als er über den Markt an der Kirche Unserer lieben Frauen vorüberschritt, heulte und ächzte es um den alten Bau und zog wie klagend an den Hausmannsthürmen empor.

Eine eigenthümliche Bangigkeit beschlich ihn — durfte er Die so verlassen, die er einst so sehr geliebt? War diese Liebe ganz in seinem Herzen erloschen? — und wiederum heulte wie klagend der Wind durch die gothischen Zierathen der Kirche.

Leise, um die schon schlafende Familie des Professor Wolff nicht aufzustören, trat er in's Haus und

öffnete ebenso geräuschlos sein Zimmer; doch verwundert blieb er auf der Schwelle stehen.

Auf einem Tischchen neben dem Kamin brannte ein kleines Lämpchen und davor in einem Lehnstuhle schlummerte Veronika.

Das liebliche Köpfschen ruhte seitwärts zurückgebogen an der Lehne, die Arme lagen gestreckt auf dem Schooße, die Hände waren wie zum Gebete gefaltet.

Er trat näher. Das holde Mädchen war in tiefen Schlummer gesunken. Die rosig angehauchten Wangen verliehen dem anmuthigen Gesichte eine ungemein lebenswarme Lieblichkeit. Er lauschte auf den Athem, der mit seinen tiefen, regelmäßigen Zügen den verhüllten Busen langsam hob und senkte. Ganz eigenthümlich überkam es ihn. Er strich sich über die Stirn, ob er auch nicht träume, so verzaubert-hold, so wunderlieblich erschien ihm das Bild. War das auch wirklich nicht Dornröschen? war das trübe Lämpchen wirklich keine Zauberlampe? hatte er nicht schon einmal so hold, so unschuldsvoll ein liebliches Mädchenantlitz gesehen? Aber es war lange her, viele Jahre, damals, ja damals in den seligen Tagen am Blöner See.

Sie bewegte sich leise, er trat erschrocken zurück, klappte noch einmal etwas geräuschvoller mit der Thüre und weckte damit die Schlummernde. Diese sprang erschrocken auf; sie mußte sich offenbar einen Augenblick besinnen, wo sie war; sie blickte

schnell um sich. Gleich darauf aber schoß ihr das Blut in's Gesicht.

„O, verzeihen Sie! Herr von Osten“, bat sie verlegen, „es ist heute schon so kalt, und da ich meinte, Sie würden etwas spät nach Hause kommen, so habe ich in Ihrem Kamine noch etwas nachgelegt!“

„Warum soll ich Ihnen da verzeihen, zu danken habe ich Ihnen, Veronika“, versetzte er mit Wärme.

Sie hatte inzwischen die Studirlampe angezündet, nahm nun ihr kleines Lämpchen und verschwand mit einem leisen „Gute Nacht“ schnell durch die Thüre.

Georg schaute ihr nach, dann blickte er verwundert zu dem leeren Lehnstuhle zurück; noch immer hielt ihn das holde Bild gefangen.

Dann suchte er sich zu ernüchtern, er schritt in dem angenehmen durchwärmten Zimmer auf und ab, setzte sich auf denselben Lehnstuhl, wo sie noch vor Kurzem so anmuthig geruht; sie stieg wieder in lieblicher Schöne vor ihm auf.

Die Beklemmung seines Herzens wich; mit dem Bilde Veronika's traten die weisen Lehren seines großen Meisters ihm vor die Seele.

„Vervollkommne Dich selbst!“ tönte es in ihm. Das war ja der oberste Lehrsatz der Wolff'schen Sittenlehre. Nicht durch weichliches Hinbrüten über sein Unglück, nicht durch zerknirschende Klagen über seine eigene Nichtigkeit, nicht durch das thatenlose

Beten ohne Unterlaß, wie es die Francke'sche Schule wollte, hatte er sich damals wieder emporgeschwungen zu frischem, kräftigem Leben, sondern dadurch, daß er mit aller Macht und Energie der Aufforderung nachgekommen war: „Bervollkomme dich selbst!“ War das aber jetzt eine Bervollkommung, wenn er zu der so tief gefallenem Rosel hinabstieg? Nein, wahrlich nicht. Unterstützungen, reiche Unterstützungen sollten ihr werden, sie war ihm ja einst so theuer gewesen —; aber einen weiteren Verkehr konnte, durfte er nicht wieder mit ihr anknüpfen.

Noch lange ging er dann auf und ab. Bald bewegte ihm das liebliche Bild Veronika's das Herz, bald blickte er begeistert zu den Lehren seines großen Meisters empor. Sein gesundes Gefühl für alles Gute hob ihn unbewußt über die Unbestimmtheiten der Wolff'schen Philosophie hinweg; er brauchte eben nicht zu bedenken, daß es oft ja doch so schwer halte, aus dem Grundsatz: „Bervollkomme dich selbst!“ alle Pflichten, besonders die gegen unsere Mitmenschen, herzuleiten. In seiner Verehrung für Wolff fiel ihm selbst der Hauptfehler des Systems, der Mangel sittlicher Triebfedern nicht auf. Das Gefühl für Sittlichkeit war zu fest in seinem Inneren begründet, als daß er darüber Belehrung gebraucht hätte.

Endlich begab er sich zur Ruhe. Eine gewisse ernste, heilige Glückseligkeit hatte sich seiner bemächtigt, er fühlte, daß er einen schweren Sieg über sich errungen.

Bald sank er in Schlummer, aber durch seine Träume schwebten holde blaue Augen, die ihn innig, traulich und glückverheißend anschauten; nur zog dann bisweilen hinter dem lieblichen Bilde eine hohe üppige Frauengestalt vorüber, die ihre großen glänzenden Augen aufmerksam auf ihn heftete, daß es beklemmend auf ihn drückte.

4.

Am anderen Morgen legten sich die Gedanken Georg's von Osten schon weit klarer und ruhiger für entscheidende Handlungen zurecht. Er begab sich zu Wolff und theilte ihm das Ergebniß seiner Begegnung mit der Kosel mit. Der Philosoph nahm in freundschaftlichster Weise Antheil an dem schlimmen Geschehe.

„Ich freue mich“, sagte er und reichte Georg die Hand, „daß meine Philosophie im Stande war, Sie sicher auf dem rechten Pfade zu erhalten. Sie haben, eingedenk meiner Grundsätze, einen herrlichen Sieg über sich selbst errungen, durch diesen haben Sie Ihren seelischen Zustand vollkommener gemacht — und sich vollkommener zu machen, das ist ja das höchste Streben des Menschen. Sie werden nun rüstig und ungestört in diesem Streben vorwärts schreiten, es wird Ihnen nicht schwer fallen, sich jetzt, wo die trüben Schatten Ihrer Jugend geklärt sind, ein harmonisches Leben aufzubauen; Sie müssen dann glücklich werden, denn in dem Bewußtsein, immer größerer Vollkommenheit entgegenzugehen, da liegt die wahre Glückseligkeit des Menschen. Dies Bewußtsein ist unser höchstes Gut“.

Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er mit liebenswürdigem Lächeln fort:

„Also greifen Sie zu, der Ariadnesfaden für die Reise durch das Labyrinth des Lebens nach dem höchsten Gute liegt vor Ihnen!“

„O, wie muß ich Ihnen danken, so aus tiefstem Herzen danken“, rief jetzt Georg bewegt.

„Noch nicht“, versetzte Wolff freundlich. „Vergessen Sie nicht, erst müssen wir die arme Rosel irgendwo und irgendwie unterbringen.“

Die beiden Männer ließen sich nun auf dem Kanape nieder und kamen nach kurzer Ueberlegung dahin überein, daß Georg dem armen Weibe ein kleines Schloßchen in Holstein, welches ihm vor mehreren Jahren durch Erbschaft von einem alten Better zugefallen, einräume, wo sie dann unerkannt und ungestört leben könne. —

Es brannte Georg nun aber auf den Nägeln; er hätte die Sache gerne so schnell wie möglich beendet gesehen. Nur die Rosel fort, nur fort aus Halle, rief es in ihm, und doch mußten erst Vorbereitungen zur Uebersiedelung getroffen werden.

Um nicht erst durch eine äußerst langsame Correspondenz mit dem Schloßverwalter, die außerdem regelrecht auch nur bis Hamburg befördert worden wäre, die Ausführung des Planes in die Länge zu ziehen, beschloß er, selbst auf einem kräftigen Pferde so schnell wie möglich nach seiner Besitzung zu eilen; er war ja noch aus seiner Soldatenzeit her anstren-

gende Bitte gewöhnt. Zugleich bot sich ihm bei diesem Verfahren der Vortheil, daß er mit eigenem Urtheil die Einrichtungen anordnen konnte. Außerdem erschien ihm die Reise aber auch noch ganz besonders in Bezug auf Veronika vortheilhaft. Er würde sich nicht haben überwinden können, mit ihr über sein Verhältniß zur Kosel zu sprechen, so lange dasselbe nicht zum völligen Abschlusse gekommen. Sobald die Kosel weg wäre, wollte er dem lieben herzigen Mädchen dann Alles sagen —, und — welches Glück erhoffte er dann!

Schon am Mittag empfing er die bejahende Antwort der Kosel auf seine Anfrage, ob ihr eine derartige Uebersiedelung genehm sei; er bedurfte zu seiner Abreise weiter keiner Vorbereitungen. Schnell nahm er von Veronika, zwar etwas beklommen und förmlich, Abschied, dann aber schwang er sich frisch auf sein Roß und trabte munter zum alten Ulrichsthore hinaus auf Magdeburg zu.

Ihm war so frei und so wohl zu Muth, denn er sah ihn nun vor sich liegen, den holden Frieden seines Herzens, nach welchem er seit den Jugendentagen von Plön vergeblich und verzweifelt gerungen.

Auf die Bitte Georgs suchte unterdessen Wolff nach einer bessern Wohnung für die Kosel. Das kleine Häuschen auf der Wallstraße war nicht ordentlich heizbar, auch feucht und unwohnlich, so daß ein Umzug dringend Noth that.

Die Philister von Halle schauten zwar sonder-

bar drein, als er für diese Dame, von der man schon allerlei munkelte, Zimmer zu miethen wünschte, aber er kümmerte sich nicht um das einfältige Geschwätz. Es wurde ihm aber schwer, ein passendes Unterkommen für die arme Gräfin zu finden. Die Zeit des Vermiethens war vorüber, und wo hie und da wohl noch Platz gewesen wäre, da wollte man die mysteriöse Frauensperson, über die man schon so viel heraus hatte, daß sie eine Verstoßene von dem liederlichen Hofe August's des Starken sei, nicht haben. Zuletzt wurden ihm noch aus besonderer Gefälligkeit in seiner Nachbarschaft, seinem Hause schräg gegenüber, einige Zimmer eingeräumt.

Es war eigentlich nicht nach seinem Wunsche, die Gräfin in derselben Straße zu haben, er fühlte sich in ihrer Nähe nicht wohl, aber es war ihm doch schließlich recht angenehm, die an und für sich schon durch die vielen Aufregungen der letzten Zeit offenbar Leidende aus der dumpfigen Wohnung heraus nun in einem gesünderen Aufenthaltsorte zu wissen.

Ein Tag nach dem andern verging hierauf still wie sonst. Wolff, den sein neues Werk: „Von der Menschen Thun und Lassen“ angelegentlich beschäftigte, brachte fast die ganze Zeit, die er vom Lesen der Collegien übrig hatte, auf seiner Studirstube zu; Veronika leitete schweigsam den wohlgeordneten Haushalt, pflegte fürsorglich die langsam genesende Freundin, und so waltete scheinbar ein tiefer Friede über

dem Hause des Philosophen. Allein diese Meinung konnte doch nur ein oberflächlicher Beobachter hegen.

Tief schmerzte Veronika der sonderbare Abschied Georg's. Vorher hatte sie stets geschwankt, ob er sie noch liebe oder ob er sich der Fremden ergeben. Jetzt, nach diesem Abschiede, stand es fest in ihr: er hatte sich von ihr abgewandt. Freilich, warum sollte er das nicht, er, ein reicher Herr von Stande, sie ein bürgerliches Mädchen! Er hatte eben weiter nichts als eine kleine Liaison mit ihr gehabt, wie man das bei den adeligen Herren ja immer sehen konnte —; und doch hatte sie ihn für ernster, für männlicher gehalten, als daß er sich mit oberflächlichen Liebeleien die Zeit vertreibe. Oder, hatte sie sich wohl gar selbst getäuscht, war er ihr vielleicht schließlich nur höflich, freundlich entgegengekommen, und sie thörichtes Mädchen war eitel genug gewesen, dieses ritterliche Betragen für Liebe zu nehmen? Wäre dann dieser Kummer ihres Herzens nicht eine gerechte Strafe für solche einfältige Selbstüberschätzung?

Die listigen Augen des Magister Strähler waren aufmerksam den Vorgängen der letzten Zeit gefolgt und sahen nun Vieles ganz anders an, als uneingeweihte Blicke. Der verschlagene Magister bemerkte sehr wohl, daß Veronika bleicher geworden, daß sich um den sonst so frischen Mund, der ehemals so gern, wenn auch nicht mit ihm, freundlich scherzte, ein unendlich schmerzlicher Zug gelegt hatte; er fühlte

vollständig heraus, daß ein tiefer Kummer auf das Herz des armen Mädchens drückte. Er benützte daher die Gelegenheit und zeigte sich darum jetzt doppelt höflich und freundlich gegen das stille Mädchen, er suchte mehr denn je mit ihr zu reden, empfahl ihr Lektüre, wie des Herrn Daniel Kaspar von Lothenstein berühmten Roman „Arminius und Thunelda“ oder des Herrn Hoffmann von Hoffmannswaldau liebliche Gedichte; er brachte ihr jetzt nur noch sehr seltene Herbstblumen mit —; und sie hörte ihn gelassen an, sie nahm die Blumen, die sie früher abgelehnt haben würde, ruhig hin, so daß über das pergamentene Gesicht des Magisters ein triumphirendes Lächeln glitt.

Freilich hatte es mit dieser Stimmung des Magisters noch eine andere Bewandniß. Vergeblich hatte er sich bisher um die in nächster Zeit zu besetzende Adjunktur bemüht; vor einigen Wochen war in den maßgebenden Kreisen, zu denen auch Wolff gehörte, verlautet, daß sich auch Herr von Osten darum bewerbe und daß eine besondere Berücksichtigung des geistvollen Mannes wohl stattfinden würde. Jetzt aber, wo sich dieser Herr mit einem so sündhaften Frauenzimmer so zweideutig abgegeben; jetzt, wo man selbst über Wolff in der ganzen Stadt den Kopf schüttelte, jetzt ergriff der vergnügte Magister die offenbar günstige Gelegenheit, einen Schatten auf den unbequemen Nebenbuhler zu werfen. Er lief daher auf das Waisenhaus zu Professor August

Hermann Francke, der mit einflußreicher Macht an der Spitze der theologischen Fakultät stand und berichtete über die schlimmen, verderblichen Zustände, die durch jenes geheimnißvolle Frauenzimmer, die vielleicht, man munkelte das, er könne es nicht verbürgen, jene aus Sachsen vertriebene sündhafte Kosel sei. Es seien auch schon böse Folgen zum Vorschein gekommen, bemerkte er traurig; der Herr von Osten, der sich kürzlich um die offene Adjunktur mit beworben, sei von dem heillosen Weibe bereits erfaßt worden —, über Professor Wolff wolle er nicht sprechen, da er ihm viele Wohlthaten zu danken habe.

Diese Nachrichten versetzten den frommen Francke in die heftigste Aufregung. Er hatte den weltlichen Wolff schon seit längerer Zeit mißbilligend angesehen. Er hatte es bitter empfunden, daß der anfangs ihm so treu ergebene Herr von Osten sich nach und nach gänzlich der verderblichen Wolff'schen Philosophie zugewendet und der wahren Gottesfurcht entfremdet, so daß er wiederholt den Ausspruch gethan: wer den Euklid und die Wolff'sche Philosophie studire, der könne kein frommer Mensch sein. Jetzt lag nun also schon das bedrohliche Uebel dieser Lehre vor ihm zu Tage, er sah die wohlanständige Sitte, den guten Ruf der Universität auf dem Spiele —; eilig setzte er sich darum, an den ihm wohlgewogenen König die dringende Bitte zu richten, die Kosel, wenn sie es sei, aus Halle zu entfernen. Mit Herrn Professor Wolff nahm er sich

vor, dann selbst noch um Gottes willen eindringlich zu reden.

Mittlerweile hatte Georg auf seiner kleinen Besitzung die Einrichtungen zur Aufnahme der Gräfin schnell angeordnet, es war Alles nach Wunsch gegangen, schon nach wenigen Tagen befand er sich wieder auf der Rückreise. Da traf er zufällig in Hamburg bei kurzer Rast alte Kriegskameraden aus dem ehemaligen schwedischen Heere, das bei Bender aufgelöst worden; sie trieben sich jetzt in der Welt umher, hatten sich seit einiger Zeit am famosen sächsischen Hofe verlustirt; weil aber da schließlich kein Geld mehr aufzutreiben gewesen, so waren sie nach Berlin gekommen. Dort nun, so erzählten sie lachend, wären sie beinahe vor Langeweile gestorben, hätte sie nicht wenigstens auf einige Tage noch eine heitere Komödie, die Verjagung der excellenten Kosel, unterhalten. Jetzt seien sie nach Hamburg gekommen, um der Hansestadt ihre Dienste anzubieten, da ein Streit zwischen dieser und dem hannöver'schen Kurstaate wegen der Elbzölle auszubrechen drohe.

„Uebrigens“, bemerkte noch ein Offizier, „kann ich schließlich in Bezug auf die Kosel den Herren berichten, daß mir heute ein Kaufmann, den ich in Berlin kennen lernte und der gestern von da hier angekommen ist, mittheilte: der König von Preußen habe sich beim sächsischen Hofe beschwert, daß man seine Lande mit abgedankten Maitressen verderbe und so —“

„Verdammt moralisch“, unterbrach hier ein anderer Offizier und strich sich lachend den Schnurrbart.

„Und so?“ fragte Georg schnell, erwartungsvoll.

„Und so wird wohl das arme Frauenzimmer bald auf dem Königstein sitzen, wo schon so Mancher untergebracht ist, der Seiner polnischen Majestät und kurfürstlichen Gnaden unbequem wurde“.

Erschrocken sprang Georg auf. Unter solchen bedrohlichen Umständen durfte er sich keine Rast gönnen, eilig empfahl er sich den verwundert aufblickenden Offizieren, und bald sprengte er mit verhängtem Zügel durch die weiten Elbebenen, um so schnell wie möglich Halle zu erreichen und die Gefahr noch rechtzeitig abzuwenden. —

Unterdessen rang im Hause Wolff's das tief verwundete Herz Veronika's vergeblich nach Trost. Was sie sich auch einsprach, lindern konnte sie das verzehrende Weh in ihrer Brust nicht. Wie geistesabwesend ging das arme Mädchen im Hause umher. Wohl nahm sie die Wirthschaftsarbeiten vor, aber sie verrichtete sie falsch und verkehrt, dann hielt sie verwundert inne, strich sich über die heiße Stirne und begann von Neuem. Aber bald geriethen die sonst so umsichtig waltenden Hände abermals in Wirnisse und sie ließ sie schließlich muthlos sinken. Sie setzte sich dann wohl still an ihren Lieblingsplatz beim Nähtischchen und blickte vor sich hin, aber bei jedem Geräusch fuhr sie zusammen, immer fürchtete sie, Georg mit der fremden Dame neben sich stehen zu sehen:

ein Anblick, vor dem ihr entsetzlich bange war. Durch alle Nerven zuckte es ihr bei einem solchen Erschrecken, übermächtig quoll ihr dann das Blut aus dem Herzen, und sie brauchte darauf lange Zeit, sich zu erholen. Dann kam wieder eine bittere Wehmuth über sie, ein Gefühl unendlichen Schmerzes; die Thränen perlten ihr aus den Augen, sie mußte auf ihr Stübchen eilen und weinte dann dort, bis sie vor Erschöpfung zusammensank. Auch setzte sie sich stundenlang oben in ihr Stübchen an's Fenster und schaute durch den üppig grünenden Myrthenstock hinüber nach dem Hause, in welchem ihre Liebe zu Grunde gegangen war.

So saß sie auch an einem trüben December- abende; sie hatte ihr Stammbuch aufgeschlagen vor sich liegen und blickte unverwandt auf ein freundliches Verschen, welches ihr Georg einst hineingeschrieben. Lange schaute sie auf die Zeichen, dann nahm sie langsam eine Scheere und schnitt das Blatt heraus. Eine Thräne nach der andern rann dabei über die blassen Wangen. Endlich faßte sie sich wieder und schnitt das Blatt in lauter kleine Stückchen, die dann wie Schnee munter zur Erde fielen.

Dabei hatte sie nicht gemerkt, daß es im Stübchen empfindlich kalt geworden; mit den großen blauen Augen blickte sie nun unverwandt in die dunkler und dunkler werdende stille Straße hinab, wo leise der Winter sein weißes Kleid auf Dächer und Pflaster legte.

Plötzlich fuhr das bleiche Mädchen von ihrem Sitze auf, bebend schaute sie hinab. Dunkle Gestalten gewahrte sie unten, die sich unheimlich vorsichtig zur Kosel'schen Wohnung bewegten. Sie zitterte an allen Gliedern. Was sollte das; drohte Gefahr? O Gott, sah sie denn recht, sah sie denn wahr, erblickte sie nicht Truggebilde ihrer Phantasie? Nein, sie täuschte sich nicht; der Schweiß trat ihr vor die Stirn.

Jetzt klinken sie an der Thüre; o, mein Gott, was für ein Unglück soll geschehen!

Es wird geöffnet, eine Lichtwooge fällt in den dunklen Abend, auf den blendenden Schnee, lange verzerrte Schatten strecken sich über die Straße — eine kurze, peinliche Stille — da Stimmengewirr — ein hastiger Hufschlag tönt die Straße herauf, ein Reiter auf schäumendem Pferde sprengt heran — sie taumelt zurück vor Schreck — o, er ist's, er ist's! — übermächtig schlägt ihr das Herz — ihr vergehen die Sinne. Da klirren Degen an einander, entsetzt fährt sie auf.

„O Jesus, sie wollen ihn morden!“ ruft sie bebend, ein Schauer durchfährt sie, wie von einem elektrischen Funken durchzuckt es sie, mit Windeseile stürzt sie die Treppe hinab auf die Straße.

Mittlerweile haben sich die eindringenden Männer gemehrt, Fackeln flackern auf; mit kühner Geschicklichkeit ist Georg an die Thüre gesprungen und hindert mit heftigem Gefecht das Eindringen.

Mit glühenden Augen wirft sich Veronika in's Gedränge.

„Halt, ihr Mörder!“ schreit sie in heftigster Erregung.

„Zurück, wahnsinniges Frauenzimmer!“ brüllt es ihr entgegen.

Aber wie von Sinnen ist sie, entfesselt sind alle ihre Kräfte; sie sieht Georg in größter Gefahr, mit fieberhafter Hast ringt sie ihm entgegen, mit verzweifelter Wuth schlägt sie um sich. Die Kämpfenden verwirren sich —

„Schlagt sie nieder!“ schreit es von der rechten Seite, ein Degen blitzt auf sie zu — ein gellender, ein entsetzlicher Schrei, und sie stürzt in den Schnee zurück.

Georg von Osten fährt, mitten im Kämpfen, bei diesem Schrei erschrocken, wie gelähmt, zusammen, die Eindringenden werfen sich auf ihn, sie springen in die Zimmer, eine Kutsche fährt vor, dicht an Veronika vorüber.

Aus dem Innern bringen die Männer (jetzt gewahrt man, daß es sächsische Grenadiere sind) die bleiche Rosel gefesselt heraus.

Da tritt das weiße, hochhackige Atlasstiefelchen in dunkelrothes noch dampfendes Blut, entsetzt wankt die Gräfin zur Seite und blickt auf das blutende Mädchen, das mit gebrochenem Auge zu ihr aufschaut. Sie beginnt ohnmächtig zu werden, aber sie rafft sich auf, sie fährt sich mit der schönen Hand

über die weiße Stirn, von Veronika wirft sie noch einen Blick ihrer dunkeln Augen auf den todtenbleichen Georg, den man im Hause gefesselt hält, dann schreitet sie auf den Wagen zu.

Flackernd werfen die Windlichter ihre Strahlen auf das hochbauschige Gewand der noch im bittersten Elend imposanten junonischen Gestalt, vornehm rauschen die Falten an den Grenadieren vorüber und glitzernd brechen sich die Lichtstrahlen der Kerzen an dem dahinwallenden Schlepplende von Goldbrocat.

Sie steigt ein, dumpf klappt die Thüre hinter ihr zu, sie wird verschlossen, und dahin rollt die Kutsche, von Reitern umgeben, in das Dunkel der Nacht. — —

Das Glück Georg's von Osten war gebrochen.

Veronika rang bereits mit dem Tode, als man sie in das Haus des bestürzten Wolff trug, bald verschied sie, noch mit einem freundlichen Blick auf Georg, der, seiner Fesseln wieder entledigt, an ihrem Lager kniete.

Oben aber in seiner Giebelstube ging der Magister Strähler zähneklappernd vor Angst auf und ab. Auf ihn fiel die unheilvolle Schuld, den frommen Francke gegen die Kosel in Berlin aufgeheßt zu haben. Von dort hatte man sich in der That am sächsischen Hofe mißbilligend über die Behandlung der Kosel ausgesprochen; August dem Starken war diese Aeußerung sehr willkommen gewesen, er glaubte durch sie ein Recht zu einem Gewaltstreich bekommen

zu haben: der nächtliche Ueberfall der lästig gewordenen Favorite ward beschlossen und ausgeführt.

Am 21. December 1716 langte die Gefangene auf der öden Bergveste Stolpen an, um dann vier- undvierzig Jahre lang einsam die Schuld und das Unglück ihres Lebens zu beweinen.

5

Der blutige Vorgang in Halle ward nicht weiter untersucht, Georg von Osten kehrte unangefochten schon am anderen Tage nach jenem schrecklichen Abend auf seine Güter nach Holstein zurück.

Er wurde ein ernster, fester Mann, der wenig sprach. Durchdrungen von den Lehren seines weisen Meisters, machte er es sich zur Aufgabe seines Lebens, den Hauptlehrsatz Wolff's: „Vervollkomme dich selbst!“ in edelster Weise zur Anwendung zu bringen. Er wandte seine Kräfte seinem Vaterlande zu. Er suchte mit festem Eifer die Bildung und den Wohlstand eines jeden Einzelnen dadurch zu erhöhen, daß er mit umsichtigem Verständniß eine geordnete, regelrechte Landwirthschaft einführte. Es stand ihm klar vor der Seele, daß durch einen gehobenen, allgemeinen Wohlstand und durch allseitigen, harmonischen Unterricht jeder einzelne Mensch weit eher gesund, moralisch tüchtig und besser werden müsse, als durch eine einseitige Gefühls- und Phantasiereligion, die so leicht eine ungesunde Weltanschauung und kopfhängerische, erschlassende Verdüsterung hervorbringen konnte.

Und sein rastloses Schaffen ward herrlich belohnt. Segensreich entfaltete sich der Ackerbau Hol-

steins, und mit diesen reichen Quellen des Wohlstandes erwuchs ein kerniges, ernsthaftes Volk, das selbst nach hundert Jahren noch eine lange, drückende Fremdherrschaft nicht zu beugen vermochte. —

In Halle aber gab der Tod der lieblichen Be-
ronika das Signal zu einem geistigen Kriege, der
bald das ganze gelehrte Deutschland in zwei Heer-
lager theilen sollte.

Professor Lange, unglücklich über den Tod sei-
nes Kindes, faßte von Stund an einen tiefen Haß
gegen Wolff. Es brannte in dem väterlichen Herzen
der bittere Vorwurf, daß Mahnungen, Warnungen
und rechtzeitiges Einschreiten gleichgiltig unterlassen
worden seien, und da eine solche vertwerfliche Herz-
losigkeit im Charakter Wolff's sonst nicht zu finden
war, so schob der kurzsichtige Mann die ganze Schuld
auf die Wolff'sche Philosophie.

Mit jener giftigen Bitterkeit, deren nur tief ver-
letzte Herzen fähig sind, war Lange unablässig be-
müht, die Wolff'sche Weltweisheit beim Haupte der
theologischen Fakultät als äußerst verderblich, beson-
ders für die studirende Jugend, darzustellen. Bald
gelang es ihm auch, langgehegte Befürchtungen Au-
gust Hermann Francke's zu fester Ueberzeugung um-
zubilden. Der fromme Mann des Gebets hatte seit
geraumer Zeit ängstlich auf die sich immer mehr ent-
wickelnde analysirende Weltweisheit geblickt, er hatte
wiederholt schmerzlich wahrgenommen, daß liebe
Schüler sich von ihm zu Wolff gewendet; es drängte

ihn jetzt mit aller Macht, mit aller heiligen Ent-
rüstung, den Verbreiter der Lehren Newton's und
Leibnizens, in denen nach seiner Meinung das kalte
„Wortwissen“ den stillen Glauben des heißen Gebete-
tes überwucherte, zu bekämpfen. Verblindet durch
die giftigen Aufreizungen Lange's, warf sich der sonst
so stille, gemüthvolle Mann nun mit fanatischer Kon-
sequenz auf den „Disputirer“ Wolff. Auch Lange
und der erbärmliche Magister Strähler, dem auch
jetzt wieder durch Wolff's Einfluß die gewünschte Ad-
junktur entzogen worden war, traten nun offen her-
vor. Aber während Francke den heißen Kampf mit
jenem reinen Willen führte, „der der Schmutz seines
ganzen Lebens war“, griffen diese zu den unwürdig-
sten, schmutzigsten Mitteln. Dabei drängte man sich
bis an die Stufen des Thrones —, und bald war
der Zweck erreicht.

Aus kurzsichtiger Bigotterie und schändlicher Ver-
leumdung entstand jene berüchtigte Kabinetsordre
vom 8. November 1723, kraft deren Wolff auf's
Schimpflichste aus Halle verjagt wurde. Der Pietis-
mus triumphirte über die Philosophie. —

* * *

Siebzehn Jahre waren seitdem vorübergerauscht.

Bereits 1727 war August Hermann Francke
heimgegangen. Das unvergängliche Verdienst hatte
er sich erworben, nach dem glänzenden Beispiele sei-
nes großen Vorgängers Philipp Jacob Spener die

kalte, formelsüchtige Orthodoxie seiner Zeit in heiligem Ernste mit bekämpft und besiegt zu haben, — des bitteren Vorwurfs hatte er sich aber dann auch schuldig gemacht, das neu erweckte warme religiöse Gemüthsleben nach und nach in unfruchtbare, träumerische Schönseeligkeit, ja in unduldsame, verderbliche Verkehrungssucht hinübergeführt zu haben. Die Stadt Halle hatte durch ihn zwar ein großes Waisenhaus, aber das protestantische Deutschland eine beklagenswerthe Generation von Theologen erhalten.

Auch seine Polnische Majestät und Kurfürstliche Gnaden, August der Starke, war höchstfelig entschlummert, nachdem er in liebenswürdigem Scherz manches Hufeisen und unbedachtsam manches Menschenherz zerbrochen, nachdem er im Auslager zu Mühlberg den größten Kuchen der Welt gebacken —, und nachdem er gewissenlos sein schönes Sachsenland in drückendste Noth, in bitterste Verarmung, in tiefste Sittenverderbniß gestürzt hatte.

Selbst Friedrich Wilhelm von Preußen war jetzt im Frühlinge 1740 nach langem Leiden endlich gestorben, mit der wehmüthig-bitteren Ueberzeugung, daß er zwar stets alles Gute für seine Lande mit regem Eifer gewollt, daß er aber so oft das Unrichtige ergriffen und ausgeführt habe. Sein genialer Sohn Friedrich, den die Welt bald den Großen nennen sollte, bestieg nun den preußischen Thron, und die Verhältnisse änderten sich bald. Mit dem Scharfblick, wie er genialen Menschen eigen ist, hatte der

junge König sehr bald erkannt, daß zum Erstarken und Emporblühen eines Volkes der Wohlstand befördert und ein freies geistiges Leben angeregt und gepflegt werden müsse. Dabei war es ihm nicht entgangen, durch welche trefflichen Anordnungen und Einrichtungen sich der Wohlstand Holsteins so bedeutend hob, er suchte darum den Schöpfer dieser segensreichen Umgestaltungen, den Herrn Georg von Osten, für seine Lande zu gewinnen. Allein, so ehrend dieser Antrag war, Georg lehnte ihn dankend ab, verfehlte dabei aber nicht, den Mann auf's Angelegentlichste zu empfehlen, der solche Staatsbürger zu bilden im Stande sei, den einst aus Halle verwiesenen Philosophen, durch den er sich einen so klaren Geist, ein so richtiges Urtheil gebildet hatte. Mit Freuden folgte der König diesem Winke, und bald darauf erging an den Propst Reinbeck die dringende Aufforderung, sich angelegentlichst darum zu bemühen, daß der vertriebene Philosoph in seine frühere Stelle nach Halle wieder zurückkehre.

„Ich bin bereit“, schrieb der geniale Monarch, „auf alle raisonnablen Bedingungen einzugehen. Ich bitte ihn also, sich um den Wolffen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden, und ich glaube, daß er eine conquête in Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn er mir den Wolff wieder nach Preußen herpersuadirt.“

Wolff nahm den ehrenvollen Ruf an und traf

am 6. December am späten Nachmittage in Halle ein. Sein Einzug war ein Festtag für die ganze Stadt. Alles drängte sich hinzu, vom Studenten „im höchsten Wicks“ bis zum Handwerksmann, den weithin über alle Lande berühmten Denker zu begrüßen; ja die hochwürdigen Professoren aller Fakultäten standen in feierlichem Ornate bereit, den Zurückkehrenden festlich zu empfangen. Von Allen aber, die herbeigeeilt waren, feierte wohl Keiner ein freudigeres Wiedersehen, als der, den der Philosoph am Eingange seines Hauses thränenden Auges in seine Arme schloß, Georg von Osten.

Aber es ist heute keine Zeit zum vertrauten Austausch innerster Gedanken und Gefühle, schon drängt sich der Festzug die Treppe hinauf. Georg bleibt zurück, er hat nicht Lust, die langen, gedrechselten und künstlich aufgebauten Empfangs- und Glückwunscheden mit anzuhören, er wendet sich um und geht zurück, schreitet die Steinstraße entlang, wendet sich aus dem Lärm der Stadt dann rechts hinauf und tritt bald durch ein hohes, thurmartiges Thor in heilige Stille.

Im Untergehen ist die Sonne schon begriffen, die purpurnen Strahlen fallen glänzend auf die vielen goldenen Grabchriften. Nichts regt sich, nur ein leiser Nordwind läßt das welke Laub auf den Hügel tanzen.

Und er wandelt zwischen den Gräbern dahin, er weiß, wo er das findet, was er sich früher wohl

hat beschreiben lassen. Jetzt biegt er noch um ein großes Monument —, da bleibt er erschrocken stehen. Am Grabe, das er besuchen will, liegt ein alter, schluchzender Mann, und er erkennt ihn; das ist noch dieselbe hünenhafte Gestalt, aber gebrochen, tief gebeugt.

Ein unendlich wehmüthiger Zug legt sich auf das Gesicht Georg's, er beugt sich nieder, der Alte schaut empor, fährt entsetzt zurück und wendet sich ab. Aber Georg ergreift die zitternde Hand des Armen, er spricht in den sanftesten, mildesten Worten zu ihm und er richtet ihn auf.

Tiefer und tiefer ist die Sonne gesunken, dunkle Schatten legen sich in die Winkel und hinter die Leichensteine, flüsternd zieht es durch die Trauerweide Veronika's, und der Greis schreitet am Arme Georg's hinab in die Stadt. —

In den Straßen aber ist noch immer ein munteres Treiben, da plötzlich ertönt laute Musik, das uralte Studentenlied „Gaudeamus igitur“ schallt mächtig daher, aus tausend jungen, frischen Kehlen wird es mitgesungen, ein heller Schein schlägt an den Häusern empor, ein reicher Fackelzug entrollt sich auf dem Markte und wogt mit festlichem Gepränge vor das Wolff'sche Haus.

Da öffnet sich oben im glänzend erleuchteten Saale ein Fenster, der gefeierte Philosoph tritt heran, an seiner Seite — freudig bemerken es Aller Augen — der greise Professor Lange.

„Die mich so reich ehrende Freude“, ruft jetzt Wolff bewegt herab, „bestärkt mich abermals in dem beglückenden Bewußtsein, daß ich zur Vervollkommnung der Geisteswissenschaft auf dem rechten Pfade vorwärts geschritten bin. Die Thronbesteigung unseres weisen Königs, Friedrich's des Zweiten, hat das Signal zu einer neuen Zeit gegeben. Eine neue, segensreiche Ordnung der Dinge wird aus dem Schutte der Jahrhunderte emporsteigen. Das, was ich gelehrt und um was ich gelitten, wird dann ebenfalls einen breiten Theil des Fundaments ausmachen, auf dem sich das neue glänzende Gebäude der Zukunft aufbauen wird. Ich glaube daher, keinen besseren Dank aussprechen zu können, als wenn ich mit Ihnen, meine Herren, denen ja die Zukunft gehört, aus vollem Herzen ein Hoch ausbringe auf das Wohl der kommenden, hoffnungsreichen Zeit!“

Da brach es tausendtönig hervor, flirrend schlugen die Hieber an einander; der erste mächtige Gruß an eine neue Blüthezeit deutschen Geistes und deutschen Lebens schwang sich zum dunklen Himmel empor.

Nausikaa.

Musikaa.

1.

Um sich für seine hochwichtige und tief-geheimnißvolle Reise nach Berlin ungestört vorbereiten zu können, hatte der Geheime Regierungs- und Konsistorial-Rath Kanzler Johann Peter von Ludwig sein munteres Töchterchen Juliane ziemlich hausbacken und unsanft darüber angelassen, daß sie, unbekümmert um die ernste Arbeit des Vaters, fröhlich singend treppauf und treppab gesprungen. Das schöne, jetzt eben in voller jugendlicher Blüthe stehende Mädchen war zwar das Herzblatt des Vaters; aber es handelte sich hier doch um zu ernste Sachen von den weittragendsten Folgen, als daß er eine solche Beeinträchtigung seines Studiums durch eine einfache Fröhlichkeit hätte dulden können. Er hatte daher, unbewandert und ungeschickt in einem solchen Verfahren gegen seinen Liebling, hart auf das ungehörige Singen zur Studirstube hinausgepoltert. Die heitere Laune Julianens wurde indeß dadurch nicht viel geschädigt, und da sie sich vor einem Zurückfallen in den gerügten Fehler nicht für sicher gehalten, so schritt sie jetzt, mit einer Freundin am Arm, zum alten Steinthor hinaus, um einen Spa-

ziengang in dem freundlichen, langersehnten Sommer zu machen.

Herr Ludewig-et-caetera — so wurde der berühmte Kanzler und Träger vieler Titel allgemein der Kürze wegen genannt — vergrub sich darauf wieder eifrig in seinen Berg staubiger Akten.

Der Sommer des Jahres 1740 prangte überaus freundlich und schwellte nach langem, schwerem Winter allen Menschenkindern, die aus den dumpfigen Straßen hinaus in die blühenden Gefilde traten, neu belebend die Brust. Auch die dahinwandelnden beiden Mädchen empfanden die Sonne des Sommers; fröhlich sangen sie, als sie das Stadthor hinter sich hatten, in die blühende Welt hinein. Besonders war es die volle, klare Stimme der schönen Juliane, die weithin durch die prangenden Fluren erschallte. Man hätte es fast nicht glauben sollen, daß diese herrliche Gestalt mit dem munteren Sinn und den offenen, hellen Augen die Tochter des grämlichen, verschlossenen Gelehrten sei, der sein Studirzimmer so selten verließ; daß dieses freundliche, allgemein geliebte und geachtete Mädchen, welches die Vorübergehenden so zutraulich grüßte, welches für jeden Bedürftigen eine offene Hand und ein theilnehmendes Herz hatte: daß dieses der Liebling jenes stolzen, trotz seines bedeutenden Reichthums stets zugeknöpften, zurückhaltenden Kanzlers von Ludewig war.

Kurz vor dem nahe der Stadt liegenden Dorfe Trotha wandten sich die jungen Mädchen nach links

dem felsigen Ufer der Saale zu. Begeßkundig schritten sie darauf durch eine enge Felsenpalte, die kaum die Breite für einen Menschen gewährte, und gelangten bald auf ein kleines, von etwas Buschwerk bewachsenes Stück eingebuchteten Ufers, das rings von hohen, steilen Felswänden umstellt war. Dies kleine, liebliche Fleckchen Land, das nur Wenige kannten, das auch nur auf diesem einen Zugange betreten werden konnte, war das Paradies der beiden Mädchen. Eine saubere Moosbank zeigte sich in der einen Ecke, von der aus man über die Saale hinweg nach der auf hohem Felsen thronenden, verwitterten Burg Siebichenstein blickte; mehrere Gartenblumen sproßten hier, zärtlich gepflegt und sorgsam an Stäbchen gebunden, empor; kurz, auf's Anmuthigste war dieses reizende, lauschige Plätzchen zur Ruhe und zum vertraulichen Plaudern umgeschaffen.

Mit einem letzten fecken Sprung hüpfte Juliane in das kleine stille Heiligthum und lachte nun übermüthig lustig hell auf, als sie ihre Begleiterin noch ein gut Stück hinter sich mühsam klettern sah. Doch im nächsten Augenblicke trat sie auch schon einen Schritt erschrocken zurück, denn ein ihr unbekannter junger Mann sprang eben von der Moosbank auf und rief traumselig, mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen: „*Rausika!*“

Doch gleich darauf ward das Gesicht des Fremden über und über roth, er fuhr sich verlegen über die Stirne, als wolle er die verworrenen Gedanken

zurechtstreichen und stammelte dabei etwas wie eine Entschuldigung.

„Wir scheinen heute überall zu stören“, sagte Juliane, die bereits ihre Fassung wieder gewonnen, zu der herbeikommenden Freundin, „daheim juristische Forschungen und hier griechische Studien, verbunden mit einem Mittagsschläfen!“

Sie lächelte etwas verletzt über das unberufene Eindringen des jungen Mannes und blickte dabei auf ein Buch, das, griechische Lettern zeigend, aufgeschlagen zu den Füßen des Fremden lag.

„Leider kein Studium, sondern einen Abschied!“ versetzte hierauf der Fremde überaus wehmüthig und fast wie zu sich selbst.

Bewundert schaute sich Juliane nach der anderen Person um, von der Abschied genommen werden sollte, doch gewahrte sie Niemanden.

„Nicht von Menschen“, fuhr der niedergeschlagene junge Mann, der den suchenden Blick verstand, fort, „sondern — von meinem Lebensglück“.

Betroffen blickte Juliane auf den Sprecher.

„Ich bin ein vollständig mittelloser Student der Theologie und heiße Winkelmann“, fuhr er nach einer kurzen Pause fort. „Die ersten zwei Jahre meines Studiums sind nun vorüber, meine kleinen Stipendien haben aufgehört und so stehe ich denn von allen Mitteln entblößt, rathlos, verzweifelt da. Wohl hätte ich es jetzt zu einer Anstellung als Lehrer bringen können, wäre ich fleißiger in den theologischen

Wissenschaften gewesen; aber ich habe es nie über mich vermocht, mich mit der mageren Sprache der Hebräer zu beschäftigen, mich an einem Dogma zu erbauen, das einen Christian Wolff verbannte. Mich zog von jeher eine weit reichere, herrlichere Sprache an, die des göttlichen Homer, mich begeisterte und erbaute ein ganz anderer, holder, lieblicher Himmel, der götterreiche Olymp!“

Erschrocken fuhr Juliane über dieses unchristliche Bekenntniß zurück.

„Ei, ei“, sagte sie mit einem leichten Lächeln, und drohte mit dem Finger, „Homer war aber doch immer nur ein Heide!“

„Aber ein ganzer Mensch“, versetzte der Student, „und das zu werden, darf so leicht Keiner in unserem verkommenen Jahrhundert wagen, sonst werfen alle die unzähligen großen und kleinen Krüppel ihre Krücken auf den Verwegenen! — Ich habe“, setzte er ruhiger hinzu, den Faden seines Berichts wieder aufnehmend, „auch ein äußerst dürftiges theologisches Zeugniß erhalten, und da ich den Herren von der theologischen Fakultät überhaupt als ein theilnahmloser, seltener Zuhörer bekannt bin, so verschließen sie mir jetzt alle Thüren. Es ist traurig, daß es nur Stipendien für Theologen giebt; mittellose Leute werden dadurch gezwungen, Theologie zu studiren, aber ich kann mich nicht mit der jetzigen Art der Erbauung befreunden. Ich bin andererseits auch zu stolz, um zu heucheln, und so will ich denn lieber

allen meinen süßen Träumen entsagen, alle meine kühnen Hoffnungen und stolzen Pläne zu Grabe tragen — alle, alle —: ich will mich beim Regiment Anhalt anwerben lassen!“

Tief erschüttert hielt der Erzähler inne, die Thränen perlten ihm über die Wangen.

Auch Juliane war schmerzlich erregt, sie hatte gespannt zugehört und richtete sich jetzt tief Athem holend auf.

„Beim alten Dessauer?“ rief sie und dabei trat ihr der lebendigste Widerwille auf das schöne Gesicht. „Zu diesem abscheulichen Menschen, der der einzige ist, den ich aus tiefster Seele hasse. — Nein, das darf nicht sein, das darf nicht!“ fuhr sie mit bitterstem Unwillen auf und stampfte den kleinen Schuh heftig auf den Felsen.

„Und doch besitze ich kein anderes Mittel, um nicht zu verhungern“, nahm der Student tonlos das Wort. „Ich ging darum heute aus, um mich noch einmal in das Zauberreich Homer's zu vertiefen und dann auf immer von ihm Abschied zu nehmen. Ich suchte ein recht einsames Plätzchen und fand es unerwartet hier. Beim Aufschlagen des Buches fielen meine Blicke auf die Schilderungen der Leiden des schwergeprüften Odysseus. Ihm winkte nach langer Noth und Entbehrung eine beglückende Heimath, dachte ich, du aber mußt kraftlos versinken! Durch all den aufreibenden Kummer der letzten Zeit war ich so erschöpft, daß ich einschlief. Da träumte mir, ich sei

der göttliche Held Odysseus. Herrlich spannte sich über mir der lachende Himmel Griechenlands aus. Ich lag, nach den vielen Kämpfen im Meere zwar noch ermattet, aber doch bereits wieder frischen Muthes in dem Laube des Delbaums. Meine Brust hob sich freudig, jauchzend schaute ich in das sonnige Land der Phäaken. Frohlockend rief es in mir: nun liegen sie hinter dir, alle die Mühen und Kämpfe mit Noth und Unglück —; noch eine glückliche Fahrt und du steigst auf das gebenedeiete Vaterland! Und wie ich so überglücklich hinabschaue in das blaue Meer, da erblicke ich unten am Strande die geschäftigen Mädchen bei der königlichen Wäsche, ich gewahre die holde Nausikaa, die hervorstrahlt durch hohe Gestalt und liebliches Antlitz, wie Artemis, die blühende Götterjungfrau, vor ihrem Jagdgesolge von reizenden Nymphen. Da höre ich das laute, fröhliche Lachen, ich springe empor und sehe sie plötzlich vor mir stehen, die holde Nausikaa — —, das heißt, Sie kamen, mein Fräulein —, ich erwachte und stürzte unrettbar in das Bewußtsein meines Elends zurück.“

Etwas betroffen trat Juliane einige Schritte zurück.

„Und was that Nausikaa?“ fragte sie gleich darauf mit einem reizenden Lächeln und schaute den nun verwundert aufblickenden Studenten an. „Sie sagte: mache dich auf, Fremdling, ich werde dich zu meinem Vater Alkinoos führen.“

Doch gleich nach diesen Worten ward sie ernster und fuhr fort:

„Und all dieses Elend wollen Sie über sich kommen lassen, weil Sie kein Gelehrter werden können, kein alter stubenhockender, übellauniger, staubiger, kranker Professor? Sie können in dieser herrlichen, blühenden Gottesnatur darum Thränen vergießen, daß Sie nicht Ihr ganzes Leben über Schweinslederbänden sitzen dürfen? — Soll die dumpfste Studirstube das Itbaka sein, nach dem Sie steuern wollen?“

Da aber fingen die Augen des Studenten zu glänzen an.

„Nein“, rief er feurig, „die nimmer! Meine Arbeit würde nicht für verrocknete Stubengelehrte sein, sondern nur für Menschen, die ein warmes Herz haben. Ich würde nicht schaffen für die flachen Köpfe, die der unseligen Meinung huldigen, es sei unsere Vernunft nur dazu da, daß wir sie bis in's Alter mit elendem Gedächtnißtram in Bewegung erhalten. Mein Forschen würde nicht das jener armseligen Wichte sein, die ihren eiteln Ruhm nur darein setzen, zu wissen was Andere gewußt haben. Nimmer will ich diesen Irrweg betreten. In diesen moderigen Studirstuben unseres armen 18. Jahrhunderts ist alle Lebenswärme, alle Begeisterung für das Hohe und Schöne der herrlichen Gottesnatur verloren gegangen. Drüben in dem sonnigen Hellas schlummern die Schätze, die dem menschlichen Geiste neues Leben und neue Freiheit zu geben vermögen; darum müssen wir zu jenem Volke zurücksteigen, das sich durch denkendes, gefühlreiches Anschauen und Nachbilden der heiligen Natur, die

unsere jetzigen Gelehrten nur durch's Fenster kennen, so früh zur edelsten Bildung emporshawang. Um uns tüchtig zu machen zu einer solchen Umkehr, müssen wir ihre Dichter, ihre plastischen Werke wieder studiren: die antike Kunst muß wieder emporsteigen aus ihrem Schutt! Sie muß die verdorrten Herzen unserer Dichter und Denker wieder mit neuem Blute füllen, damit ein neuer, kräftiger Pulsschlag durch das ganze geistige Leben gehe und man wieder den Menschen und das Menschliche lieben und achten lerne“.

Erregt hielt der Jüngling inne. Mit größter Spannung hatten die Mädchen zugehört, leuchtenden Blicks hatte Juliane auf den Sprecher geschaut. Jetzt aber sah sie tief aufathmend zur Erde.

„So hoch habe ich zwar nie gedacht“, begann sie etwas beklommen, „mein Herz jauchzt immer nur auf, wenn ich über die prangenden Wiesen, durch Feld und Wald schreite — ; es schnürt sich immer krampfhaft zusammen, wenn ich die entwürdigende Dressur der armen Soldaten erblicke; es ist stets von Wehmuth erfüllt, wenn ich die ersten Geister unseres Vaterlandes im Staube ihrer Bücher sitzen sehe. Ich habe oft trostlos umhergeschaut, wie dem abzuhelpen sei. Freilich mein dummer Mädchenkopf konnte keine Abhilfe entdecken. — Sie aber haben ein neues Licht in mir aufgehen lassen; wie aus der Seele haben Sie mir gesprochen. Ihr großer Gedanke muß Wurzel schlagen in den deutschen Geistern, nehmen Sie darum vorerst meine schwache Hilfe an, ich bin Juliane von Ludwig“.

Das junge Mädchen glühte vor Erregung, sie reichte dem überraschten Studenten ihre zierliche Hand, zur Befräftigung des angebotenen Bundes.

„Ihnen muß ich helfen! Ich werde meinem Vater Ihr Unglück schildern und mein Vater —“ hier hielt sie einen Augenblick inne — „wird Sie aus Ihrer schrecklichen Lage erretten. Wie einst Nausikaa, so werde auch ich jetzt Ihnen voraus nach Hause eilen, um meinen Vater auf Sie vorzubereiten. Ich erwarte Sie bald. Wenn Sie kommen, wird schon die Hauptgefahr gewendet sein“.

„Ach, gnädiges Fräulein“, stammelte jetzt der Student —; doch das begeisterte Mädchen ließ ihn nicht ausreden.

„Wir dürfen keine Zeit verlieren, denn der alte Dessauer ist ein schrecklicher Mensch. Nicht war, Sie kommen, Sie kommen!“ rief sie noch mit einem freundlichen Blick, dabei sprang sie aber schon mit ihrer Freundin in die Felsenspalte und verschwand.

Und wieder lagen die lieblichen Felsenufer in tiefer, tiefer Stille da, daß man hätte denken können, die ganze Welt ruhe in Frieden und es könne nie anders werden. Dem war aber nicht so.

2.

Der Sommer des Jahres 1740 eröffnete auch in der Politik eine neue, ereignisreiche Zeit. Friedrich Wilhelm I. von Preußen war gestorben und sein genialer Sohn hatte das Staatsruder ergriffen.

Es ist ein ander Ding, König zu sein, als Kronprinz; es waren daher aus den friedlichen philosophischen Gedanken von Rheinsberg ganz andere geworden. Jetzt gohr und brauste es in dem hellen Kopfe des jungen Regenten, dessen scharfes, durchdringendes Auge mit Schauder auf das bejammernswerthe Staatsgebäude des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ blickte. Und jämmerlich war das in der That anzuschauen. Durch das zerfallene Dach, durch die aus einander gewichenen Fugen, die Lücken und Löcher heulte der Wind in abscheulicher Musik; in den Klatsch- und Schwastuben häufte sich Staub und Moder zu immer erschrecklicherer Fäulniß und zu all diesem Elend röchelte der Schattenkaiser Karl VI. in einem Winkel seine letzten Tage ab, um dann als Summe seiner kaiserlichen Thätigkeit ein Pergament zu hinterlassen, auf dem mit außerordentlichen, das Reich bis zur Erschöpfung ermattenden Opfern die private Erbschaftsangelegenheit seiner

Tochter von allen Mächten Europa's durch Unterschriften und Insiegel sichergestellt sein sollte.

Den gesunden Geist des genialen jungen Königs bestürmten die verwegensten Gedanken; es suchte dem thatendurstigen Herrscher in allen Gliedern, sein lebensfähiges Land loszureißen von dem faulen Staatskörper, sein Scheinkönigreich zu einem wirklichen Königreich zu machen. Und es entwickelte sich bald jener Kampf des neu auflebenden deutschen Geistes gegen das verknöcherte, engherzige Spießbürgerthum, jener heiße Kampf, der ganz Deutschland ergreifen und in zwei geistige Heerlager theilen sollte, der bis in den Schoß der Familien spaltend drang, in welchem der Stadtschultheiß von Frankfurt sogar das Tischmesser über die Tafel nach seinem Schwiegersohne Kaspar Goethe warf, während dieser den Degen gegen den Vater seiner Gattin zog.

Noch aber schlummerte der Keim zu diesem Kampfe —, und zwar nirgends anders, als zu Halle an der Saale, in der Studirstube des Kanzlers von Ludewig.

Schon ließ Ludewig-et-caetera seinen schwerfälligen Reisewagen aus der Remise schieben, schon lagen zwei Bündel hochwichtiger Akten zusammengeschürt zum Verpacken bereit. Der Herr Kanzler war im Begriff nach Berlin zu reisen, um Seiner Majestät mit Auszügen, Originalakten und Schlüssen zu zeigen, welche gerechten Ansprüche das Haus Hohenzollern an verschiedenen schlesischen Herzogthü-

mern habe, Ansprüche, die man von Generation zu Generation vergeblich geltend zu machen gesucht und auf denen zu fußen jetzt der erste Schritt zu neuem, frischem, selbstständigem Staatsleben sein sollte.

Aber dem Keime zu Preußens neuem Leben drohte große Gefahr, die selbst der weise Herr Kanzler nicht ahnte. Ein leiser Schritt —, und der junge König wäre vielleicht zu jenem unscheinbaren „Marquis de Brandebourg“ hinabgesunken, als welcher er bereits im Hofstaatsbuche Seiner Heiligkeit zu Rom figurirte.

Nicht umsonst hatte man in Wien bemerkt, daß der junge König, der eben den Thron Preußens bestiegen, ein heller Kopf sei; ja man vermuthete sogar, daß ihm das jämmerliche Reichsleben nicht passen werde. Man fürchtete darum allerlei; man ließ in Berlin sorgfältig den Umschwung der Dinge beobachten —; man bemerkte einen diplomatischen Verkehr mit Halle, und mit argwöhnischer Aengstlichkeit suchte man hier hinter die bedenklichen Heimlichkeiten zu kommen. Und dieses Unternehmen schien zu glücken.

Der Herr Kanzler von Ludwig besaß eine schätzbare Bibliothek, von der er gern erzählte, daß sie ihn 40,000 Thaler gekostet habe. Für diese hielt er einen Bibliothekar, meist einen unbemittelten Studenten. Früher war dies ein Johann Wilhelm Ludwig Gleim aus Ermleben gewesen, jetzt füllte diese Stelle der Herr Magister Löhrlink aus, der sich freilich von seinem Vorgänger vielfach unterschied.

Während jener ein heiterer junger Musensohn gewesen, der allerlei lustige Liederchen nach Art des alten Griechen Anakreon gemacht, war dieser ein verdrossener Stubenhocker mit unangenehmen, lauernden Augen, der nur selten das Gesicht zum Lachen verzog, und dann auch nur so, daß es der munteren Juliane, wenn sie es sah, fast unheimlich wurde.

Der Magister grollte mit seinen Lebensverhältnissen: es wurmte ihn, daß er als armer Mensch geboren war, daß er sich nicht aufspielen konnte, wie die reichen Studenten, daß er eine Stelle zu seinem Unterhalte annehmen mußte, für die er sich viel zu gut dünkte und in der er viel zu kärglich bezahlt werde. Es erbitterte ihn, daß er immer noch Magister war — er, ein Mann mit solchen Gaben!

In der letzten Zeit schien es, als sei er etwas anders geworden, nicht ganz mehr so verdrießlich; es kam der Juliane, die ihn nur bei Tisch sah, vor, als lächle der Herr Magister bisweilen in sich hinein, jedoch nur sehr wenig; sie konnte sich aber auch täuschen. Sie täuschte sich aber nicht, denn bei dem Magister Löhrink waren jene unsichtbaren Fäden aus der Hofburg zu Wien angeknüpft worden, um eiligst ein festes Netz zu stricken, in welchem der junge unbequeme, gefährliche König gefangen und matt gelegt werden sollte.

Auch heute saß der Magister an seinem Pulte in einer Ecke der Bibliothek in sich versunken. Da bligte und blinkte es plötzlich vor seinen gierigen

Augen, er lächelte wieder einmal in sich hinein, denn es tanzten glänzende Goldstücke um ihn herum: er wußte ganz genau, er brauchte nur zuzugreifen, dann hatte er sie, nur zuzugreifen — ; aber jetzt noch nicht. Morgen, ja heute Abend schon, sollten sie ihm gewißlich klingen! Unwillkürlich fuhr er sich dabei in seine leeren Taschen.

Dann Ade du jämmerliches Halle, in dem es kluge Leute zu nichts bringen können! dann sind wir nicht mehr der armselige Magister, der nichts hat —, und ein giftiger Blick fiel auf Ludewig-et-caetera, der auf der anderen Seite des Zimmers an seinem Schreibtische saß und das letzte Heft Papiere sorgfältig zusammenschnürte. — Wie wird der alte filzige Kanzler Augen machen, wenn er in Berlin seine Weisheit austragen will und sie im Koffer nicht finden kann! Ehe er dann mühsam wieder zurückfährt und daheim sucht und sucht, ist vielleicht schon allerlei passirt, zu dem der Herr Geheime Kaiserliche Rath Löhrink die Ursache ist, ja, ja, der Herr Geheime Kaiserliche Rath Löhrink! . . .

Der Kanzler wandte sich in diesem Augenblicke um, der Magister fuhr unwillkürlich etwas zusammen.

„So, nun helfe Er mir nur noch die Sachen einpacken“, sagte Ludewig aufathmend, „dann wird Alles fix und fertig sein, und Er braucht morgen so früh nicht aufzustehen, — ich will in der ersten Morgenstunde abfahren“.

Der mächtige Koffer, in welchem bereits das

reich gestickte Kanzlerornat, die langschößige weiße Atlasweste und die herrliche neue Staatsperrücke lagen, ward bald mit den Akten noch gefüllt, hierauf zugeschnürt, und die letzten Vorbereitungen zur geheimnißvollen Reise waren gemacht.

Der Kanzler bat noch seinen Bibliothekar, doch während seiner Abwesenheit sorgfältig aufzupassen, daß nichts Schlimmes passire; dann sagte er ihm Adieu.

Der Herr Magister verneigte sich tief und wünschte seinem Patron eine recht glückliche Reise; dann stieg er zu seinem Stübchen hinauf.

Ludewig-et-caetera begab sich in das Wohnzimmer, vielleicht um Juliane zu treffen; diese war aber noch nicht zurückgekehrt, und so schritt er in Gedanken mehrmals auf und ab. Dester blieb er stehen, lächelte zufrieden und schritt endlich weiter.

Es war eine vielversprechende Arbeit, die nun vollendet vor ihm lag. Schon immer hatte er gefühlt, daß das Königreich Preußen, dem er in warmer Liebe anhing, mit den habsburgischen Fesseln nicht vorwärts schreiten könne; jetzt, bei der Thronbesteigung des jungen Königs, hatte er sich eiligst darüber gemacht, eine umfangreiche Denkschrift auszuarbeiten, in welcher dem Monarchen mit sicherem, juristischem Urtheil die Lage der Verhältnisse Preußens, vorläufig zu den schlesischen Herzogthümern, dargelegt werden solle. Der König harrte bereits ungeduldig des Kanzlers; schon war Voltaire die ge-

heimlichvolle Nachricht zugegangen, daß die Zeit gekommen sei, wo das alte politische System eine gänzliche Veränderung erfahren könne. Morgen also in aller Frühe sollte des Kanzlers verhängnißvolle Reise nach Berlin angetreten werden.

Während er sich so in freudigen Hoffnungen wiegte, kam Juliane von ihrem Spaziergange zurück. Sie war noch am Hause ihrer Freundin unliebsam aufgehalten worden, sie ging darum jetzt um so schneller, denn sie wollte den sparsamen Vater zu dem Angriffe auf seine Kasse noch etwas vorbereiten. Aber es war ihr auch nicht sonderlich bange um den Erfolg. Sie wußte ihn zu behandeln, — sie wollte schon recht lustig mit ihm schäkern, mit ihren Schmeichelhändchen so liebenswürdig bitten, daß der Papa schließlich gewiß nachgeben werde, wenn er auch anfangs noch so ernsthaft „nein“ gesagt habe.

Darum war das hübsche Mädchen in fröhlichster Stimmung, sie konnte einem schwer Bedrängten helfen, und das erfüllte sie stets mit inniger Freude; ferner entriß sie dem alten Dessauer ein Opfer, das machte ihr köstlichen Spaß, und dann, dann — — — ob dann noch ein Grund vorhanden war, weshalb ihr das Herz so munter schlug, weshalb ihr die Wangen so rosig glühten? „Wohl kaum“, würde die alte Katharine, ihre Vertraute, gesagt haben, „denn sie macht sich nichts aus den Studenten; so war sie immer, von klein auf. Entweder treiben sie

ihr ein zu wüßtes Leben in den Kneipen und auf den Straßen, oder, wenn sie sich stiller verhalten, dann sind sie ihr allzusehr Bücherwürmer, wie sie sagt.“ Aber die alte Katharine war schon sehr alt, sollte sie nicht vielleicht schon blöde Augen bekommen haben? —

Eben nahm Ludwig - et - caetera jetzt seinen dreieckigen Hut, um sich bei seinem Freunde, dem Geheimenrath Böhmer, zu empfehlen, und wollte zur Thüre hinausschreiten, als seine Tochter Juliane eintrat.

„Ach, liebes Väterchen“, sagte sie sogleich und schaute ihn freundlich an, „ich habe eine recht dringende Bitte, nicht wahr, Du gewährst sie mir?“

„Du Schmeicheltzäzchen“, lächelte der Kanzler und blickte seine blühende Tochter wohlgefällig an, „was hast Du denn wieder?“

„Nicht wahr, liebes Väterchen, Du schlägst sie mir nicht ab?“

„Na, heraus damit!“

„Sieh, auf unserem Lieblingsplage an den Trothaer Felsen fanden wir heute einen Studenten, der so arm und verlassen von Hilfsmitteln ist, daß er sich nicht anders glaubt das Leben fristen zu können, als wenn er sich bei dem Regiment Anhalt anwerben läßt. Das wäre doch zu schrecklich, wenn er, der reiche Geistesgaben besitzt, so versinken sollte. Vor diesem entsetzlichen Unglück könntest Du ihn bewahren, und darum habe ich ihm gesagt, es gäbe

noch immer edle Menschen; er solle zu dem Herrn Kanzler von Ludewig gehen, der würde ihn unterstützen, ihm helfen! Und, nicht wahr, liebes Väterchen, Du hilfst ihm?“ schloß sie herzlich bittend.

Der Herr Kanzler aber zog die Stirn in Falten.

„Das ist wieder einmal recht unüberlegt, recht kindisch, Julianē“, versetzte er; „schickst Du mir da, wenn man den Kopf zu einer Reise voll hat, einen wildfremden Menschen auf den Hals. Wer weiß, wo er sein Geld verjubelt hat, in Passendorf oder auf der Bergschenke! — Und unterstützen — ich kann Niemanden unterstützen. Drüben in der Bibliothek im Reisekoffer da liegt der Keim zu einem großen, mühevollen Kriege. Wir Alle werden zu Preußens Heil schwere Trübsale ertragen müssen — nein, nein, da darf man nichts ausgeben. Ich muß mir überhaupt dergleichen flatterhaftes Wesen von Dir verbitten; ich wünschte, Du wärest verständiger für Deine Jahre!“

Bei den ungehaltenen Worten des Vaters hatten sich die schönen Augen der armen Juliane nach und nach mit Thränen gefüllt, und als ihr zuletzt die bitteren Vorwürfe gemacht wurden, da brach sie in lautes Weinen aus.

Die böse Rede war dem Kanzler wohl heftiger herausgepoltert, als er anfangs gewollt hatte; jetzt meinte er aber doch nichts davon zurückziehen zu dürfen, und da er befürchten mochte, die väterliche

Liebe könne ihm einen Streich spielen, so verließ er schnell das Zimmer.

Noch ein Weilchen blieb das Mädchen weinend sitzen, dann aber richtete sie sich auf, ein Lächeln glitt über ihre Züge.

„Und wir werden ihn doch retten!“ rief sie freudig. Sie ging schnell zu Katharine in die Küche und beauftragte diese, den Studenten, der nachher den Vater zu sprechen wünsche, nur gleich auf die Villa zu schicken, wenn auch der Vater wieder da sei.

Die Alte schaute zwar etwas verwundert drein, aber die Juliane sprang schon weg. Sie eilte, sich von einer Freundin vorläufig eine kleine Summe zu borgen, die sie dann von erspartem Wirthschaftsgelde und aus ihrer Sparbüchse wieder zusammenzubringen hoffte. Sie wagte aber nicht, ihr gutes Werk daheim auszuführen, da könnte der Vater leicht dazu kommen —, auf der Villa, da fand sich das geeignete stille Plätzchen.

Die alte Katharine konnte denn auch wirklich nicht lange ungestört bei ihrem Spinnrade sitzen.

„Das gnädige Fräulein sind auf der Villa“, berichtete sie dem beklommen an die Pforte des vornehmen Hauses klopfenden Winkelmann.

„Ein hübscher junger Mensch“, sagte sie dann leise zu sich selbst, dem Studenten nachblickend; „was sie nur mit ihm haben mag?“

Raum saß die alte Katharine wieder an ihrem Fenster, so klopfte es abermals und zwar recht un-

höflich laut an das würdige Haus. Die Alte öffnete schnell und erblickte zu ihrer Verwunderung einen Korporal mit mehreren Soldaten.

„Ist der Studiosus Windelmann allhiero in diesem Hause?“ rief ihr der Anführer barsch entgegen.

„Jetzt ist gar Niemand hier, außer mir, vorhin aber —“ verschnappte sie sich, hielt aber sogleich betroffen inne.

„Vorhin?“ schrie sie der Soldat wild an, „heraus mit der Sprache!“

„Vorhin“, gestand sie zagend, „war allerdings ein junger Mensch hier, den ich, wie mir bestellt war, auf die Villa geschickt habe“.

„So, das ist ja ein ganzes Komplott“, lachte der Korporal höhnisch, „aber ein königliches Verbeamt läßt sich nicht äffen; den Burschen wollen wir schon kriegen! Rufft mir die Wirthin vorhin, als ich dem Burschen das verabredete Handgeld bringen will, entgegen: ‚Dem hilft nun der Kanzler besser als Ihr!‘ Donnerwetter, das wollen wir sehen!“

Dabei machten sie Kehrt und schritten schnell nach dem Mannischen Thor, gewiß der Villa zu. Zitternd vor Schreck schloß die Katharine die Thüre wieder.

Unterdessen war Ludewig-et-caetera aus der engen Märkerstraße auf den Markt geschritten; aber bald ging er langsamer und immer langsamer. Seine Juliane kam ihm nicht aus dem Sinn. Es war ihm, als höre er sie immer noch weinen, dann blieb

er wirklich stehen. — Er war doch wohl etwas zu hart gewesen, schon heute Mittag hatte er gescholten, und dann „flatterhaft“, das war das gute Kirb doch nicht, sie besaß ein reines, sittsames Gemüth, das hatte sie von ihm. Zwar geben —; nein, das konnte er, der sparsame Familienvater, nicht —; aber er hätte es ihr freundlicher abschlagen können —; er hatte ihr gewiß recht wehe gethan.

Das väterliche Herz begann wärmer zu schlagen —, dem Herrn Geheimerath Böhmer konnte er sich auch durch den Diener noch bestens empfehlen lassen —, und der Herr Kanzler von Ludewig wandte sich zur Märkerstraße zurück.

Zum vierten Male ward die Katharine von ihrem Spinnrade weggerufen.

„Wo ist die Juliane?“ fragte der Kanzler.

Jetzt ward es der Alten angst.

„Auf der Villa“, brachte sie beklommen hervor.

„Hm“, knurrte der Kanzler, dem das sonderbare Benehmen nicht entging, vor sich hin, „ist es Der auch schon in die Nase gefahren! Das weiß der liebe Gott, die Frauenzimmer stecken doch alle gleich unter Einer Decke“.

Dabei griff er schon zur Klinge und befand sich auf dem Wege zur Villa.

3.

Die Villa Ludewig-et-caetera stand auf einem sich im Süden von Halle hinstreckenden Höhenzuge, von dem aus man einen reichen Blick in einen weiten, freundlichen Umkreis genießt. Zu den Füßen breitet sich die alte wunderliche Stadt aus, mit ihren schlanken Thürmen und dampfenden Salzwerken, dahinter steigen die Trothaer Felsen mit der sagenreichen, zerfallenen Feste Siebichenstein empor, dann blüht hie und da aus dem fernen Grün ein Silberstreifen, die Saale, bis zuletzt, ganz am Horizonte, der im blauen Duft liegende Petersberg mit seiner alten Grabestapelle der Wettiner Ahnen das freundliche Bild würdig schließt.

Diese angenehme Aussicht mochte auch den Herrn Kanzler veranlaßt haben, sich hier ein Gartenhaus zu bauen; freilich hatte er diesen Wunsch absonderlich genug ausgeführt. Hoch und in sich verschlossen, wie ein arabisches Kloster, so ragte die Villa mit ihrem kühn geschwungenen Loubredach aus dem Grün empor. Sie bestand aus zwei Stockwerken; in dem unteren zeigten sich keine Fenster, im oberen blickten aber gar klare Scheiben zur Stadt hinab*).

*) Die Villa des Kanzlers ist zwar längst verschwunden, aber noch heute trägt das Haus, welches sich jetzt an ihrer Stelle erhebt, den Namen Ludewig-et-caetera.

An einem dieser Fenster saß heute, bald nachdem sich der Kanzler zu seinem Freunde Böhmer hatte begeben wollen, der Herr Magister Löhrint. Er war in ziemlich eiligen Schritten, mit weit zugeknöpftem Rocke, unter dem er offenbar sorgfältig etwas verborgen hatte, aus der Stadt gekommen und saß nun, aufmerksam hinausspähend, an einem Fenster des oberen Stocks.

Es lag ein tiefer sommerlicher Friede über dem Gartenhause, nur leise spielte der laue Wind mit den Weinranken, die sich üppig zu den oberen Fenstern emporstreckten; lieblich koste die Sonne mit den still reisenden Trauben; ein würziger Duft zog von den Rosen durch die warme Luft: eine überaus wohlige Ruhe hatte sich über die ganze Landschaft gebreitet. Nur der Magister Löhrint schien diesen Frieden der Natur nicht zu fühlen; unverwandt blickte er, fast unruhig, nach dem Buschwerke, das sich östlich von der Villa auf der Höhe hinzog. Er hatte auch noch nicht lange ausgeschaut, als es sich unten, jenseit des Fahrwegs, in den Haselnußsträuchern zu regen begann. Eine Gestalt bog vorsichtig die Zweige aus einander, der Magister winkte schnell, ein Mann sprang über den Weg und verschwand in der Villa.

Gleich darauf gewahrte man die beiden Männer oben eifrig mit einander verhandeln, eilig steckte der Fremde ein Packet zu sich —; da plötzlich fuhr er erschrocken weiter in den Hintergrund des Stübchens

zurück und starrte bleich vor Schreck hinab auf den Weg, der von der Stadt zur Villa emporführt.

Sechs bis acht preussische Soldaten kamen in raschem Schritt auf dem Wege von der Stadt zur Villa herauf. Sie schienen auch die beiden Männer bereits erwartet und bemerkt zu haben, sie traten auseinander, unfehlbar beabsichtigten sie, das Haus zu umzingeln, um dessen Inassen sicher zu fassen. Sie schreiten eilig vorwärts, aber schon wird die Gartenthüre aufgerissen, und der Fremde springt mit einem Packete heraus.

„Halt! Halt!“ schreien ihm die Soldaten entgegen. Er wendet sich zum Gebüsch, aber da wird der Weg versperrt, schon will man ihn packen, da stürzt er um sich schlagend zwischen zwei verdutzten Soldaten hindurch den Hügel hinab.

„Halt, halt!“ schreit es hinter ihm her, und Alles setzt dem Flüchtling nach. Der ist jedoch schneller als die schwerfälligen Musketiere —; da kommt Winkelmann den Weg daher, er hat sich erst noch von einem Freunde ein Paar Handschuhe geborgt. Kaum überblickt er die Situation, so wirft er sich auch schon dem Flüchtling entgegen —: ein kurzes Ringen entsteht, die Soldaten springen nun auch hinzu und nehmen den Fremden fest.

Jetzt aber entsteht ein verwundertes Anschauen.

„Schwerenoth!“ bricht es aus dem Korporal hervor, „wen haben wir da gefangen? Hier steht ja der Winkelmann, auf den wir fahndeten!“

„Jesus, Maria, Joseph“, ruft der Gefangene,
„lassen's mich halt los, ich bin unschuldig!“

Eben wollte der betroffene Student antworten,
als des Kanzlers Tochter erstaunt zu der absonder-
lichen Gruppe geeilt kam.

„Was geht hier vor?“ rief sie, und blickte dabei
besorgt zu Windelmann hinüber.

„Da werde der Teufel d'raus flug“, polterte der
Korporal. Windelmann aber bückte sich und hob das
Paket auf, welches dem Fremden entfallen war.

„Wenn die bewaffnete Macht selbst“, versetzte er
nun mit leichtem Lächeln, „über ihre Feldzüge nicht
im Klaren ist, so bin ich leider erst recht außer
Stande — —“

In demselben Augenblicke trat nun schließlich
auch der Herr Kanzler auf's höchste verwundert hinzu.

„Boz Wetter, was ist das für eine Komödie!“
rief er. Zugleich fielen aber auch seine Augen auf
das Paket in Windelmann's Händen. O, Himmel,
was sah er da! — Kreideweiß ward er, das lange
spanische Rohr entfiel ihm, zitternd griff er nach den
Papieren. Wahrhaftig, es waren seine werthvollsten
Urkunden, die er zur Reise nach Berlin brauchte.
Jetzt schoß ihm das Blut in's Gesicht, dunkelroth
ward er vor Erregung.

„Wer hat — — wer hat mir das gethan?“
rang es sich aus ihm hervor. Es schwindelte ihm,
er ergriff die stützende Hand seiner Tochter.

Es war für den alten Herrn ernstlich zu fürch-

ten, Windelmann sprang daher schnell herbei, und so ward der Kanzler sorglich zur Villa geleitet. Rathlos folgten die Soldaten mit ihrem geheimnißvollen Gefangenen.

Oben setzte sich der Herr Kanzler auf die Gartenbank vor der Thüre, dann blickte er auf die krampfhaft festgehaltenen Papiere —, und ein Lächeln glitt über seine faltigen Züge. Jetzt konnte sich Juliane nicht mehr halten. Die Angst, daß der unerklärliche Schreck etwas schaden könne, war vorüber, und mit all ihrer liebenswürdigen Munterkeit bestürmte sie nun den Alten um Aufklärung. Das war für diesen sehr einfach.

Die werthvollen Urkunden und Ausarbeitungen, auf die er den größten Fleiß verwandt und die er wohl verwahrt in seinem Koffer geglaubt, habe er zu seinem Entsetzen hier auf offener Landstraße in den Händen eines wildfremden Menschen erblicken müssen.

„Ich muß allhiero bekennen“, versetzte nun der Korporal, „daß wir gar nicht Willens waren, diesen fremden Menschen zu attaquiren, sondern wir hatten uns aufgemacht, in Dero Garten den Studiosen Windelmann einzufangen, da solcher sich dem Regimente Anhalt versprochen, aber jezo einem königlichen Regimente zu entweichen beabsichtigte. Als wir zur Villa hinaufkamen, allwo er sich unseren Recherchen zufolge aufhalten sollte, entsprang dieser Fremde eiligst vor uns, und da wir ihn aus der Entfernung für den fraglichen Windelmann hielten, setzten wir

ihm nach. Er wäre uns aber dennoch echappirt, wäre nun nicht der wirkliche Windelmann daher gekommen und hätte den Ausreißer festgehalten. Wir wollen uns nunmehr des Windelmann bemächtigen und Dero Magnificenz das Uebrige gehorsamst überlassen“.

Schon wollte der Soldat die Hand nach dem erschrockenen Studenten ausstrecken, als Juliane entschlossen dazwischen trat.

„Das werden wir nicht! O, lieb' Väterchen, nicht wahr, das werden wir nicht?“ rief sie bittend. — „Noch ist Sein schlechtes Spiel nicht gewonnen“, fuhr sie dann erregt den Korporal an, der betroffen einen Schritt zurückwich, da er von dieser Seite am wenigsten eine Einwendung erwartet haben mochte. „Auf unserem Grund und Boden hat Er sein schändliches Gewerbe nicht zu treiben. Wehe, wenn Er den Herrn Windelmann ansaßt!“

Dann wandte sie sich wieder an den verwundert aufschauenden Vater.

„O, gewiß, lieb' Väterchen“, bat sie, „Du wirst den Retter Deiner wichtigen Schriften nun nicht undankbar verlassen, Du wirst ihm helfen, Du wirst ihn vom Untergange retten!“

Hier war der sparsame Herr Kanzler bei der Ehre angefaßt, kein solch häßlicher Makel sollte seinen berühmten Namen beslecken, er trat zu Windelmann heran, reichte ihm die Hand, sagte ihm den herzlichsten Dank und bat ihn, vorläufig mit in die

Willa hinaufzukommen. Zugleich befahl er dem Korporal, den Gefangenen gleichfalls mit hinaufzuführen, da man hinter das Räthsel des Diebstahls kommen müsse.

Oben angelangt, blieb er erschrocken in der Thüre stehen. Zeichenblaß, an allen Gliedern zitternd saß hier der Magister Löhrink, keines Wortes und keiner Bewegung fähig.

Unerwartet, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, hatte ihn der ganze Vorgang getroffen. Nothwendigerweise hatte er die Gefangennahme des österreichischen Abgesandten für einen berechneten Ueberfall gehalten, halb ohnmächtig vor Schreck war er auf den Stuhl gesunken. Jetzt versuchte er sich zu erheben und sank weinend vor dem Kanzler auf die Kniee nieder.

Ludewig's Augen funkelten vor Zorn.

„Aha“, rief er endlich in heftigster Erregung, „also so löst sich der Knoten? Mit solchem diebischen Gefindel habe ich es zu thun? — Korporal, sag' Er seinem Werbeoffizier, daß der Kanzler von Ludewig dem Regiment Anhalt keinen Nachtheil zuzufügen gesinnt sei, denn für den einen Mann, den er für sich selbst erbitte, schicke er zwei andere, zwei famose Kerle, die sich vortrefflich auf Attaquen verstehen. Vorläufig möchten sie aber noch nicht eingestellt werden, er wolle erst noch einige Abschiedsworte mit ihnen reden“.

„Zu befehlen, Eure Magnificenz“, schnarrte der

Korporal, nahm den Magister und den Fremden beim Arm und führte sie hinab. Bald sah man die Soldaten mit ihren Gefangenen der Stadt zuschreiten.

Der Kanzler wandte sich jetzt zu Windelmann, reichte ihm die Hand und sagte ihm nochmals für die Rettung seiner werthvollen Schriften in den wärmsten Worten seinen herzlichsten Dank.

„Ich habe mir in der Eile Alles überlegt“, schloß er; „da nämlich meine Bibliothek verwaist ist und meinem Hause bei meiner Abwesenheit auch ein Mann als Beschützer fehlt, so bitte ich Sie, Herr Windelmann, zu mir überzusiedeln, und ich werde dafür sorgen, daß es Ihnen bei mir gefalle“.

Das war ein Glück, dessen sich Windelmann nicht im Entferntesten versehen hatte. Mächtig schlug ihm das Herz, kaum vermochte er einige Worte des tiefsten Dankes zu stammeln.

„Nein, nein, denken Sie sich das nicht so leicht“, versetzte der Kanzler lächelnd; „ein schwer Regiment ist das, denn außer Ihnen giebt's nur Weibsteute im Hause —, und von denen kann ich ein Liedchen singen!“

Das Gesicht Julianens aber strahlte vor Freude, und die hellen Augen blickten fröhlich bald auf den Vater, bald auf den glücklichen Studenten.

4.

Am andern Morgen, schon in aller Frühe, fuhr dann verabredetermaßen der schwerfällige große Reisewagen des Herrn Kanzlers von Ludwig durch das Steinthor in die blaue, duftige Landschaft hinaus.

Während man in den folgenden Wochen zu Wien immer ungeduldiger auf den geheimen Botschafter mit den versprochenen hochwichtigen Akten wartete, unterrichtete sich der König Friedrich II. von Preußen an der Hand des Kanzlers von Ludwig auf's Eingehendste und Klarste über seine Anrechte auf die schlesischen Herzogthümer und ganz besonders über seine gedrückte politische Stellung in dem europäischen Staatenbund. Bald sandte er auch seine Forderungen an den verwunderten habsburgischen Hof ab.

Mit Entrüstung gab Maria Theresia dem preußischen Gesandten zu erkennen, daß sie nicht gewillt sei, sich von einem Fürsten, der als Erzkämmerer ihren Vorfahren das Waschbecken zu reichen gehabt habe, Bedingungen vorschreiben zu lassen, oder ihm gar Provinzen abzutreten. Die sonst so kluge Frau bedachte nicht, daß die Zeiten von ehemals, auf welche sie sich berief, längst vorüber waren.

Unaufhaltsam entwickelten sich nun jene berühmten schlesischen Kriege, die bald eine ungeahnte Um-

wälzung der Verhältnisse hervorbringen sollten. Vergeblich sahen die Kurzsichtigeren voll warmer Theilnahme auf das Loos der von allen Seiten bedrängten schönen Maria Theresia, freudig glänzend leuchtete der Blick der Einsichtsvolleren zu dem genialen, jungen Könige empor und bald jauchzte Alles dem Sieger von Kossbach, von Liegnitz, von Torgau entgegen; denn das mächtige Gefühl brach sich überall Bahn, daß mit diesen Errungenschaften der erste Schritt zu Deutschlands neuem Leben gethan sei.

Der Herr Kanzler von Ludewig that sich auf den segensreichen Umschwung der politischen Verhältnisse, zu welchen er den Anstoß gegeben, nicht wenig zu gute; daß er sich aber durch die Rettung des armen Studenten Windelmann ein nicht minder bedeutendes Verdienst erworben, das vermochte er freilich noch nicht zu ahnen*). Sein holdes Töchterlein Juliane aber fühlte den Zauber des großen Geistes, der aus den dunkeln blauen Augen des jungen Mannes ihr entgegenstrahlte, sie ward angeweht von dem magischen Hauche, der das sich entfaltende Genie umfloß, und täglich kam es ihr mehr und mehr zum Bewußtsein, warum ihr Herz schneller und wärmer schlug, sobald sie die Gesellschaft und Unterhaltung des interessanten Jünglings genoß.

Nach der Abreise des Kanzlers hatte sich Windel-

*) Der Kanzler Johann Peter von Ludewig starb schon den 7. September 1743.

mann anfangs mehrere Tage in die reiche und weltberühmt gewordene Bibliothek, der er nun vorstehen sollte, vertieft. Es war ihm ein wonnevolles Gefühl gewesen, jetzt sämmtliche hervorragende Schätze menschlichen Wissens, die er sich früher mühsam und auch nur theilweise hatte zusammenborgen müssen, so zu seinem beliebigen, sorgenlosen Gebrauche vor sich zu sehen. War er auch ein zu genialer Mensch, als daß er sich nun wie ein Büchertwurm in alle die kostbaren Werke hätte hineinwühlen können, so machte es ihm doch die größte Freude, eine jener schönen niederländischen Ausgaben griechischer Klassiker, die der Herr Kanzler einst an Ort und Stelle gekauft, vom Regal zu nehmen und damit hinaus zu wandern in die freie Natur, zur freundlichen Villa. Dort saß er dann in der schattigen Weinlaube und ihm gegenüber Juliane. Sinnend blickte diese dann zu ihm auf, wenn er begeistert zu ihr sprach von dem glücklichen Hellas, von den reichen attischen Fluren, von dem stolzen Troja und seinen Kämpfern, von dem schwer geprüften Helden Odysseus und von der lieblichen Nausikaa. Dann schlug wohl die schöne Juliane die Augen nieder, aber Winkelmann schaute träumerisch hinaus in die blaue Ferne. In seinem Herzen tauchte wieder die heiße, unbesiegbare Sehnsucht nach jenem Lande auf, in welchem die griechischen Dichtungen sich dem glücklichen Auge verkörpert bieten, nach dem herrlichen Italien, dem Sammelplatze griechischer Kunstwerke. Und er fragte sich

dann immer und immer wieder, ob ihm das Glück wohl noch werden würde, wie dem rastlosen Odysseus, daß er nach langer, beschwerlicher Fahrt doch endlich den Fuß auf sein Königreich setzen werde. Denn das fühlte er mächtig: das Gebiet der Kunst, das Reich, in welchem er herrschen würde, das war seine Heimath.

Mit solchen Studien, Erzählungen und Träumen verging in freundlichster Weise der Sommer. Da ward Windelmann bei Beginn des Herbstes in der feingebildeten Familie von Grollmann in Osterburg eine angenehme Hauslehrerstelle angeboten und zuversichtlich trat er von dem sicheren, gastfreundlichen Ufer hinaus auf das schwankende Meer des Lebens.

Bei der Abreise stand Juliane an der Hausthür und nahm mit thränendem Auge von dem Dahinziehenden Abschied.

„So zieht Odysseus wieder hinaus“, sprach er; „wird er nach allen Gefahren der Meeresfahrt den sicheren Hafen erreichen?“

„Heil Dir und Segen, Odysseus“, sagte sie, „gedenke auch in Deiner Heimath meiner bisweilen!“

Und er antwortete ihr gerührt: „Naufikaa, edles Königskind, wenn ich glücklich in meine Heimath gelange, so will ich Deiner gedenken wie meiner Göttin, denn Du hast mir das Leben gerettet“.

Muthig und hoffnungreich fuhr er dahin — ; durch das arme Mädchenherz aber zitterte ein tiefes

Weg; sie ahnte, es war eine Trennung für's ganze Leben.

Lang und mühevoll war die Irrfahrt, die Winkelmann noch zurücklegen mußte, ehe er in den ersehnten Hafen einlief; erst am 18. November 1755 kam er in Rom an. Dort aber hat der Odysseus des Geistes auch seine geistige Heimath gefunden.

Erst ging nur leise eine Kunde durch alle Länder und dann lauter und immer lauter von dem großen Forscher Johann Joachim Winkelmann zu Rom, der der erstaunten Welt die griechische Kunst aus ihrem tausendjährigen Zauberschlaf erwecke. In kurzer Zeit erschien denn auch jenes berühmte Buch: „Geschichte der Kunst des Alterthums“, welches zuerst auf die Anerkennung des Idealen in der künstlerischen Schöpfung drang und dadurch dem Streben des menschlichen Geistes eine neue Richtung gab. Unberechenbar segensreich war der Einfluß, den Winkelmann durch diese Anschauungsweise auf die gesammte geistige Bildung seiner Mit- und Nachwelt ausübte. Dankbar und begeistert nahmen die Zeitgenossen diese neue Lehre auf und priesen in hoher Verehrung den Stifter derselben, „der in erhabener Einsamkeit wie ein Gebirge durch seine Zeit stand“.

Die Tage der Vergangenheit waren dem großen Forscher versunken wie ein trüber Traum; nur bisweilen, wenn er so allein durch die Säulenhallen des Vatikan schritt, oder wenn er in dem Garten der Villa Albani zwischen den üppigen Myrtensträuchern

dahin wandelte, dachte er zurück an sein nordisches Vaterland, an seine Studienjahre in Halle —: wie eine halbverklungene Sage zog es dann durch seine Seele, und die feinen Lippen flüsteren dann wohl dankbar: Mausikaa.

Drüben aber, weit, weit jenseit der Alpen, auf der Villa Ludewig-et-caetera, da waltete noch viele Jahre, sobald der neue Lenz die Fluren schmückte, eine freundliche, kunstfönnige Dame, geliebt und geehrt von Allen, die sie kannten. An schönen Sommertagen saß sie oft in der alten Weinlaube neben dem Hause und las in einem von ihr hoch geschätzten und innig geliebten Buche; bisweilen schaute sie dann wohl auch auf und blickte träumerisch zum fernen Horizonte hinab — dorthin, wo Italien lag, und dann schlug sie mit wehmüthig-freundlichem Lächeln den Titel des Buches auf, wo unter dem weltberühmten Namen Johann Joachim Winckelmann in fester Schrift die einfachen Worte standen: „In inniger Dankbarkeit seiner Mousikaa“.

Die Ritter von Schloß Langeweise.

Die Ritter von Schloss Langelweile.

Mit seinem kleinen Büchlein „die Leiden des jungen Werthers“ hatte der junge Dr. Goethe in dem ganzen Deutschland ein Fieber, daß seit lange schon die Gemüther verzehrte, zum heftigsten Ausbruche gebracht. Die zarte Empfindsamkeit mit ihren schwärmerischen Freundschaftsthränen, die süße Melancholie, die schluchzende, verzweifelnde Liebe: sie hatten den Höhepunkt erreicht und dadurch die wenigen kühlen Köpfe in nicht geringe Bestürzung versetzt. Der junge Dichter selbst hatte diesen Krankheitsstoff schon längere Zeit in Kopf und Herz umhergetragen, aber er war eine zu gesunde, urkräftige Natur, als daß er von ihm überwältigt werden konnte. Nach seiner Art, der er das ganze Leben hindurch treu blieb, legte er sein Leiden und Lieben in einem Buche nieder, und während das sentimentale Deutschland darüber in wahrhaft erschreckende Fieberphantasie verfiel, stieg der geniale Jüngling wie ein Phönix verjüngt und gesundet über seine gesammte Mitwelt empor.

Die „verständige Stadt Berlin“ sträubte sich lange gegen diese Gemüthskrankheit. Aus Lessing's und Mendelssohn's Zeiten war ein Kreis von Männern übrig geblieben, der nur der Göttin der Ver-

nunft huldigte und sich darum vermaß, dem nothwendigen geistigen Entwicklungsproceße Troß bieten zu können. Diese Stufe auf dem Pfade der Cultur mußte aber überschritten werden, und so kam es, daß nach langem Zögern Berlin erst da anlangte, wo das übrige Deutschland schon vor mehr als einem Jahrzehnt gestanden hatte. Sonderbarer Weise konnte die Empfindsamkeit hier nun noch die größten Triumphe feiern, denn es hatte sich mittlerweile ein Kreis reichbegabter, phantasievoller junger Leute herausgebildet und — ein zauberischer Flor geistreicher und wunderbar schöner Frauen entfaltet.

Beherrscht von dieser Seelenstimmung saßen im Frühlinge 1789 zwei Jünglinge in einem freundlichen Zimmer, das die Aussicht auf einen frisch ergrünenden Park gewährte. Beide trugen sie die berühmte „Werthermontirung“, den blauen Frack mit Messingknöpfen, gelbe Weste, gelbes Beinkleid und Stulpenstiefel, die Kleidung, in der sich Werther erschossen hatte. Der ältere der beiden jungen Männer saß über einen Folianten gebeugt, das Corpus juris; aber man sah es seinen, wenn auch nicht schönen, so doch edlen Zügen, dem geistvollen Auge an, daß die Gedanken in ganz anderen Regionen als in denen der Rechtswissenschaft schweiften. Der Blick wandte sich oft über das Buch hinweg in das duftige Grün, und dann lenkte er sich hin und wieder auf den Gegenüberstehenden, der eifrig die Feder führte. Das anmuthige jugendliche Gesicht des Schreibenden war

leicht geröthet, die schönen blauen Augen hefteten sich fest auf die Zeilen, die mehr und mehr das Blatt Papier bedeckten. Sonderbarer Weise bestanden diese Zeilen aus hebräischen Buchstaben, man hätte darum wohl kaum in dem Schreiber und seinem Genossen die Brüder Alexander und Wilhelm von Humboldt gesucht.

Der Brief ward jetzt mit einem herzlichen, warmen Gruße zu Ende geführt, dann noch das Datum „Schloß Langeweile, den 4. Juni 1789“ daruntergesetzt, um bald darauf in der Hand eines verschwiegenen alten Dieners von dem freundlich gelegenen, aber einsamen, sehr einsamen Schlosse Tegel nach dem nahen Berlin zu wandern, und zwar in die neue Friedrichsstraße, zu der berühmten, ihrer unvergleichlichen Schönheit und geistvollen Liebenswürdigkeit wegen hochgeschätzten und vielverehrten Gattin des jüdischen Arztes Marcus Herz, der Hofrätthin Henriette Herz.

Es war nothwendig, daß die Correspondenz im Geheimen geführt wurde, denn die Frau Mutter würde es sehr mißbilligend vermerkt haben, daß man sich in der Gesellschaft jüdischer Frauenzimmer weit besser als in dem Schlosse der Väter unterhalte.

Der lange Brief enthielt weiter nichts als das Versprechen, heute Abend bestimmt zur Vorlesung zu kommen, auf welche man sich schon unendlich freute. Die Zeilen athmeten eine innige Wärme und strahlten das Glück über die in Aussicht gestellte Zusammen-

kunst leuchtend wieder. Zu dieser Freude lag heute allerdings ein vollständig genügender Grund vor, selbst wenn es zum allerlangweiligsten ästhetischen Thee gegangen wäre, denn es stand ein ganz besonderes, lange erwartetes Ereigniß bevor: der Buchhändler Götschen hatte von Leipzig in noch ungeheferten Druckbogen, gleich von der Presse weg, die neueste Dichtung Goethe's gesendet. „Torquato Tasso“ hieß das neue Stück, das man am Abend zu hören bekommen sollte.

In Folge mehrerer dunkeln Gerüchte plagte bereits seit längerer Zeit die gebildete Gesellschaft Berlins ein brennendes Verlangen nach diesem Drama. Karl Philipp Moriz nämlich, der geniale Verfasser des tief psychologischen Romans „Anton Reiser“, hatte sich, einem lange gehegten Wunsche folgend, auf seiner italienischen Reise Goethe in Rom genähert; dieser war bereits auf den eigenthümlichen, interessanten Mann aufmerksam geworden und ihm daher freundlich entgegen gekommen. Das Verhältniß war bald noch inniger geworden durch einen Unfall, einen Armbruch, den Moriz bei einem Sturze in den Ruinen erlitten und während dessen Heilung Goethe, wie er selbst in seiner italienischen Reise erzählt, den Wärter, Beichtvater und Vertrauten, Finanzminister und geheimen Secretär abgegeben hatte. In dieser Krankheitszeit besonders nun sprach Goethe mancherlei über seine neue Dichtung mit Moriz. Als letzterer darauf nach Berlin zurückgekehrt war und enthusiastisch ver-

schiedene Mittheilungen gemacht hatte, war natürlich nichts Eiligeres zu thun gewesen, als den befreundeten Götchen um baldige Uebersendung der Bogen zu bitten. Heute war denn endlich der langersehnte Wunsch erfüllt worden.

Ein freundlicher, schattenreicher Garten vor dem Königsthore, der dem Hofrath Bauer gehörte, bot für die regelmäßig abgehaltenen Lescabende im Sommer einen überaus angenehmen Aufenthalt. Die Damen des Kränzchens fanden sich meist schon des Nachmittags dort zusammen, während die Männer erst in den Abendstunden eintrafen.

So war es auch heute. In der kleinen Laube an dem einen Ende des Gartens schimmerten schon um die vierte Stunde helle Sommerkleider durch das üppige Grün, drinnen aber regten sich geschäftige Hände, um noch vor Eintreffen der Männer einer Freundin den Brautkranz zu winden.

Es war ganz still in der Laube; mancherlei Gedanken mochten sich der beiden beim Winden beschäftigten Frauen bemächtigt haben. Leise legte die eine ein Reisklein Myrthen nach dem andern der Kranzflechterin auf den Schooß, während diese mehr und mehr den dünnen Reifen mit einer Fülle von dunklem Grün schmückte. Auf der Schwelle der Laube saß ein überaus zartes junges Mädchen und schaute träumerisch zu dem Brautschmucke auf.

Es war ein eigenthümliches Bild, das sich in diesem Grün darbot. Blendend schön strahlte vor den beiden andern Damen die Winderin des Kranzes hervor, imposant wie die tragische Muse. Den im edelsten Verhältniß gebildeten Körper krönte ein wahrhaft bezauberndes Haupt. Doch zeigte das wunderbar schöne Antlitz nicht die tief-ernsten Züge der Melpomene, sondern das von reichstem, dunkelstem Haar umwallte, in staunenswerther Reinheit gerundete Oval bot ein Bild der mildesten weiblichen Schönheit.

Schon die zart geformte Nase, die sich in edelster Linie von der sanftgewölbten Stirn herabsenkte, gab dem Gesicht einen wahrhaft classischen Ausdruck; dabei aber brachte der kleine, frische Mund, den fein-gezeichnete und doch volle Lippen umsäumten, mit seinem anmuthigen Lächeln das holde, göttergleiche Antlitz menschlich näher. Der Glanz der dunkeln, von feinen schwarzen Brauen überwölbten Augen, die in mildem Feuer leuchteten, verbannte vollends jene Kälte, die bisweilen bei classischen Schönheitsformen fühlbar ist, und gab dem frischen, aber durchaus zarten Teint jenen warmen Lebenszauber, der un-
widerstehlich die Sinne fesselt. Was nun aber diesem Antlitze erst die wahre Weihe verlieh, das war der Umstand, daß es von einem durchaus edlen, feingebildeten Geiste beseelt wurde. Diese mit solchen außerordentlichen Vorzügen begabte Frau war Henriette Herz.

Die ihr zur Seite sitzende Dame hatte keine so glänzende körperliche Schönheit aufzuweisen, nur das große strahlende Auge nahm sofort für sie ein, denn es verrieth Gemüth und Geist. Es war Dorothee, die schwärmerische Tochter des Philosophen Mendelssohn, die Gattin des Banquier Beit.

In dem zarten, träumerischen, jungen, etwa 18—19 Jahre alten Mädchen auf der Schwelle der Laube erblickte man Rachel Levin, die später durch die Wärme ihres Geistes und Herzens Barnhagen von Ense so sehr beglücken sollte.

Lange saßen die drei Freundinnen schweigend beisammen, da plötzlich umschleierten sich die Augen Dorothee's, und eine Thräne perlte über die Wange hinab auf ein Myrthenreis. Offenbar durchbebte ein tiefer Kummer das erregte Frauenherz. Henriette blickte mit inniger Besorgniß zu der Leidenden hinüber. Sie wußte, daß deren Ehe mit Beit eine unbefriedigte war; es bekümmerte sie, daß der Gram hierüber die Freundin verzehrte, sie sah es täglich, wie der gewaltige Eindruck, den der geistreiche, liebenswürdige Friedrich Schlegel auf dieselbe gemacht, sich steigerte; ja sie nahm wahr, daß die glühende Leidenschaft erwidert wurde —, und sie bebte jetzt mit allem Mitgefühl eines warmen Frauenherzens vor einem Bruche mit dem ehrenwerthen Beit, der sein Weib aufrichtig liebte und achtete.

„Doris“, hub jetzt Henriette an, und ihre Stimme klang so sanft und herzgewinnend, daß die Unglück-

liche vertrauensvoll aufblickte, „unser beider Leben ist mit dem von Männern verbunden, die, so edel und achtenswerth sie sind, doch nie eine so reiche Liebe erwidern werden, wie wir sie im Herzen tragen. Aber wo wäre der Sterbliche, der alle Güter des Glückes besäße! Wie maßvoll muß ich mich stets gegen Marcus äußern, sonst weist er den Ausdruck meiner Gefühle als eine Kinderei zurück. Aber wir stehen doch höchst ehrenwerthen Männern zur Seite, deren Güte und Sorglichkeit für uns allein schon genügt, daß wir ihnen von ganzer Seele gehören. Der frische, grüne Brautkranz möge uns immer daran erinnern, daß in diesem heiligen Zauberkreise nur allein unser Denken und Handeln, unser Glück ruhe, und daß wir nur dann erst wahrhaft unglücklich werden könnten, wenn wir unsern Blick über diesen leicht verletzbaren Kreis begehrlieh hinausgleiten ließen, denn wir würden dann nur zu leicht unser nicht ganz befriedigtes Herz in ein schuldbeladenes verwandeln.“

Sie wollte noch mehr sagen, aber es ließen sich Schritte vernehmen, man sah Gestalten den Gartenweg daherkommen.

Schnell trocknete Dorothee ihre Augen, mit einem dankbaren Blick auf die Freundin.

Man hörte deutlich die Stimme des Doctor Herz, wie er lustig lachte und einmal über das andere rief:

„Nein, das kommt einem Arzte doch gar zu schnurrig vor:

Sah nach der Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan!

Kannst Du mir diesen Ausspruch deines verehrten Goethe erklären?" rief er seiner entgegenkommen- den Gattin zu.

In demselben Augenblicke trat Moriz dazwischen und fiel mit einem ironischen Lächeln, den Zeigefinger auf die Stirn legend, ein: „Aber, wer wird dies Gedicht auch da verstehen wollen!“

Mittlerweile war eine größere Anzahl von Männern, die sich, des verheißenen Genusses wegen, alle sehr pünktlich eingestellt hatten, zur Begrüßung hinzugegetreten.

Einige ältere Herren erschienen zuerst, der würdige Oberdirector Engel, der berühmte Verfasser der „Mimik“ und des „Lorenz Stark“, der kleine, dürre Nicolai, insofern eines der eigenthümlichsten Opfer der Wertherzeit, weil ihn der schwärmerische Roman zu seinem schwächsten literarischen Erzeugnisse, den „Freuden des jungen Werthers“ verleitet hatte, einer Arbeit, über die ganz Deutschland lachte und über die sich Goethe mehr als nöthig ärgerte. Sodann schritt der etwas pedantische, ernste Kamler hinzu, der lebenslustige Componist Reichardt, hierauf dicht neben dem langen, hageren Moriz und dem körperlich unbedeutenden Herz der geniale Prinz Louis Ferdinand, eine schöne, imponirende, ritterliche Erscheinung, ferner der mit seinem Geschmack begabte Shadow, dann die beiden hoch-

gefeierten Schauspieler Jffland und Fleck, der geniale Geheimsecretär Genß, ein wißiger Bonvivant, der sich großer Erfolge bei der Damenwelt zu rühmen hatte, der bereits erwähnte scharfsinnige Aesthetiker Friedrich Schlegel, der sich durch seine tiefgelehrte Schrift „Griechen und Römer“ einen sehr geachteten Namen erworben. Er blickte jetzt ernst vor sich nieder, um die heftige Leidenschaft, die ihn durchwühlte, vor den beobachtenden Freunden nicht zu verrathen, konnte sich aber doch nicht bezwingen, hin und wieder einen glühenden Blick zu der armen Dorothee hinüberzuwerfen. — Zuletzt erschienen die beiden noch sehr jugendlichen, geistreichen Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt, der Letztere seine schwärmerischen Blicke auf Henriette Herz richtend, während der Erstere die Augen zu Boden senkte. Noch einige Damen machten das Kränzchen vollständig.

Die Gesellschaft begab sich nun wieder zurück nach dem anderen Ende des Gartens, wo sich ein geräumiger Pavillon befand, der den Sommer über für die Leseabende benutzt wurde.

Erst reichte man ein einfaches Abendbrot herum, und dabei besprach man die Tagesneuigkeiten, die neuen Erscheinungen der Literatur, ja selbst die jüngsten Erfindungen der Tanzkunst, so daß Alexander von Humboldt in liebenswürdiger Weise Gelegenheit nehmen konnte, die sich dafür interessirenden Damen die eben aufgekommene Menuette à la Reine zu lehren.

Man kürzte heute jedoch dieses Vorspiel etwas ab, und bald ward die neue Dichtung, welche Götschen gleich in einigen Exemplaren gesandt hatte, aufgeschlagen.

Anfangs fühlten sich Einige etwas enttäuscht, daß das Stück nur fünf Personen habe.

Engel, der sich unwillkürlich zum Präsidenten der Lesegesellschaft herausgebildet hatte, veranlaßte Jffland zur Uebernahme der Rolle des Herzogs, die Prinzessin ward der Henriette Herz, der besten Leserin, angetragen, die Leonore Sanvitale errang sich die Hofrätthin Bauer, die sich stets bemühte als bel-esprit zu erscheinen, den Torquato Tasso erbat sich zu einiger Verwunderung Alexander von Humboldt und Antonio übertrug man Marcus Herz.

Unterdessen traten die Zuhörer in den Hintergrund zurück, nachdem man Fleck noch scherzhaft neckend zu der Uebernahme einer Rolle aufgefördert halte, denn Niemand las schlechter als dieser berühmte Mime, den nur die Bretter zu seinen genialen Schöpfungen begeistern konnten. Auch Moritz bezwang seinen sehnlichen Wunsch, mitzulesen, er wollte einen harmonischen Eindruck von der Dichtung empfangen.

Schlegel lehnte in einer entlegenen Ecke und heftete seine verzehrenden Blicke auf den geängsteten Gegenstand seiner Liebe; ihn beschäftigten bereits die Gedanken zu seiner „Lucinde“, mit welchem Buche er seiner Dorothee den ersten Schmerz bereiten sollte. Neben dem melancholischen Moritz stand Wilhelm von

Humboldt, seine Augen hingen wie verzaubert an der schönen Henriette.

Die Vorlesung begann. In der Phantasie der Leser und Hörer stieg die Bekrönung des Tasso auf. Mit aller Begeisterung, mit aller Lebendigkeit ward vorgetragen; die Person des Antonio trat mit wahrer Meisterschaft hervor.

Darauf eilt Tasso der Prinzessin in den Saal nach:

„Unsicher folgen meine Schritte Dir,
O Fürstin, und Gedanken ohne Maß
Und Ordnung regen sich in meiner Seele!“

ruft er ihr mit inniger Wärme zu, und die edle Leonore von Este tröstet den beleidigten Dichter in liebenswürdigster Weise. Dabei fühlt sie aber auch ihre eigene Liebe immer mächtiger werden —; sie hält dieselbe zwar mit echt weiblicher Zartheit zurück, flößt jedoch trotzdem unwillkürlich immer mehr das süße Gift in das junge Herz.

„Gewidmet sind Dir alle meine Tage!“
gesteht er ihr mit leidenschaftlicher Offenheit.

„Du hast mich oft, o Göttliche, gebuldet,
Und wie die Sonne, trocknete Dein Blick
Den Thau von meinen Augenlidern ab!“

Das holde Lob der lieblichen Prinzessin versetzt den Dichter in ein himmlisches Entzücken, daß ihn zuletzt das Mädchen erschrocken bedeutet:

„Nicht weiter Tasso! viele Dinge sind's,
Die wir mit Hestigkeit ergreifen sollen,

Doch andere können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehrung unser eigen werden.
So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
Die ihr verwandt ist, das bedente wohl!"

Sie verläßt ihn.

Ein tiefer Athemzug, als sei eine beklemmende
Besorgniß hinweggenommen, entringt sich der Brust
Wilhelm von Humboldt's.

Tasso aber bleibt in einem süßen Taumel des
höchsten Glückes zurück, bis Antonio hinzutritt und
das erregte heiße Herz mit seinem scharfen, kalten
Weltverstande tief verwundet, ja bis zur unziemlichen
Uebereilung reizt. Die unglücklichen Folgen lasten
schwer auf dem tief erschütterten Jüngling. Man
ist darum bemüht, ihn wieder zu trösten. Alle Fol-
gen des schlimmen Streites werden ausgelöscht, selbst
Antonio bietet die Hand zur Versöhnung, aber das
bekümmerte Herz klopft erst wieder freudig, als zu-
letzt die holde Prinzessin erscheint. Nun erst, bei dem
Anblick der Lieblichen, schlagen die Pulse mächtiger;
neue glückselige Hoffnungen ergreifen wieder die bange
Seele, auch die süße Zauberin läßt die zartesten
Saiten ihres Gemüths wieder klingen: Da bricht
mit aller Macht die berauschte Leidenschaft des
Jünglings hervor, vergeblich sucht die erschrockene
Prinzessin sie zurückzudrängen, in überwältigendem
Entzücken ruft er aus:

„Beschränkt der Rand des Bechers einen Wein,
Der schäumend wallt und brausend überschwillt?"

Mit jedem Wort erhöhst Du mein Glück,
Mit jedem Worte glänzt Dein Auge heller.
Ich fühle mich im Innersten verändert,
Ich fühle mich von aller Noth entladen,
Frei wie ein Gott, und Alles dank' ich Dir!
Unsäglich Gewalt, die mich beherrscht,
Entfliehet Deinen Lippen; ja Du machst
Mich ganz Dir eigen. Nichts gehöret mehr
Von meinem ganzen Ich mir künftig an.
Es trübt mein Auge sich in Glück und Licht,
Es schwankt mein Sinn; mich hält mein Fuß nicht mehr.
Unwiderstehlich ziehst Du mich zu Dir
Und unaufhaltsam bringst mein Herz Dir zu.
Du hast mich ganz auf ewig Dir gewonnen,
So nimm denn auch mein ganzes Wesen hin!“

Da brechen dem jugendlichen Leser die Thränen aus den Augen, hoch erregt springt er auf und wirft sich schluchzend der erschrockenen Henriette zu Füßen.

In demselben Augenblicke stürzt aber auch Wilhelm von Humboldt herbei, er will den von seinen Empfindungen Ueberwältigten emporreißen, aber er ist selbst so tief erregt; er wankt einen Augenblick zur Seite, dann rollen auch ihm die Thränen über die blassen Wangen und er sinkt gleichfalls weinend auf die Knie.

Leichenblaf ist Henriette schnell hinter ihren Stuhl getreten, es fliegt ihr Athem, krampfhaft hält sie sich an die Lehne.

Beklemmendes Schweigen nach dieser peinlichen Ueberraschung.

Es durchzuckt die herrliche Frauengestalt, ein un-

endlich wehmüthiger Zug legt sich um den schönen Mund; sie wendet sich um und verläßt den Pavillon.

Jetzt eilten die Männer zu den Jünglingen, Alexander ist einer Ohnmacht nahe, man trägt ihn auf ein Sopha, der sorgliche, verständige Marcus Herz feuchtet ihm die Schläfe mit kaltem Wasser, die Thränen brechen wieder mit erneuter Macht hervor, er richtete sich auf, blickt um sich und eine tiefe Röthe übergießt das Gesicht.

In demselben Augenblicke tritt der Diener des Doctor Herz ein; er ersucht im Auftrage der Frau Hofrätthin die beiden Herren von Humboldt, sich nach der kleinen Laube am anderen Ende des Gartens zu begeben.

Berwundert schaut man auf die beiden Jünglinge, die noch immer, aber jetzt von ganz andern Empfindungen, tief erregt nun zur Thür wanken und im Dunkel verschwinden. Aber noch mehr erstaunt man, als gleich darauf, offenbar ungesehen von den Hinausgegangenen, Henriette hereintritt. Sie ist noch immer bleich, aber man sieht, sie hat ihre Fassung wieder. Mit sicherer Stimme bittet sie die Anwesenden um Verzeihung, daß sie die unfreiwillige Veranlassung zu dieser Störung gewesen, sie ersucht, die unterbrochene Vorlesung dieses Meisterstückes, das so überwältigende Kraft in sich fasse, auf einen andern Tag zu verschieben; dann nimmt sie den Arm ihres Gatten und verabschiedet sich mit einem freundlichen Gruße.

Auch die Uebrigen, Alle bis ins Innerste ergriffen, trennen sich mit wenigen Worten.

Unterdessen schreiten die beiden Brüder schweigend der Laube zu. Zwei Lichter glänzen ihnen durch das dunkle Grün entgegen, sie treten zagend näher, da erblicken sie inmitten zweier brennender Kerzen auf einem weißen Tuche einen frischen, grünen Brautkranz und in diesem liegt ein weißes Blatt, auf dem sie in großen, festen Zügen, die nur bei wenigen Strichen ein Zittern verrathen, beklommen lesen:

In diesem ewig heil'gen Zauberkreise
Ruht alles Glück und alle Lust des Weibes!
Es ist kein Mann so edel, reich und weise,
So üppig-schön nicht von Gestalt des Leibes,
Das ungestraft er breche von den Kranze:
Verderblich stört er das harmonisch Ganze!

Da stürzen ihnen von Neuem die Thränen über die Wangen, sie fallen sich schluchzend in die Arme.

Zwei Tage nach diesem Vorfall erhielt Wilhelm von Humboldt ein Billet von Henriette Herz, in welchem sie ihn um eine Unterredung bat.

Zwei volle Stunden sprach darauf die edle Frau zu dem niedergeschlagenen Jüngling; als sie ihm aber dann zum Abschiede freundlich die Hand reichte, da athmete er wieder lebensvoll auf, sie hatte ihn wieder auf seine frühere sittliche Höhe gehoben — und ihm auch einen Gruß für seinen Bruder aufgetragen.

Am nächsten Morgen, noch sehr früh, fuhr ein schwer bepackter Reisewagen von Schloß Tegel hinaus in die duftige Landschaft. Mit sicherem Takt hatte Henriette den älteren der Brüder, Wilhelm, auf die Universität nach Erfurt geschickt und ihm dabei angelegentlichst das feingebildete Haus des Kammerpräsidenten von Dacheröden und dann noch ganz besonders die geistvolle Tochter desselben, Karoline, empfohlen. Für den jüngeren, Alexander, hatte sie nur ein ernstes, anhaltendes Studium, und zwar in Göttingen, vorgeschlagen.

Und Wilhelm von Humboldt fand in der gemüthreichen, fein gebildeten Karoline von Dacheröden, was sein Herz bedurfte, was sein ganzes weiteres Leben innig beglückte. Alexander aber fesselte sich mit eifernem Fleiße an die Wissenschaften, sein rastloser Forschergeist strebte den höchsten Zielen nach und

„hinter ihm, im wesenslosen Scheine
lag, was uns Alle händigt, das Gemeine!“

So war durch eine kluge Frauenhand mit streng sittlichem Ernste und edler Selbstverleugnung ein gefährlicher Knoten glücklich und freundlich gelöst. Die Segnungen sollten aber damit noch nicht erschöpft sein. Seiner Verheirathung mit Fräulein von Dacheröden verdankte Wilhelm von Humboldt zugleich die Bekanntschaft mit Schiller, dessen Gattin eine innige Freundin seiner Karoline war. Die Männer fühlten sich sehr bald warm zu einander hingezogen, und eines der innigsten Freundschaftsbündnisse bildete

sich. Was war da natürlicher, als daß Wilhelm von Humboldt dem Freunde auch eröffnete, daß er und sein Bruder einst in tiefstem Herzen eine und dieselbe Frau geliebt, die Keiner von Beiden je besitzen konnte. Der geniale Schiller griff diesen hochtragischen Konflikt auf, er bildete ihn mit seiner bewundernswürdigen Schöpferkraft zur edelsten Blüthe seiner Lyrik um, zu dem wahrhaft erschütternden Drama: „Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder“.

* * *

Mehrere Jahrzehnte waren seitdem verflossen und längst schon die Zeitgenossen der ersten Berliner Glanzzeit, die Engel, Nicolai, Ramler, Moritz u. s. w. ins Grab gestiegen, längst waren die weitstrahlenden Sterne Jffland's und Fleck's hinabgesunken, Reichardt hatte nur noch eine kurze, glänzende Zeit am westfälischen Königshofe in Kassel mit durchlebt, um dann, noch im kräftigsten Mannesalter, auf seinem Landsitze Siebichenstein bei Halle die Augen für immer zu schließen; Prinz Louis Ferdinand war als das erste Opfer des napoleonisch-preussischen Krieges bei Saalfeld gefallen. Genz hatte sich in Wien auf eine glänzende Höhe gehoben, sich ein genussreiches Leben geschaffen und war dann übersättigt und müde von seiner reichen Lebenstafel aufgestanden. Dorothee hatte sich aus der stillen, sorgenfreien Ehe mit Veit krampfhaft=schmerzvoll herausgerissen, Heimath und

Kinder verlassen und sich in die Arme Friedrich Schlegel's geworfen, um hierauf ein unstätes, in der ersten Zeit oft von größter Dürftigkeit heimgesuchtes Leben zu führen, und dann doch unbefriedigt, matt und ohne Herzensruhe in Frankfurt am Main zu sterben, nachdem sie Schlegel in Dresden begraben. Auch der Altmeister Goethe hatte sein müdes Haupt nach glorreichem Schaffen zur ewigen Ruhe niedergelegt, selbst der weit jüngeren Rahel waren bereits von dem trauernden Barnhagen von Ense die Augen zugeedrückt worden; zuletzt war auch Wilhelm von Humboldt nach einem schönen, harmonischen ehrenvollen Leben zu Tegel in die Gruft seiner Väter hinabgestiegen —: Alle, Alle waren sie todt, nur noch zwei Zeugen längstvergangener Tage wandelten mit weißem Haupte unter den Kindern der neuen Zeit, es waren dies Alexander von Humboldt und Henriette Herz. Mit freudig bebendem Herzen hatte die edle Frau den strahlenden Stern des großen Forschers aufgehen sehen. Sie hatte ihren Gatten schon 1803 verloren und war dadurch gezwungen, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben; aber sie besaß ein freies, fröhliches Gemüth, das sie selbst in den kummervollen Kriegsjahren aufrecht erhielt, und wurde es ihr ja einmal bang, dann blickte sie auf zu dem Freunde ihrer Jugend, der, ein so gigantischer Pionier der Wissenschaft, in seinem kühnen Ringen ihr dann ein hohes Vorbild unerschütterlichen Muthes bot. Auch zu seinem berühmten Buche „Ansichten

der Natur“ griff sie dann wohl, das in edeler Besiegelung erneuter inniger brüderlicher Liebe „seinem theueren Bruder Wilhelm von Humboldt“ und ferner, wie es in der Vorrede mit Anklängen an „die Braut von Messina“ hieß, vorzugsweise „bedrängten Gemüthern“ gewidmet war. Manchmal freilich wurde es ihr dann auch wehmüthig ums Herz, so ganz allein übriggeblieben zu sein, nur noch mit einem Zeugen jener schönen Zeit —, der sie aber gänzlich vergessen zu haben schien. Dann klangen aber auch die Worte der Prinzessin tröstend in ihrer Seele wieder:

„Ihr Männer strebt nach fernem Gütern,
Und euer Streben muß gewaltsam sein.
Ihr wagt es, für die Ewigkeit zu handeln,
Wenn wir ein einzig noch beschränktes Gut
Auf dieser Erde nur besitzen möchten,
Und wünschen, daß es uns beständig bliebe.
Wir sind vor keinem Männerherzen sicher,
Das noch so warm sich einmal uns ergab.
Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist todt.
Wenn's Männer gäbe, die ein weiblich Herz
Zu schätzen wüßten, die erkennen möchten,
Welch holden Schatz von Treu und Liebe
Der Busen einer Frau bewahren kann,
Wenn das Gedächtniß einzig schöner Stunden
In euren Seelen lebhaft bleiben wollte,
Wenn euer Blick, der sonst durchdringend ist,
Auch durch den Schleier bringen könnte, den
Uns Alter oder Krankheit überwirft:
Dann wär' uns wohl ein schöner Tag beschieden,
Wir selerten dann unsre goldne Zeit!“

Dann zog wieder Friede in ihr Herz.

Sie hatte sich lange Zeit durch Privatstunden unterhalten, denn sie war der englischen, französischen und italienischen Sprache mächtig. Jedoch anhaltende Kränklichkeit ließ diese Erwerbsquelle versiegen, sie mußte zu den nur kümmerlich ernährenden Handarbeiten greifen.

Da, eines Tages, im Jahre 1845, drang zu Alexander von Humboldt die Kunde, die greise Henriette Herz lebe in sehr beschränkten Verhältnissen am Thiergarten in einem kleinen Häuschen. Jetzt regte es sich wieder in dem Herzen des alten Mannes. Er hatte im Laufe der Jahre so viele, viele interessante Menschen kennen gelernt, ihn hatte sein ganzes Leben hindurch eine solche Fülle erhabener Gedanken, die sein ganzes Wesen in Anspruch nahmen, durchglüht, daß nur bisweilen, besonders als er einsam durch die üppigen Urwälder Südamerikas geschweift, eine wehmüthige Sehnsucht nach der schönen Frau in der fernen Heimath über ihn gekommen war.

Jetzt aber eilt er zu seinem Gönner, Friedrich Wilhelm IV., der als Kind ebenfalls mit seinem Erzieher Delbrück in dem Herz'schen Hause gewesen und aus dieser Zeit freundliche Erinnerungen hegt; er wirkt der Freundin eine jährliche Pension von 500 Thalern aus, ja er erhält sofort 50 Friedrichsd'or aus der Privat-Schatulle des Königs, mit denen er sich noch an demselben Tage nach dem Hause am Thiergarten begiebt.

Als er in das kleine Vorgärtchen tritt, sitzt sie auf einer Bank im wärmenden Sonnenscheine und erhebt sich, den Fremden gewahrend und erkennend —: noch als Matrone ist sie eine imponirende Erscheinung.

Einige Minuten betroffenes Schweigen! Die sonderbarsten, wehmüthigsten Gefühle bewegen Beider Herzen, und die Augen füllen sich mit heißen Thränen —; ohne ein Wort hervorbringen zu können, reichen sie sich die Hände und drücken sie tief erschüttert. Dann aber setzt sich der große Forscher mit der alten Frau auf die Bank, und die längst, längst vergangene Zeit mit ihren vielen lieben Gestalten steigt vor ihnen auf. Alle die mannichfachen verschlungenen Lebenspfade mit dem wunderbarlichsten Lieben und Leiden, mit den leichten und schweren Kämpfen zeigen sich ihrem geistigen Auge, bis dann zuletzt Henriette auch, als echte Frau, scherzend fragt, wie es denn gekommen, daß ihr verehrter Jugendfreund der Einzige aus jenem schönen Kreise sei, der es verschmäht habe, sein Leben mit einer holden Gattin zu theilen. Da, mit der feinen Grazie seiner Jugend sich verneigend, erwidert er, indem er zart und doch bedeutsam in „die feindlichen Brüder“ zurückgreift, mit liebenswürdigem Lächeln:

„Ich muß mit Don Cäsar bekennen:

Gleichgültig war und nichtsbedeutend mir
Der Frauen leer geschwägiges Geschlecht,
Denn eine Zweite sah ich nicht, wie Sie!“

Die Geschichte einer Geige.

Die Geschichte einer Geige.

Aus den Erinnerungen eines alten Schulmeisters.

Ich gehe gern auf Auctionen. In meinem langen Leben ist mir Keiner fremd geblieben von Allen, die um uns her wohnen, die Meisten hab' ich aufwachsen sehen, und die jetzt nur noch kleine Zahl von Denen, die mit mir jung war, hat mir nahe gestanden in guten und bösen Tagen. Geht also Einer von diesen heim und verkauft man den alten Kram, der mit ihm durch's Leben ging und der nun nichts mehr werth ist in der neuen Zeit, dann stehe ich dabei, und mir ist, als würde mir schmerzhaft von meinem Lebensbaume ein Zweig nach dem andern abgeschlagen und als müßte von mir bald nur noch ein alter, kahler Stamm übrig bleiben, ohne Laub und ohne Geäst. Dann wird es mir oft so weh um's Herz, und mir wäre besser gewesen, ich wäre daheim geblieben. Und doch zieht es mich stets mit magischer Kraft; ich kann es nicht versäumen, dem Hausrath eines Freundes gleichsam die Todtenwacht zu thun. Dann trete ich hinzu, wie erst neulich wieder, und sehe einen Spazierstock an, der an der Hand des Dahingeshiedenen und mit mir so manche Wanderung machte, dann beschau' ich einen

alten Hut, der das liebe Haupt des Entschlafenen so oft vor Regen und Schnee schützte, ich gewahre auch den Flecken auf ihm, den, und das fällt mir dann wieder ganz deutlich ein, den er an einem Sommerabende in der Milchammer auf dem Gundelhofe bekam, als sein Besitzer dem schmucken Gundel-Röschen einen Kuß raubte. Der war damals so glücklich über den Kuß! —

Auch heute war ich auf einer Auction; es gab freilich wenig zu kaufen; es war eine kleine, eine recht kleine Auction. Aber ich habe mir doch etwas erstanden. Einige junge Leute lachten über mich alten Schulmeister, als ich auf eine alte Geige noch einige Groschen bot. Nun ja, wer bekümmert sich wohl noch um die alte Geige, von der sich der Resonanzboden auseinandergezogen hat, so daß der ganze berühmte Ton des Instruments verloren ging; wer weiß noch etwas von dem vertrockneten Rosenstiel, der noch jetzt durch die Saiten geflochten ist und der einst, vor manchen Jahren, eine dunkle, prächtige Rose trug! Freilich die Menschen von heute kümmern's nicht, und die es kümmerte, die haben das Leben hinter sich — außer mir.

Ich weiß nicht, wie mir ist, seit ich die alte Geige nun bei mir habe in meinem Stübchen. Es kommt mir vor, als wäre ein neuer Farbenglanz über mein früheres Leben gelegt, als wäre der Staub von den Erinnerungen längst entschwundener Jahre hinweggewischt, als träten wieder in lebendigerem

Dichte und in dunkleren Schatten die Tage längst vergangener Zeiten hervor.

Als ich die Geige zum letzten Male hörte, war Sommerszeit im Lande. Meine Schule hatte noch Ferien, ich war darum am Vormittage im Felde gewesen, um beim Heumachen zu helfen. Wenn man nicht überall selbst mit Hand anlegt, so wird einem die Arbeit stets nur halb so ordentlich gemacht. Jetzt stand ich um die Mittagszeit in der Stube und zog mich sonntäglich an, um nachher auf eine Hochzeit nach dem nahen Dorfe Süvershagen zu gehen, als mir Jemand durch das offene Fenster einen guten Tag wünschte.

Es war eine mir wohlbekannte Persönlichkeit, ein Mann mit grauem Haar, mit einem etwas aufgedunsenen, verfallenen Gesichte und in nicht mehr sauberem Anzuge. Er trug eine Geige unter dem linken Arm und in der rechten Hand einen Stock, auf den er sich, da er etwas gebeugt ging, stützte.

„Grüß Gott, Ulrich!“ sagte ich. „Willst Du auch mit auf die Hochzeit nach Süvershagen gehen?“

„Ja, ich bin auch mit geladen“, versetzte er, „aber aus einem andren Grunde, wie Du. Doch — wenn Du mich mitnehmen willst“ —

„Mach' kein Gerede“, lenkte ich ab. Er kam mir so trübe gestimmt vor.

„Willst Du zum Mittag noch einen Zmbiß mit mir einnehmen?“ fragte ich, „es dauert bei solchen Festen oft lange, ehe man zum Essen kommt.“

„Und ich komme dann auch immer noch zuletzt an die Reihe“, sagte er mismuthig. „Ja, Andreas, ich nehme deine Einladung an“.

Er trat durch die Haussflur in die Stube und ich reichte ihm meine Hand.

„Ich bin jedoch“, fuhr er dann fort, „aus einem andren Grunde erst bei dir mit vorgekommen. Ich habe diese Nacht den wachseinenen Ueberzug meiner Geige verloren und möchte deine Frau bitten, mir doch wieder einen solchen zu besorgen. Ich komme, es ihr jetzt zu sagen, weil ich bei der Hochzeit sie wohl nicht belästigen darf“.

„Du weißt aber doch, Ulrich“, sagte ich, „daß wir gern bei dir nachhelfen“.

„Ja, früher war das wohl angebracht“, entgegnete er mit schmerzlichem Lächeln, daß es mir weh durch's Herz schnitt, „da haben mir auch noch andere Leute geholfen“.

Ich wußte ihm nicht gleich etwas Passendes zu entgegnen, meine Gedanken hatten sich vorher mit der Hochzeit beschäftigt, ich konnte mich darum nicht gleich in diese trübe Stimmung hineinfinden.

Er setzte sich, das Haupt nach vorn gesenkt, die Geige auf seinen Knien.

„Es ist eigentlich lächerlich“, hob er nach einer Pause leise, wie zu sich selbst, an, indem er die gläsernen Augen auf das Instrument heftete, „daß ich noch immer so an dir hänge, du alte Fiedel, und daß ich es nicht ertragen kann, wenn du leidest.“

Freilich ergrimme ich manchmal, wenn deine süßen Töne in erbärmlicher Schenke entströmen, dann fahre ich wohl grob über die Saiten, daß es hell aufkreischt und die Spieler auf der Wirthsbank auflachen und sagen: Der Ulrich ist schon wieder einmal betrunken! aber dann ist mir, als schläge mich eine dämonische Kraft zu Boden und als läge ich im Schmutze, um zu verenden. — Es ist langweilig, Andreas“, sagte er dann zu mir und erhob sich, „so auf Freund Hain zu warten“.

Es war mir angenehm, daß meine Frau jetzt eintrat und den melancholischen Betrachtungen ein Ende machte. Sie hatte mit ihrem heiteren Temperament stets günstig auf den armen Geiger eingewirkt, sie begrüßte ihn auch jetzt freundlich und leitete das Gespräch auf gleichgültige Tagesgeschichten. Wir aßen dann und machten uns auf den Weg. Meine Frau und meine älteste Tochter gingen voraus und ich trug erst noch den Thurmschlüssel zu meinem Nachbar, der an diesem Abend das Besperläuten für mich besorgen wollte.

Wir waren dadurch ein kleines Stück hinter den Frauenleuten zurückgeblieben und unsere Unterhaltung war aus diesem Grunde wieder in's Stocken gerathen.

Unwillkürlich kam mir, als er so gebeugt neben mir daherschritt und der Wind mit seinem grauen Haar spielte, unsere Jugendzeit in's Gedächtniß. Wie war es da doch ganz anders gewesen. Wie

glänzten damals seine großen blauen Augen, wie blickte damals mit glücklichem Lächeln und so hoffnungsvoll mein seliger Vater, der auch Lehrer und mein Vorgänger im Amte war, auf den glänzend begabten Schüler! Was war das für ein Fest, als die schöne Cremoneser Geige ankam und er dann darauf spielte, daß alle Hörer davon wie bezaubert waren! Ich stand damals in einem Winkel des Zimmers, man hatte mich zur Seite gedrängt, ich hatte keine solche glänzenden Gaben.

Am Abend, als ich zum Vesperläuten ging, denn ich unterstützte schon meinen Vater im Amte, begleitete mich Ulrich und sprach von seinen Hoffnungen und Plänen. Nach dem Läuten stiegen wir den Thurm hinauf, um die Uhr aufzuziehen, und dann setzten wir uns oben in ein offenes Schalloch und blickten in das weite, offene Land hinaus, auf das stille Meer, das vom Abendsonnenschein wie vergoldet erschien.

„Andreas“, sagte er da und ergriff meine Hand, „nun gehe ich bald auf die Akademie und dann werde ich erst wirklich eintreten in das göttliche Reich der Töne! O Andreas, wie sich meine Brust hebt bei dem beglückenden Gedanken, alles Schöne und Herrliche, was den Menschen erhebt über die niederen Sorgen des Lebens, was ihn erbaut, veredelt und dem Vorbilde Gottes näher führt: Alles das in die Harmonien meines Spiels zu legen!“

„Das ist ein hoher, heiliger Beruf“, rief ich

und blickte zu dem Beneidenswerthen empor. „Dann wirst du gewiß hoch emporsteigen zu Ruhm und Ehren und das Vaterland wird dich preisen als einen seiner besten Söhne!“

„Das ist mein Ziel, Andreas“, versetzte er und erfaßte meine Hand. „Ich will ringen ohne Unterlaß um diesen köstlichsten aller Preise —, und wenn man mich einst mit Ehren nennt, dann müßt ihr mich Alle recht oft besuchen. O, was wird das stets für ein großes Fest sein!“

Noch lange sprach er begeistert von diesen Zukunftsbildern, so daß sich bereits die Dämmerung mit tiefen Schatten in die Höfe und die Gärten gelegt hatte und wir kaum noch mein Bäschen, Pastors Ernestine, erkennen konnten, die aus dem Felde in den Pfarrgarten trat.

Wir stiegen nun wieder vom Thurme hinab. Nach einer kleinen Strecke, die wir an einer Hecke entlanggeschritten waren, blieb er stehen und sagte dann:

„Geh einstweilen voraus, Andreas, ich komme sogleich nach!“

Ich blieb verwundert stehen, er aber sprang in einen schmalen Seitenweg, wo er mir bald zwischen blühenden Holunderbüschen in der Dämmerung entschwand.

Ich ging langsam weiter, aber er kam nicht wieder.

Am andern Morgen, als er mich bei meinem

Vater traf, bat er mich, ich möchte nicht weiter davon sprechen, daß er gestern weggegangen.

Seine Uebersiedelung nach der Residenz fand denn auch bald statt. Sein Vater hätte es freilich lieber gesehen, schon der stets fränklichen Tochter wegen, wenn sein Sohn, der obendrein der einzige war, das alte Geschäft der Familie, eine große Böttcherei, die für den Hätingsfang stets bedeutende Bestellungen ausführte, später übernommen hätte. Mein Vater war damals, bei Ulrich's Abschied, leider schon recht krank, ich wollte mein Examen machen, mußte dabei das Amt meines Vaters verwalten und hatte daher so viel Sorgen und Arbeiten, daß ich mich meinem scheidenden Freunde nur wenig widmen konnte.

Er schien mit schwerem Herzen zu gehen.

Nach kaum einem Jahre — ich hatte mittlerweile mit vieler Noth und mit schweren Sorgen zu kämpfen gehabt — kamen denn auch schon Nachrichten von seinen guten Erfolgen.

In der ersten Zeit hatte er manchmal geschrieben und sich dann auch nach Ernestinen erkundigt. Ich berichtete ihn stets; nach und nach aber kamen die Briefe seltener und zuletzt blieben sie ganz aus. Nur hie und da schickte er ein Zeitungsblatt, in welchem eine Rezension über ein Concert des berühmten Violinvirtuosen Ulrich West stand. Dann lasen wir, wie er vor gekrönten Häuptern gespielt hatte, wie

man ihm sein Spiel königlich gelohnt, wie man ihn gefeiert und erhoben hatte.

Um diese Zeit starb sein Vater; seine Mutter hatte er schon viel früher verloren, und die Wöthcherei wurde verkauft. Das schrieb ich ihm und darauf antwortete er mir nach längerer Zeit, ich möchte ihm seinen Erbschaftsantheil schicken. Das that ich auch, es war nach Italien; den Namen der Stadt habe ich wieder vergessen.

Darauf hörten wir lange nichts von ihm.

Die Ernestine war, nachdem er nicht mehr schrieb, stiller und stiller geworden. Früher war sie ein heiteres Mädchen gewesen, und wenn sie auch nie ganz solche Pausbacken, wie ihre Gespielinnen aufzuweisen gehabt, so hatte sie doch immer recht rosig ausgesehen. Nun war sie blässer und blässer geworden. Einige wollten das Gesicht so feiner, zarter finden, mir that sie immer nur leid, wenn ich auch damals noch nicht so recht wußte, was ihr am Herzen nagte, ob ich es gleich ahnte.

Jeden Winter fand sich bei uns nach alter Sitte, die schon mein seliger Vater gern gepflegt hatte, stets am Mittwoch ein Kreis von Frauen und Mädchen, unter denen sich auch Ernestine befand, mit ihren Spinnrädern ein, um unter fröhlichem Geklapper beim schnurrenden Rade den langen Winter-leichter zu überwinden. Nach und nach hatten sich zu diesem Spinnstubenabende auch noch einige Männer eingefunden, auch ein junger College aus einem Nachbar-

orte, der ein Auge auf eine hübsche Freundin meiner Frau geworfen hatte, die er denn auch später glücklich heimführte. Er unterhielt uns oft recht angenehm mit Clavierpiel, in welchem er eine ziemliche Fertigkeit besaß. An einem dieser Abende bereitete er uns eine Ueberraschung, er brachte einen stattlichen Band Noten mit, der den Titel „Ulrich West's gesammelte Compositionen“ trug. Es waren Lieder und Tonstücke, welche wir jedoch früher schon in Einzelausgaben von Ulrich selbst erhalten hatten.

Der junge Lehrer setzte sich bald an's Clavier und begann gleich mit dem ersten Liede „Der Abschied“.

Die Mehrzahl von uns kannte das Lied sehr wohl, es war die erste Preiscomposition unseres berühmten Freundes. Nach den einleitenden Accorden, die wie ein leises Meeresrauschen klangen, sang er:

Hebe deine Augen auf,
Deine lieben, treuen, blauen,
Denn ich will dir wonniglich
Auf den Grund des Herzens schauen.

Heute ruht dein Köpfchen noch
Lieblich mir an meiner Seite,
Morgen zieh ich schon hinaus
In die ferne fremde Weite.

Hebe deine Augen auf,
Deine lieben treuen Augen,
Denn ich muß für lange Zeit
D'raus mir Lieb und Freude saugen.

Schon bei Beginn des Liedes verhüllte Ernestine ihr Gesicht, und als die letzten Accorde der überaus

lieblichen Musik verflangen, stand sie auf und ging weinend zum Zimmer hinaus.

Sie kam nicht wieder hinein. Am anderen Tage brachte ihr meine Frau das stehengebliebene Spinnrad, da hat sie diese wehmüthig um Verzeihung für ihr Weggehen gebeten, sie hätte nicht anders gekonnt. Auch die ferneren Spinnstubenabende besuchte sie nun nicht mehr; sie fühle sich nicht wohl, sagte sie nur. Von anderen Gesellschaftskreisen blieb sie von da ab ebenfalls fern. Nur noch einmal besuchte sie ein Fest, es war die Hochzeit der Henriette, einer Gespielin von ihr.

Ich erinnere mich noch recht wohl. Es steht mir noch deutlich vor der Seele, wie ich ihr bei Tische gegenüber saß. Ein Blumenstrauß stand zwischen uns auf der Tafel, und ich sah durch das frische Grün und zwischen den dunklen purpurnen Rosen das bleiche Gesichtchen schimmern.

Da fragte ein behäbiger Bierbrauer von der andern Seite laut herüber: „Nun, Ernestinchen, von dir hört man ja gar nichts mehr; wie steht's denn mit dir? Hatteft du nicht so eine stille Liebe mit dem Geiger, dem Ulrich? Der Bagabund wird doch nicht lieberlich geworden sein. Am Ende wäre er besser bei seinen Häringstonnen geblieben!“

Das hätte ich um alles in der Welt nicht fragen mögen. Besorgt blickte ich zu ihr hinüber. O, ich sehe es noch heute, wie sie bleich wurde, noch bleicher, als sie sonst schon war. Sie wollte lächeln, aber

das gelang ihr nicht, der Mund sah nur wie schmerzhaft verzogen aus.

„O, das haben die Leute so gesagt“, entgegnete sie, „aber wie hätte ich einen so berühmten Mann —“

Das Wort erstarb ihr auf den weißen Lippen, ihre Gabel klappte auf den Teller, und sie wandte zur Seite.

Erschrocken sprang ich auf; ihr Vater, der beim Brautpaar gefessen, eilte herzu und benetzte ihr mit zitternder Hand die Schläfe mit kaltem Wasser. Aber sie konnte sich nicht so schnell von ihrer Ohnmacht erholen, sie mußte hinausgetragen werden und kam nicht wieder.

Seit jener Zeit ist sie nicht mehr ausgegangen.

Am St. Gallustage, gerade drei Wochen nach dem Tode meines seligen Vaters, ist sie dann an der Schwindsucht gestorben. Ich hatte sie als erste Leiche in's Kirchenbuch zu schreiben. Das war recht einfach, in die Rubrik „Ursache des Todes“: „Schwindsucht“ zu setzen. Ich selbst hatte auch damals noch keinen so rechten Begriff von ihren überstandenen Leiden. Ich hatte auch so viel mit mir selber zu thun, daß ich schwer mich um anderer Leute Verhältnisse kümmern konnte. Mit meinen Geschwistern hatte ich mich betreffs unserer kleinen Erbschaft auseinanderzusetzen. Dann sollte eine Dammregulirung bei dem zu unserem Dorfe gehörigen Strande vorgenommen werden, der sich viele Grundbesitzer widersetzen, und diese Starrköpfe sollte ich auf den Wunsch

eines Herrn Geheimenrathes der Regierung von der Vortrefflichkeit dieses Umbaues überzeugen. Ich hatte viel Lauferei und viel Schwazerei. Ob übrigens die Dammregulirung wirklich eine so vortreffliche Neuerung ist, weiß ich doch nicht. Zu alledem kam auch noch eine hohe Verordnung, das Tactschreiben einzuführen, eine Methode, die mir gar nicht zweckmäßig erschien und deren Anwendung mir viel Mühe und Aerger machte. Das Tactschreiben ist denn auch bald wieder abgeschafft worden.

Alle diese Umstände brachten mir eine solche Arbeitslast, daß die arme Ernestine bald in den Hintergrund zurückgetreten war. Dann kamen auch häusliche Sorgen und Unruhen, dabei schwand ein Jahr nach dem anderen, die Kinder wuchsen heran und mit ihnen die Sorgen: bei den kleinen hatte ich kleine Sorgen, bei den großen hatte ich große Sorgen.

Eines Abends saß ich mit meiner Familie so nach Neujahr am Ofen, es war bitterkalt, und lese aus dem neuen Kalender die Geschichte vor, da klopfte es. Meine Frau wollte aufstehen und hinausgehen, da sie aber nicht ganz wohl war, nahm ich das Licht. Und als ich die Hausthür öffne, redet mich ein alter Mann mit heiserer Stimme an:

„Andreas, kennst du mich noch?“

Ich leuchte dem Fremden in's Gesicht und lasse vor Erstaunen das Licht sinken.

Da war es Ulrich. Zerlumpt, hungrig, halb erfroren trat er mit unsicherem Fuße bei uns ein.

Seine Geige hing ihm in einem Leinwandtäschchen auf dem Rücken.

Wir nahmen ihn freundlich auf, ich gab ihm noch ziemlich gute Kleider von mir, dann ging ich am nächsten Tage zu seiner Schwester, die sich in einem Nachbardorfe eingemietht hatte, ferner zu allen seinen Verwandten, und so staffirten wir ihn aus.

Er selbst sprach wenig, es interessirte ihn auch nichts, was wir ihm erzählten; nur das Grab der armen Ernestine ließ er sich einmal von mir zeigen. Nach einigen Tagen zog er zu seiner Schwester.

Das Geld, was ich ihm zusammengebracht hatte, wandte er aber schlecht an: er vertrank es. Das that mir sehr wehe. Ich stellte ihm das Verderbliche seines Lebenswandels vor, allein, ob er mir auch Besserung versprach, es blieb beim Alten. Diejenigen, welche ihn anfangs unterstützt hatten, zogen sich nun wieder ob des leidigen Lasters von ihm zurück, und er suchte sich durch Aufspielen in den Schenken und bei Festlichkeiten zu ernähren. — —

Solche Gedanken kamen mir, als ich an jenem Tage nach Süvershagen hinüber zur Hochzeit ging. Er hatte mich in meinem Nachdenken nicht gestört; still, wie meist, war er neben mir hergegangen. Nur an einer Stelle des Weges, da, wo sich der schmälere Fußpfad dem Strande näherte und an den Hermunder Steinen, einem alten Hünengrabe, wie man sagt, vorüberführt, hatte er nach der alten Linde, deren Wurzeln die verwitterten Steine umklammern,

emporgeschaut und dann hinabgeblickt zum Strande, zu einem Felsblock, der wahrscheinlich, da das Meer alljährlich von der Düne ein Stück nach dem anderen abspült, einst von oben hinabgestürzt ist, ohne sich jedoch dem Meere vollständig zu ergeben. Denn nur zur Zeit der Fluth schlagen die Wellen über den großen Stein hinweg, während sie ihn bei der Ebbe wieder lassen müssen.

Ulrich hatte an dieser Stelle Miene gemacht, als wolle er etwas sagen, dann sich aber, so schien es, anders besonnen und war schweigend weiter gegangen.

Im Hochzeitshause fanden wir ein reges Leben. Bekannte und Verwandte traten zu uns heran, es gab allerlei zu schwätzen, so daß mir Ulrich bald aus den Gedanken kam.

Nach der Trauung setzten wir uns zu Tische, es kamen fröhliche Toaste, heitere Späße, und Jeder war so recht von Herzen froh. Da fiel mein Blick zufällig auf Ulrich, der abseits in einem Winkel auf einer Erhöhung saß, von der herab er dann spielen sollte. Ich erschrak, wie ich unter diesen frohen Menschen dieses ernste, ja finstere Gesicht sah, das starr nach dem Tisch blickte. Ich hatte ihn auch noch nie so eigenthümlich melancholisch gesehen. Ich mußte aufstehen, es litt mich nicht mehr, und zu ihm treten, um ihn zu fragen, was ihm sei.

Er antwortete mir unverständlich. Ich glaubte, man habe ihn mit Essen und Trinken vernachlässigt — man hatte sich freilich auch nicht viel um ihn

bekümmert — und holte ihm Speisen und Wein hinzu; aber mit bitterem Lächeln schüttelte er den Kopf und schob das Dargereichte bei Seite.

Bei Tisch war mittlerweile eine Pause eingetreten, man wünschte Musik, und Ulrich griff zu seiner Geige.

Ich hörte anfangs nicht auf sein Spiel, er trug auch nichts Besonderes vor, doch nach einiger Zeit klangen mir wunderfame Töne in's Ohr. Ich lauschte überrascht, lange hatte ich ihn nicht so herrlich spielen hören. Nach und nach begannen auch seine Züge einen weicheren Ausdruck anzunehmen, das Auge blickte sanfter und hing besonders oft an der schönen dunklen Rose, welche die liebliche Brautjungfer im Haar trug. Dabei hatten sich seine Melodien zu immer edleren, fast möchte ich sagen, zu feierlichen herausgestaltet, bis er zuletzt eine Weise spielte, die mich mächtig ergriff. Ich wollte eben aufstehen und ihn bitten, sie noch einmal zu wiederholen, als er sie selbst abermals begann und mit klangvoller Stimme, die ich längst nicht mehr von ihm erwartet hätte, leise dazu sang:

Es ging ein Stern am Himmel auf,
Ein Stern mit goldnen Strahlen,
Der sah im buhlerischen Meer
Sein stolzes Bild sich malen.

Doch mitten in des Glanzes Pracht -
Ließ ihn das Glück zerschellen,
Er fiel herab in's tiefe Meer,
Verlosh im Schaum der Wellen.

Ich bin wie der versunkne Stern,
Verloschen und — —

„He, Ulrich“, rief da plötzlich ein junger vier-
schrötiger Deconom, „was singst du uns da für Kir-
chenlieder! Bist du auf deine alten Tage noch fromm
geworden?“

Ich erschrad fast über diese grobe Unterbrechung,
so hatte ich mich der Musik hingegeben.

Ueber Ulrich's Gesicht zuckte es wie ein Blitz,
ein herbes Lächeln glitt über sein Gesicht, sofort sprang
er in einen Polka über und war nun im Spielen
solcher lustiger Melodien unermüdlich. Bunt durch-
einander verfiel er auf die spaßigsten Lieder, daß
das junge Volk vor Freuden jauchzte. Mir war
diese Lustigkeit ganz unerklärlich, fast unheimlich.

Nach dem Essen wollte dann das junge Volk
tanzen, und er spielte Tänze von aller Art, so bereit-
willig, daß es mich wunderte.

Endlich kam die von uns Aelteren zuletzt sehn-
lich gewünschte Schluß. Hüte und Häuben, Tücher
und Mäntelchen wurden herbeigebracht, aufgesetzt
und umgehungen, und dann wünschte man sich ein
„Wohl bekomm's“, eine „gute Ruh“ und so weiter
und so weiter. Die Frauensleute können dabei ja
immer nicht fertig werden, darum entstand in der
kleinen dunkeln Hausflur ein Drängen hin und her.

Eben wollte ich auch aus der Stube hinaustreten,
als ein Mädchen hell aufschrie. Es entstand ein
Fragen, ein Rufen, nach kurzem Besinnen rief end-

lich die Bestürzte, es habe ihr Jemand die Rose aus dem Haar gerissen.

„Aha“, lachten da Verschiedene, „daß ist gewiß der Heinrich gewesen, der schmucke, lose Bengel. Na, der wird sich wohl bald noch mehr holen“.

Mir fuhr ein sonderbarer Gedanke durch den Kopf.

Als ich vor die Hausthür in's Freie trat, stand Ulrich da. Eine Laterne warf ihr Licht auf ihn, so daß ich erschrocken gewahren konnte, wie bleich er aussah.

Wir hatten ein Stück denselben Weg, ich bot ihm daher meine Gesellschaft an, da er mich dauerte. Ich rief meinen Frauensleuten, die noch immer allerlei zu schwätzen hatten, zu, daß wir vorausgingen, und dann schritten wir in das Dunkel hinein.

Es war eine herrliche Sommernacht. Leise zirpten die Heimchen am Wege, der Duft des blühenden Kornes zog von den Feldern zu uns herüber, hie und da blinkte ein strahlendes Johanniskwürmchen am Wege, und kühlend wehte der Seewind uns an.

Ich konnte mich nicht enthalten, ich frage sonst selten, aber hier hielt ich es auch für meine Pflicht, ich bat ihn, mir alten Jugendfreund zu sagen, was ihn drückte.

Er schwieg erst einige Minuten, dann begann er:

„Was mich drückt, das fragst du? Mich drückt die Last meines Lebens. Mit weiten Segeln fuhr ich hoffnungreich aus und vor Frost klappernd hänge

ich jetzt an einer Klippe, ohne in das Meer hinabzufallen, in welches ich längst hätte versinken sollen. O, Andreas, du hast keine Ahnung in deinem ruhigen, stillen Glück, wie man gefoltert wird, wenn man sein Leben gewissenlos vertrödelte, wenn man die Gaben, die einem der Allmächtige anvertraute, in den Schmutz trat, wenn man die Liebe, die süße Liebe, die einem so hold dargebracht ward, schnöde und hoffährtig vergaß. Die Erinnerungen hieran verlöschen keine Jahre, ja mir beklemmen sie in letzter Zeit sogar qualvoller denn je meine Seele. Wo ich mich hinwende, treten sie mir strafend entgegen. Die Lieder meiner Kinderzeit, wo wir beide uns als fröhliche Knaben tummelten, ziehen mir durch den Kopf; ich sehe mich wieder, wie wir Abends zum Läuten gehen, wie wir dann im dunkeln Thurm emporsteigen, an den noch summenden Glocken vorüber, wie wir dann hoch oben im Purpurglanze der scheidenden Sonne im Schalloch sitzen und die Schwalben um den Thurm fliegen. Ich fühle noch, wie sich damals meine Brust hob; es tritt mir wieder vor die Seele, wie ich hinablicke auf das Dorf, in die Gärten hinein und weiter über die wogenden goldenen Kornfelder und die grünen, duftigen Wiesen. Da, als meine Augen so zufällig an einem Waldesfaum vorüberstreifen, bemerken sie, wie eben eine schlanke Gestalt in hellem Sommerkleide aus dem Dunkel des Waldes hinaus auf einen Wiesenpfad tritt. Sie schreitet dem Dorfe zu, immer bestimmter hebt sich

das lichte Gewand von dem Grün des Grases ab, immer forschender hängen meine Blicke an der Nahenden. Und das Herz beginnt mir zu klopfen, ich erkenne die Mädchengestalt mit dem Körbchen am Arme, die daherwandelt so hold, so lieblich, wie die heilige Elisabeth, als sie von der Wartburg herniederstieg. Ich sehe sie in den Pfarrgarten treten, ich gewahre, wie sie den Gartenweg zwischen den blühenden Rosenbüschen dahinschreitet, wie sie sich eine dunkelrothe Rose bricht, wie sie emporsehaut zum Thurme. Ich grüße entzückt hinab — du bemerktest es nicht, denn dir war eingefallen, neues Del auf die Glockenzapfen zu gießen — sie erwidert meinen Gruß, und mir schießt das Blut in den Kopf vor Wonne und Seligkeit. Ich mußte mich am Gemäuer festhalten, mir schwindelte.

Wir stiegen hinab, und als wir den Weg an den Hecken hingingen, da ließ ich dich allein gehen, Andreas. Ich sprang in das kleine Pfarrgärtchen, wo ich Ernestine fand. Von einer franken Muhme im Nachbar-dorfe, der sie als guter Engel eine Erquickung hinübergetragen, war sie soeben zurückgekehrt.

Andreas, ich habe nie mit dir darüber gesprochen. Erst war mir meine Liebe zu heilig und dann war mir meine spätere Handlungsweise zu erbärmlich.

Wie stand sie so liebreizend verlegen da, als ich eintrat. Sie hatte die dunkelrothe Rose in ihr Haar gesteckt, die Strahlen der untergehenden Sonne

umglänzten sie; wie vom zauberischen Dufte der Märchenwelt umflossen erschien sie mir.

Ich weiß nicht mehr, was ich ihr sagte, aber ich weiß, daß ich ihr Alles sagte, was ich im Herzen trug.

Nun sah ich sie oft, das waren glückliche Stunden.

Sie feuerte mich an, die heilige Kunst der Musik mit aller Kraft, mit aller Energie zu erfassen, sie schilderte mir, wie ich dann mit meinem Talente emporsteigen werde, bewundert und geehrt. Sie fachte das Feuer meiner Begeisterung an, daß es in hellen Flammen aufloderte, sie wob mir den heißen Wunsch in meine Phantasien, von großen Meistern tiefer in die heilige Kunst eingeweiht zu werden: — ein glühender Eifer beseelte mich, und ich zog hinaus in die Welt.

Doch bevor ich ging, hatten wir uns zu einem Abschiede nach den Hermunder Steinen bestellt, weil, wie du weißt, die Sage geht, wenn man auf diesem alten Hünengrabe sich Lebewohl sage, dann könne man sich nie vergessen.

Wir stiegen auf den herabgestürzten Felsblock, der am Strande liegt. O, ich weiß es noch wie heute! Mit ihrem zierlichen Fuße — sie hatte einen so schönen Fuß — strich sie die Muscheln und das Seegras, das von der Fluth her an dem Steine hängen geblieben, hinweg, und dann setzte sie sich an das obere Ende des Steines.

Sie kam mir so hehr, so heilig vor und dabei

doch so hold, so begehrenswerth. Ich hätte sie in meine Arme schließen mögen vor Wonne und Seligkeit, und doch hielt mich ein Zauberbann fest —, und ich setzte mich still ihr zur Seite nieder.

Wir sprachen lange nichts. Ihr rannen die Thränen herab; ich hielt ihre Hand in der meinen und schaute in's Meer.

Da überfiel es mich wie eine Angst, daß ich sie nun bald nicht mehr sehen werde und mit aller Behmuth des Scheidens hingen nun meine Augen an ihrem zarten Köpfschen.

Sie trug wieder eine purpurne Rose in ihrem blonden Haar, eine leichte Röthe überfloß ihr zartes Gesicht —, der ganze Zauber ihrer Seele lag erschlossen vor meinen Blicken.

Da brauste mir das Blut auf, übermächtig schoß mir die Gluth in den Kopf, leidenschaftlich wollte ich mich an ihre Brust werfen, sie aber ergriff bittend meine Hand und beschämt ließ ich die Arme wieder sinken. Bald schlug ich jedoch die Augen wieder auf und schaute zu ihr empor.

Sie hatte den Kopf nach vorn geneigt, so daß ich auf ihr goldenes Haar blickte. Jetzt bemerkte ich erst, daß sie die Fülle ihres Gelocks mit einem schmalen Sammetbande zusammenhielt, in welches sie die dunkle Rose befestigt hatte. Begehrlich sah ich die schöne Blume an, die wie von einem heimlichen Zauber durchdrungen, duftig in den schwellenden Locken prangte. Es zuckte mir in den Fingern —

ich bat um diese Rose, und sie litt es, daß ich sie mir aus dem Haare nestelte. Aber das ging nicht so leicht. Das Gelock wollte sich den schönen Schmuck nicht entreißen lassen, wie mit magisch fesselnder Kraft schlang sich das ringelnde Haar um Stiel und Dornen. Bitternd suchten meine Hände das goldene Gewirr zu lösen, aber es gelang ihnen nicht vollständig, ein Haar hatte sich so von den Dornen verschleift, daß ich es abreißen mußte. Es blieb am Stiele hängen — lange Jahre, bis ich die vertrocknete Blume eines Tages, es war in Paris im Hôtel du Louvre, lachend zum Fenster hinaus auf die Rue de Rivoli warf. Lachend! Wie erbärmlich das war. O, könnte ich diese Rose wieder holen und das Lachen aus meiner Seele löschen!

Doch ich will dir Alles erzählen, Andreas.

Ich hatte mich jetzt dicht neben sie gesetzt, hatte sie leise mit meinem Arm umfassen und sie hatte hold ihr Köpfchen an meine Brust gelehnt.

Lange saßen wir so schweigend da. Ich schaute auf das stille Meer und dachte schmerzvoll an die Trennungsstunde; da fühlte ich, wie auch sie mit ihrer Erregung rang, wie ihr Herz schlug, ja ich sah, wie sie die Augen schloß, um die hervorquellenden Thränen zu bekämpfen. Unwillkürlich ergriff mich das Verlangen, in diese lieben Augen zu schauen; ich weiß nicht, wie es geschah, ungesucht legten sich mir die Worte in den Mund, und leise sprach ich zu ihr:

Hebe deine Augen auf,
Deine lieben, treuen, blauen,
Denn ich will dir wonniglich
Auf den Grund des Herzens schauen.

Heute ruht dein Köpfchen noch
Lieblich mir an' meiner Seite,
Morgen zieh ich schon hinaus
In die ferne, fremde Weite.

Hebe deine Augen auf,
Deine lieben, treuen Augen,
Denn ich muß für lange Zeit
D'raus mir Lieb und Freude saugen.

Da bei dem Schlusse brach es unaufhaltbar aus ihr hervor, und die Thränen perlten ihr über die rothen Wangen.

Erst nach geraumer Zeit faßte sie sich und endlich hub sie an:

„Ulrich, manchmal, wenn ich denke, daß du nun so herrlich, so bezaubernd vor aller Welt spielen wirst, daß dein Ruhm durch alle Länder geht und alle Mächtigen der Erde dich preisen, dann wird mir oft so bang um's Herz und ich frage mich zitternd: wird er dann aus dem Glanze der Paläste auch wohl noch heim und an das stille Pfarrhaus denken?“

„Ernstine,“ rief ich damals aus, „beim Allmächtigen schwöre ich dir, dich heilig in meinem Herzen zu bewahren jetzt und immerdar! Das Edelste, was ich besitze, den Zauber meiner Musik will ich verlieren, wenn ich dich jemals vergesse!“

Ich schwor es, und . . . der Allmächtige hat es gehört! —

Die Welt nahm mich mit Beifall auf, nach allen Windrichtungen posaunten geschäftige Zeitungen aus, daß ein neuer Stern am musikalischen Himmel aufgegangen sei. In allen hohen Kreisen der Gesellschaft wurde ich freundlich empfangen, schöne Damen brachten mir ihre Huldigungen dar, man war bald stolz darauf, seine Salons mit mir schmücken zu können.

Anfangs konnte ich mich in dieses Leben nicht hineinfinden, meine Gedanken weilten in der Heimath und in diesem Sehnsuchtsweh componirte ich das kleine Abschiedslied. Es war mir so aus meinem warmen Herzen hervorge drungen, daß ich es anfangs Niemandem zeigen wollte, durch Zufall wurde es jedoch einem Kunstfreunde bekannt und dieser bewog mich, es zu einer Preisausschreibung einzuschicken. Es wurde gekrönt, und dieser Umstand hob mich wieder eine Stufe höher. Ich selbst war sehr erfreut.

Dabei begann ich mich mehr und mehr an mein neues Leben zu gewöhnen — und — nicht lange, so schaukelte ich mich trunken auf diesem Meere des Glanzes und sog behaglich das Gift schmeichlerischer Reclame und selbstsüchtigen Beifalls ein.

„Junger Mann“, sagte damals ein alter Herr zu mir, der mich bisher nur mäßig gelobt hatte, „hüten Sie sich vor der zu oberflächlichen Salongesellschaft, wo man die Talente urtheilslos mit Bei-

fall berauscht, um sich mit ihnen aufzuputzen und um sie desto ergiebiger für die Unterhaltung auszunutzen“.

Ich antwortete damals dem Alten grob, daß ich selber wisse, was ich zu thun habe.

Unbekannt mit der Deconomie des Lebens, voll von Selbstüberschätzung, ergab ich mich rücksichtslos dem Genuß, verlachte die „simple Liaison“ mit Ernestinen, suchte die Liebe zu ihr auszumärzen —, und der Genius meiner Kunst verschwand. Das Feuer meiner Begeisterung erlosch, durchpraßte Nächte nahmen mir die Sicherheit meiner Hand, ich scheute, an ein müheloses Leben gewöhnt, ernstere Studien — was soll ich es schildern, von Stufe zu Stufe stürzte ich tiefer und tiefer hinab.

Ich wollte mich wieder emporraffen, ich wollte mich wieder hineindrängen in die Kreise, wo man mich früher vergöttert und dann still entlassen hatte, aber jetzt stemmte man mir die Thür zu. Kunstkenner, die mir früher Beifall gezollt, sahen sich bei mir in ihrem Urtheil getäuscht und blickten jetzt zur Seite, wenn sie mir auf der Straße begegneten. Lästige Flachköpfe, die sich früher um meine Freundschaft auf's Angelegentlichste bemüht hatten, lächelten jetzt behaglich über mich, wenn sie mich trafen.

Das war entsetzlich, verzweiflungsvoll. Ich suchte mich zu betäuben und versank immer mehr, und die Wogen des Lebens schlugen über mir zusammen — ich sank herab bis zum Bettelstab. Mit diesem kam ich zurück in die Heimath. Aber ich

wagte mich nicht am Pfarrhause vorüber, ich hätte ihr begegnen können.

Ich fragte ein Kind, das mir scheu ausweichen wollte, nach Ernestinen, da blickte mich das verwundert an und sagte:

„Die ist ja lange gestorben.“

Auch ein Bettelstab hat seine guten Seiten. Ich mußte mich fest auf ihn stützen und er hielt mich wacker.

Ich schlich nun in der Dämmerung an meinem Vaterhause vorüber. Noch wie ehemals standen hochaufgeschichtete Holzvorräthe im Hofe. Ein heimathlicher brenzlicher Harzduft wehte mich an; ich schaute durch die blinden, staubigen Scheiben in den matterleuchteten Raum --, fremde Menschen arbeiteten darin.

Ich habe mich nie so verlassen gefühlt, als an diesem blinden Fenster der Werkstatt meines Vaters. Ich hielt mich an einer Latte, wo mein Vater sonst Wein gezogen hatte, und verfiel in dumpfes Hinbrüten, bis mich das Knurren eines Hundes erweckte, der mich mißtrauisch heroch.

Darauf kam ich zu dir und lebe seitdem hier zu Aller Last und zu Keines Freude. Das Glück meines Lebens habe ich fahrlässig und leichtsinnig zerbrochen, eine drückende Schuld lastet auf meiner Seele und die Krallen des Wahnsinns sitzen mir im Gehirn. Wenn sie doch nur wirklich zu wühlen anfangen wollten, diese Krallen, daß ich wahnsinnig

würde, dann brauchte ich nicht mehr zu trinken bis in die Nächte hinein.

Seit einigen Tagen, Andreas, ist mir absonderlich zu Muth. Es kommt mir vor, als wären die Erinnerungen an Ernestine lebhafter und frischer, als sonst. Heute Abend nun, als ich auf dem Podium saß und spielte, erblickte ich überall, wo ich hinsah, Bilder aus meiner Jugendzeit. Oft konnte ich den Bogen kaum noch halten vor Erregung, aber ich spielte; doch ich habe noch nie so wirt und toll gespielt.

Da zufällig fiel mein Blick auf die Brautjungfer. Verwundert schaute ich sie an, mir ward es kalt und heiß, mir ward es schwarz und glänzend vor meinen brennenden Augen, es war mir, als ob sich ein Zauberschleier vor mir lüfte; tausend Melodien gingen mir durch den Kopf: ich sah sie sitzen, ich sah Ernestinen mitten unter euch an der Hochzeitstafel sitzen mit jener dunkeln Rose im goldenen Haar.

Wie ein Feuerstrom brauste mir das Blut durch die Adern, wie in meinen berühmtesten Tagen glitt mir bei ihrem Anblick der Bogen über die Saiten; ich fühlte begeistert, wie mich der Zauber meiner Musik von Neuem erhob.

Da quoll ein altes, altes Lied in meine Melodien. Ich wollte es zurückdrängen, aber es stieg mir mit magischer Gewalt aus der Seele —, ich glaube, ich habe es gesungen.

Und mitten in der Melodie fühlte ich, wie mich

die Dämonen meines Lebens wieder packten, eine Stimme rief mich zurück —, und mit einem stechenden Schmerze fiel ich wieder in die trostlose Gegenwart zurück.

Ich mußte die Zähne auf einander beißen, und mühsam holperte der matte Bogen mit einer lustigen Polka über die kreischenden Saiten.

An der Hochzeitstafel saß nun wieder die mir fremde Brautjungfer, aber mit einer dunkeln Rose im Haar, einer Rose, die ich kennen mußte.

Ein fieberhaftes Begehren besiel mich, nur mit Anstrengung konnte ich weiter spielen. Weh, unendlich weh wurde mir; dann zog sich mein Herz krampfhaft zusammen, als wäre es in Gift getaucht und ich hätte lachen mögen, lachen über das wahnsinnige Verlangen nach jener Rose. Aber so oft ich die glühenden Augen auch ablenkte, immer wieder starrte ich auf die geheimnißvolle purpurne Blume, die alle meine seligsten Gedanken gefangen hielt. Dann war mir, als schlummere in dieser Rose mein letztes Glück, als ruhe in ihren Blüthenblättern der Balsam für meine Leiden. Begierig suchte ich einen Dufthauch von ihr einzufangen — doch vergeblich, ich saß zu fern.

Da brach es plötzlich in mir durch. „Das ist die letzte Gluth deines Lebens!“ riefen alle meine Gedanken, „erringe sie dir, ergreife sie, halte sie fest, und der Frost deiner Seele verläßt dich und die Schuld deines Lebens weicht von dir.“

Am Schluß des Tanzes loberte der brennende Wunsch mit unbefiegbarer Hestigkeit auf. Wie befeffen stellte ich mich lauernnd im Hausflur hinter die Thür und riß dem arglos heraustretenden Mädchen mit gierig-zitternder Hand die Rose vom Kopse.

Es hatte es Niemand bemerkt.

Eine eisige Kälte fuhr mir durch die Glieder, als ich den Raub in die Brusttasche steckte.

Damit schließt meine Narrengeschichte, Andreas". —

Ulrich schwieg und ich wußte vor Verwunderung über diese Handlungsweise nichts zu antworten. Erwartete auch nicht lange. Da wir am Wege angekommen waren, wo er abzubiegen hatte, reichte er mir die Hand und verschwand im Dunkel.

Ich blieb einige Minuten lang stehen, um mich zu besinnen, er hatte mir zu viel auf einmal erzählt. Dann horchte ich auf, ob meine Frau mit meiner Tochter noch nicht käme; wir mußten jedoch etwas schnell gegangen sein, sie kamen noch nicht. Ich ging daher wieder zurück, ihnen entgegen. Bald darauf traf ich sie.

Wir wanderten nun rüstig durch die stille Nacht heimwärts, blieben aber fast erschrocken stehen, als wir da, wo der Weg nicht weit von den Hermunder Steinen sich dem Strande nähert, leise Musik vernahmen, die der laue Sommerwind von der See-seite herüber nach dem Lande trug. Es waren wunderbare schöne, liebliche Töne, die sich zauberisch mit

dem Rauschen der herantwogenden Fluth vermischten und wie Klänge aus einer anderen Welt zu uns heraufdrangen.

Ein sonderbares Grauen beschlich uns. Waren die alten Barden ihren verfallenen Gräbern entstiegen und führten sie mit den Meerjungfern einen nächtlichen Reigen? Aber nein, das waren keine Tanzweisen, das waren ja Melodien, so wehmüthig, so klagend, als ob sie aus einen todteswunden Herzen hervordrängen.

Ich ließ meine Frau und meine Tochter stehen und trat über den Rand des Weges einige Schritte hinab in das bethauete Gras. Da trug der Nachtwind die Musik deutlicher zu mir heran. Beben hörte ich singen:

Er fiel herab in's tiefe Meer,
Verlosch im Schaum der Wellen.

Ich bin wie der versunkne Stern,
Verloschen und verschollen — ;
Schon rauscht das Meer hoch über mir
Und Schaum und Wogen grollen.

Der Athem stockte mir. Lauter schlugen die Wogen der wachsenden Fluth an's Ufer und nur noch einzelne Accorde der Musik drangen zu meinem Ohre. Es wurde mir eigen zu Muth; tief erregt stieg ich zu den anstvoll harrenden Meinen zurück.

Meine Tochter ergriff meinen Arm und ich fühlte wie sie zitterte. Rasch schritten wir nun an dem alten Hünengrabe vorüber.

Am andern Morgen wollte ich wieder nach dem Hochzeitshause gehen, um mich zu erkundigen, wie der viele Lärm bekommen und um der jungen Frau die neue Wirthschaft mit einpacken zu helfen, denn ich besitze, ohne mich zu rühmen, einige Geschicklichkeit im Einpacken.

Als ich an den Steinen vorüberkam, wo wir diese Nacht die Musik gehört hatten, schaute ich neugieriger Weise, indem ich noch einige Schritte zum Strande hinabging, nach dem im Meere liegenden Steine, als ich zu meiner großen Verwunderung Ulrich's Geige im Wasser schwimmen sah, wie sie von den leichten Wellen schaukelnd gegen den Strand getrieben ward. Noch mehr staune ich, als ich gewahre, daß eine welke Rose, die Rose der Brautjungfer, in die Saiten geflochten ist.

Ich springe hinzu und ziehe mit meinem Stocke das Instrument zu mir heran, dabei stoße ich aber an die Blume, die rothen Rosenblätter fallen matt auseinander; ich hebe die Geige aus dem Wasser, und die Rosenblätter schwimmen hinaus in's Meer.

Ich forschte nun am Strande entlang, um eine Spur vom Besitzer der Geige zu entdecken. Eine beklemmende Angst kam über mich; immer, wenn ich in eine neue Bucht trat, fürchtete ich, ihn mit verstörtem Antlitze wahnsinnig sitzen zu sehen. Als ich um eine Düne bog, fuhr ich erschrocken über ein Geräusch zusammen —; aber nur ein Kaninchen

sprang, aus dem Sonnenschein aufgeschreckt, in seine Höhle.

Stunde um Stunde verging, ich suchte wohl den ganzen Vormittag; aber ich habe ihn nie wieder gesehen, und man hat nie wieder etwas von ihm erfahren. Ob er sich in der Nacht auf den herabgestürzten Felsblock des Hünengrabes gesetzt hat und ob ihn da die Fluth hinweggespült — wer kann es sagen!

Die Geige, von der durch die Rässe schon der Resonanzboden krumm gezogen war, habe ich meiner Schwester hinübergetragen. Die hat sie lange Jahre aufgehoben, so, wie ich sie gefunden habe mit dem in die Saiten eingeflochtenen Rosenstiel, bis sie gestorben ist. Heute hat man ihre Sachen verkauft, und da habe ich mir das Instrument erstanden. Spielen kann man die alte Cremoneser freilich nicht mehr, denn sie hat ihren berühmten Ton verloren; aber wenn ich sie ansehe, dann klingen mir immer wieder die wehmüthigen Erinnerungen längst vergangener Tage durch meinen alten Kopf und die Worte des Propheten Jesaias zittern mir schmerzhaft durch die Seele: „Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern!“



Halle,
Druck der Heynemannschen Buchdruckerei.

Verlag von G. Emil Barthel in Halle,
durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Unter dem Halbmond.

Heimatliche Novellen
von
Ludwig Salomon.

Mit einem Vorworte von George Hefkiel.
1870. H. 8. 15 1/2 Bogen, brochirt.
1 Rth.

Vorwort.

Die ehrenvolle Aufforderung ist an mich ergangen, dem Erstlingswerke eines jungen Dichters einen Empfehlungsbrief an die deutsche Lesewelt zu schreiben. Solchen Ehrendienst nun würde der alternde Mann, der vor länger als dreißig Jahren sein erstes Büchlein zu Halle in Druck gab, dem jungen Genossen unter allen Umständen geleistet haben, selbst wenn die Ehre dabei nur gering, der Dienst also schwer gewesen wäre. Hier aber vereinigen sich verschiedene Umstände, welche den Ehrendienst zu einem überaus freundigen und willkommenen machen. Zuerst sind diese drei Geistesblüthen und Erstlinge, welche dem freundlichen Leser hier dargeboten werden, unter'm Halbmond entsprossen, das heißt sie entfalten sich in der guten alten Stadt Halle an der Saale, der der Verfasser entstammt und der Schreiber dieser Zeilen auch. — Der rothe Halbmond im weißen Felde, von zwei Sternen begleitet, ist nämlich das

Stadtwappen von Halle. Der Dichter und ich sind aber nicht nur Hallische Landsleute, sondern wir tragen auch Jeder einen gar schönen Namen aus dem alten Testament und sind doch Beide die Söhne von evangelischen Geistlichen. Das Alles mag Anderen unbedeutend, nichtig erscheinen, mir ist's bedeutungsvoll und meinem jungen Genossen auch; was aber Allen verständlich sein wird und doch der Hauptgrund ist, warum ich diesen Geschichten so freudig einen Empfehlungsbrief schreibe, ist der günstige Umstand, daß dieselben durchaus keiner Empfehlung bedürfen. Die meisten Leser lassen ja die Vorrede unbeachtet, und aus den sauberen, anmuthigen und vollkommen sicher vortragenen Erzählungen mit ihrer glücklichen Mischung von tiefem Ernst und neckischem Scherz wird's kaum Einer herauslesen, daß er es mit Erflingen zu thun hat. Deshalb kann ich denselben, wie es mein lieber Landsmann gewünscht hat, ohne ihnen zu schaden, meinen Dichtersegen so freudig mit auf den Weg geben!

Berlin, am St. Gallustag 1869.

George Hejefiel,

Köngl. Preuß. und herzogl. Anhalt. Hofrath.

Dem Titelblatte des gefällig ausgestatteten Buches, welches diese Worte an der Stirn trägt, möchten wir eine kleine illustrirende Beigabe in Form einer Bigarette mit dem hallischen Stadtwappen wünschen. Denn wir bekommen „unter dem Halbmonde“ nicht etwa „ein Gespräch von — hinten weit in der Türkei“ zu hören, sondern es ist unsere unmittelbare Umgebung, unsere alte allerchristlichste Stadt mit ihrem Halbmonde, welche dem jungen hallischen Autor die Motive zu seinen Dichtungen darbot und ihm zu dem Titel Anlaß gab.

Nicht obgleich, sondern weil das Buch von einem Novizen des Litteratenordens herrührt, geben wir eine möglichst eingehende

Besprechung, wie sie die geweihten Häupter mit berühmtem Namen nicht mehr nöthig haben. Der Band schließt drei Erzählungen ein, deren zweite sich mit dem seiner Zeit vielfach übel berufenen, aber noch jetzt interessanten Dr. Bahrdt in Halle in ansprechender Weise beschäftigt. Die dritte, Vielen unserer Leser aus dem Tageblatte bekannt, bietet unter dem Titel „Durch den Zopf des Herrn von Goethe“ mit einer novellenartig ausgeführten Anekdote aus Lafontaine's Leben ein mannigfach anziehendes litteratur- und kulturhistorisches Material. Die Masse des nicht überall ökonomisch gesichteten und vertheilten Stoffes mag den Fernerstehenden verwirren, dem Kenner des damaligen litterarischen Lebens in Halle wird jeder Zug von hohem Interesse sein. Die umfänglichste und an Inhalt reichste und bedeutendste Arbeit ist die erste Erzählung: „Die andre Babylonische Gefangenschaft.“ Von ihr namentlich gilt es mit vollem Rechte, wenn George Hesehel, als geborner Hallenser, dem Buche eine besondere Theilnahme widmend, in der Vorrede sagt: „Aus den sauberen, anmuthigen und vollkommen sicher vorgetragenen Erzählungen mit ihrer glücklichen Mischung von tiefem Ernst und neckischem Humor wird's kaum Einer herauslesen, daß er es mit Erstlingen zu thun hat.“ — Denn wir finden hier Reife der Lebensanschauung, Vielseitigkeit und Tiefe des Gedankenausdruckes, während eine gewisse Mattheit des Tones, welche hie und da in den andern Arbeiten auffällt, überwunden ist. Die Handlung der historischen Erzählung spielt in der Zeit der religiösen und politischen Kämpfe, welche in der Schlacht bei Mühlberg eine Katastrophe fanden, und von welchen unser Halle so nahe berührt wurde. Eine fesselnde Privatgeschichte, geknüpft an die Person des Superintendenten Justus Jonas, ist in die Kette der gewaltigen welthistorischen Ereignisse künstlerisch eingeordnet, die Charaktere sind trefflich durchgeführt und haben unser volles Interesse. Die stets lebensvolle Darstellung beweist, daß der Autor sich zu dem Besitze der plastischen Kraft durchgearbeitet hat, welche ihm in den beiden kleineren Piècen noch nicht überall zu Gebote steht.

G. Hefeliel sieht es als einen „überaus freudigen und willkommenen Ehrendienst“ an, diese Erzählungen zu empfehlen, „die durchaus keiner Empfehlung bedürfen.“ Leider aber bedürfen sie einer solchen trotz Hefeliel und ihrem Werthe, weil das Publikum noch lange nicht den Antheil an den Erzeugnissen deutscher Geister nimmt, welcher ihnen zu wünschen wäre. Und so möge den unser von warmem Interesse dictirter Empfehlungsbrief vor dem gewöhnlichen Schicksale derartiger Schriftstücke bewahrt bleiben und die Aufmerksamkeit der Leserschaft, besonders der hällischen, auf den jungen vielversprechenden Novellisten energisch hinlenken.

H. Font.

Sällische Zeitung. 1870. Nr. 77.

Ähnliche Urtheile enthielten folgende Journale und Zeitungen:

Deutsche Blätter — Süddeutsche Presse — Neue preuß. (H) Zeitung — Rheinischer Kurier — Allgemeine Wochenzeitung — Deutsche Romanzeitung — Spener'sche Zeitung — Berliner Fremden- und Anzeigenblatt — Europa — Neue Freie Presse — Victoria — Allgemeine Familien-Zeitung — Hamburger Reform — Magazin für Literatur des Auslandes — Die Post — Dresdener Journal — Volksblatt für Stadt und Land — Didaskalia — Novellenzeitung — Blätter für literar. Unterhaltung — Ueber Land und Meer — Berliner Revue.

834Sa3

X5

Salomon

834Sa3

X5

*image
not
available*